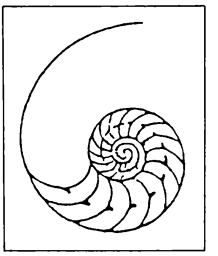
Franz Jung Werke in Einzelausgaben



Franz Jung

PROLETARIER
ARBEITER THOMAS
(Erstdruck aus dem Nachlaß)
HAUSIERER

Drei Romane

Herausgegeben
und mit einem Nachwort versehen
von Walter Fähnders

Werke 3

Publiziert bei Edition Nautilus

FRANZ JUNG WERKE 3
Editor dieses Bandes: Lutz Schulenburg

Editorische Notiz: Diesem Band liegen folgende Textvorlagen zugrunde:
*Franz Jung: *Proletarier*. Erzählung. Berlin: Malik 1921 (= Die Rote Roman-Serie. Bd 1); der Text dieser Erstausgabe wurde mit den beiden Nachdrucken verglichen: Franz Jung: Joe Frank illustriert die Welt. Die roten Jahre 1. Hrsg. W. Fähnders, H. Karrenbrock, M. Rector. Darmstadt und Neuwied 1972 (= Sammlung Luchterhand. Bd 89), S. 71–141; und Franz Jung: Der tolle Nikolaus. Prosa, Briefe. Hrsg. C.M. Jung und F. Mierau. Leipzig: Reclam 1980 (= Reclams Universal-Bibliothek. Bd 811). Wieder: Frankfurt/M.: Röderberg 1981 (= Röderberg-Taschenbuch. Bd 84), S. 91–149. — Dem Text ist folgende Notiz vorangestellt: „Die Erzählung ‚*Proletarier*' wurde Herbst 1920 im Gefängnis verfaßt."
*Franz Jung: *Hausierer*. Gesellschaftskritischer Roman. Berlin: Der Bücherkreis 1931. — In beiden Texten wurden Druckfehler berichtigt und die Schreibweisen der Umlaute und des „ß" vereinheitlicht, andere Eigenheiten, auch der Interpunktion, wurden belassen. — Entsprechendes gilt für die im Anhang abgedruckten Texte.
**Arbeiter Thomas* folgt der Kopie eines maschinenschriftlichen Durchschlags aus dem Jung-Nachlaß (Berlin). Es handelt sich um 207 gez. Bll. mit gelegentlichen Fehlerkorrekturen von fremder Hand (womöglich von Cläre M. Jung). — Beim Abdruck wurden offensichtliche Schreib- und Flüchtigkeitsfehler korrigiert, die Interpunktion, soweit es zum Verständnis nötig schien, gängigen Regeln angeglichen und bestimmte Schreibweisen („zu Hause" für „zu hause", „ß" für „ss") sowie die Umlaute vereinheitlicht; am Anfang wurde „Erster Teil" und „I.", der Gesamtgliederung entsprechend, hinzugefügt. — Auf lektorierende Texteingriffe, selbst dort, wo die Syntax es geboten hätte, ist verzichtet worden.
An dieser Stelle sei Sieglinde und Fritz Mierau, Berlin, für ihre Hilfen bei der Materialbeschaffung auf das Herzlichste gedankt! W. Fä.

Originalausgabe
Edition Nautilus Verlag Lutz Schulenburg
Am Brink 10 · 2050 Hamburg 80
Alle Rechte vorbehalten
© by Verlag Lutz Schulenburg, Hamburg
1. Auflage 1992
ISBN: 3-89401-208-0 (Pb)
ISBN: 3-89401-209-9 (Ln)
Printed in Germany

Maximilien Rubel gewidmet

Proletarier
Erzählung

Man sagt von Gefangenen, daß sie besonders empfänglich sind für die Wellenströmungen, die von Mensch zu Mensch, von vielen zu einem gehend dahingleiten, sich kreuzen, in plötzlichem Schmerz aufblitzen — der Kontakt der Aufnahmestimmung ist überladen — und sich wölben und zusammenballen zu den Entladungen stürmischen Lustgefühls und weitwuchernder Trauer. Alle Schwankungen sind jedoch durchsättigt von einem stetig auf- und abschwellenden Gefühl der Ratlosigkeit, Ohnmacht und einer sich zuspitzenden Frage, die bohrt und in der Tiefe der Seele den Schrei löst, den Schrei ewiger Einsamkeit. Der Gefangene, sagt man, ist besonders geeignet, dies zu empfinden — weil er allein, weil er einsam ist.
Ich bestreite das.
Der Gefangene hört diesen Schrei sich emporwinden, weil er frei ist von den Illusionen des Alltags, weil er befreit ist von dem Zwang, sich draußen im Leben einzuordnen einem Maschinentakt, der mit jedem Schlag gegen das Herz des Menschen zielt, es zu durchstoßen. Der Gefangene atmet diesen Schrei als eine glückliche Hoffnung, als etwas, das allen gemeinschaftlich lebt und sein wird, ein dunkles Ungewisses, neues Glückhaftes, Jauchzendes — Luft und Sonne des neuen Lebens.
Draußen die Leute, die auf den Straßen gehen und in die Häuser und Stuben, irgendwo hocken und vor Angst sich aneinanderketten, hilflos und vor einer Ungewißheit zitternd — dort wird dieser Schrei weit mehr Wirklichkeit. Zugleich Pulsschlag einer Masse wird er zum Hammer, der darauf niedersaust. Er spritzt die Menschen auseinander, um sie wieder zusammenzuballen, unaufhörlich, und die einen gegen die andern zerreibend. Dort ist es schwer, Hoffnung zu finden. Und doch — aber davon später.

Allein und einsam, verzweifelt und hilflos sind die Menschen als Masse, weil die Gemeinschaft noch nicht geboren ist. Schon künden sich aber die ersten Wehen ...

Von der Wilhelmsbrücke her kam der erste Zug. Meist junge Burschen, einige Mädels darunter. Sie gingen sehr schnell, liefen aufeinander auf, wenn ein Wagen kreuzte, blickten herausfordernd und zogen dann immer wieder fast aufgelöst schneller weiter. Von hinten riefen sie fortwährend: Ordnung halten, im

Glied bleiben, Vordermann — denn die letzten kamen schlecht mit. Sie keuchten merklich. Einige trugen rote Fahnen, mehr Fetzen, oder Plakate. Gegen das Ende hin wurde von zwei Mädchen ein breites Banner getragen aus Pappe, das mit dicken Kreidestrichen bemalt war. Es war Pappe, die in irgendeinem Fabrikhof oder Packraum rumgelegen haben mochte. Sie kämpften damit schwer gegen den Wind, der Zug ging zu schnell. Die Straßengänger ließen sich nicht stören. Sie warfen auf den Trupp kaum einen Blick.

Viele solcher Trupps, hundert bis zweihundert Personen, wurden in allen Teilen der Stadt beobachtet. Sie gingen in Richtung auf das Volkshaus. Je weiter die Stunde vorrückte, desto zahlreicher gingen die Meldungen im Stadthaus ein, das durch einen weiten Platz getrennt dem Volkshaus direkt gegenüberlag. Der Platz war noch fast leer. Vereinzelte Radler, Motorradfahrer, die Meldungen brachten, Eilboten, hin und wieder ein Auto mit Offizieren, anscheinend Befehlsempfänger. In den südlichen und östlichen Vorstädten war der Straßenverkehr ins Stocken geraten. Die Belegschaften einiger Großbetriebe hatten die Arbeit eingestellt und waren in geschlossenem Zuge auf die Straße gegangen. Sie schritten in Reihen bis zu zehn Mann, Ordner mit roten Binden an der Spitze. In eine Anzahl Betriebe waren Trupps von der Straße gewaltsam eingedrungen, um die Kollegen auf die Straßen zu holen. In einem Fall war es zu einem Zusammenstoß mit der Torwache gekommen. Ein vollgefressener Uniformierter, der einen Revolver gezogen hatte, wurde hochgehoben und gegen eine Bordschwelle geschleudert, Fäuste über ihn her. Er schlug noch eine Weile mit den Füßen, dann blieb er liegen. In einem anderen Falle war das Portierhäuschen auseinandergerissen und kurz und klein geschlagen worden. In einem Betrieb hatten sich die Arbeiter selbst den Eindringenden entgegengestellt, es war zu Handgreiflichkeiten gekommen, bei denen die Maschinenanlagen nicht unerheblich zerstört worden waren. Mit Drehkolben und Eisenstangen gingen die Arbeiter selbst aufeinander los, und es blieb dem Eingreifen des Betriebsleiters zu verdanken, der kurzerhand den Betrieb für geschlossen erklärte, daß das ganze Gebäude nicht in die Luft flog, wie befürchtet wurde. Alle diese Meldungen liefen ein, wurden gesichtet, zum Teil in Stichworten erläutert auf Grund persönlicher Rückfragen und Berichte und dann hö-

heren Orts weitergeleitet. Die Stimmung im Stadthaus blieb gleichmäßig still. Schreibmaschinen tackten, das Telephon schnurrte unaufhörlich, einzelne Laute drangen durch, sonst war Besonderes nicht zu merken. Die ersten Trupps waren auf dem Platz erschienen.

Das war der Aufmarsch. Über den Platz wehten die roten Banner: Gebt uns Arbeit, gebt uns Wohnung, Kleidung, Brot. Die Menge schob sich vom Volkshaus zum Stadthaus und wieder zurück. Es war ein Murmeln und Aufundabschwellen, das manchmal wie in einem Strudel versank. Vereinzelte Rufe, es schien sich eine bestimmte Wut durchsetzen zu wollen. Dagegen kämpfte aber wie von einem Ganzen abgeirrtes Gelächter. Etwas wie Ratlosigkeit, vermischt mit Ungeduld, breitete sich aus. Mehrere Redner, die einen Kreis enger um sich zogen, kamen schließlich zu Wort. Von Gruppe zu Gruppe ging die Meldung: Sie haben die Kommission oben, sie verhandeln schon. Nur wenige fühlten sich als direkt Beteiligte.

Als dann aber von einer Seitenstraße aus auf die Menge scharf geschossen wurde — die Seitenstraße hatte niemand beachtet, sie schien vorher leer. Dort tauchte plötzlich ein Maschinengewehr auf. Eine Handvoll Sicherheitswehr. Man hatte gar nicht gesehen, was eigentlich los war. Die Sache war so: Einige Leute, in der Absicht, was Näheres zu sehen und zu hören, hatten eine vorspringende Rampe erklettert und waren dort gegen ein Fenster gedrückt worden. Vielleicht daß jemand angenommen hatte, als das Fenster klirrte, es wäre ein Signal zum Angriff — kurzum, wie aus dem Boden gezaubert wuchs das Maschinengewehr empor, kaum daß noch die Vornestehenden rufen und pfeifen konnten, huiiih – da fielen auch schon die ersten Schüsse. Die Polizisten sahen bleich und verstört aus, sie hatten Angst. Die Masse konnte sich auf sie stürzen, sie in Stücke reißen, es war schon vorgekommen. Doch —

Oben die saßen noch ruhig, der eine ordnete seine Statistiken, er wollte den Leuten genau beweisen, wie die Sache stand, daß mit Forderungen allein nichts gemacht war. Schüttelte mißbilligend mit dem Kopf, als der Schrei der Masse heraufstieg. Die Vertreter waren noch nicht ganz oben.

Dieser Schrei stieg wirklich empor. Eben diesmal stürzte sich niemand auf die Handvoll Polizisten. Die Masse. Es schien, sie wollte sich zerreißen, sich selbst auflösen. Eingekeilt auf dem

weiten und doch zu engen Platz. Häuser fielen nicht ein. Aber eine ungeheure Kraft tobte gegen sie an.
Als die ersten Schüsse gefallen waren, dann weitere, dazwischen wilde Rufe, stürzte alles übereinander. Sie liefen und stoben auseinander. Sie verkrochen sich unter- und hintereinander. Mitten durch die rings um den Platz sich bildende Postenkette. Die umgerissen wurde. Auch gar nicht zu schießen beabsichtigte. Mitten hinein auf an den Ecken der Zugangsstraßen sich bildende Blocks, die schon standen. Gestikulierten, durcheinanderschrien, die Fäuste ballten und dann die Kleider wieder in Ordnung brachten. Manches war runtergerissen, vieles war verrutscht. Sie drohten und verschwanden dann. Breit über die Straße in losen Haufen. Einige Tote blieben liegen.

So war in Wirklichkeit der Vorgang, auf dem die Anklage beruhte. Mehr als hundert Männer und Frauen, blutjunge Burschen auch darunter, waren angeklagt, um verurteilt zu werden. Ein besonderes Ausnahmegesetz war in Kraft getreten. Eine tadellos funktionierende Greifmaschine hatte die Gerechtigkeit schon zwei Tage später nach jener Demonstration ihre Arme und Fühler und Schlingen ausgestreckt und gleich ungeheuren Saugern aus den Werkstätten und Laderäumen, aus Seiten- und Quergebäuden wie aus den feuchten dunklen Kellern Leute herausgeholt, Leute von der Straße weg, hinter dem Ladentisch vor, einen kleinen Zigarrenhändler, der sich einen angesoffen hatte und lustig pfiff — nach Ausfertigung der Listen waren alle bezeichneten Personen in wenigen Stunden eingeliefert. Kaum einer, der im Netz gezappelt hätte. Mag sein, er hörte etwas, lief noch einmal dahin und dorthin, für einen Tag, zwei Tage, dann war der Widerstand gebrochen, und er ließ sich fangen. Sie gingen ruhig mit. Manche hielten den Kopf gesenkt, manche blickten übertrieben herausfordernd. Eine Frau weinte, nicht weil man allgemein sagt, daß Frauen leicht weinen, sondern weil diese Frau zwei Kinder zu Hause ließ und der Mann schon seit Monaten mit einer anderen lebte und sich höchst selten blicken ließ. Jetzt wird er die Kinder noch holen, dachte sie und jammerte laut: Hätte ich sie nur erwürgt, die armen Würmer! Gebt mir doch die Kinder mit! Die Transporteure zerrten und stießen sie weiter, auf der Straße blieben welche stehen, und die Beamten lächelten verlegen, als

sei es ein Scherz. Auch sonst sahen die Menschen wenig auf die Gefangenen, die eingeliefert wurden. Einer der Zuschauer sagte später, er hätte so ein unbequemes Gefühl gehabt, das anzusehen.
Die Leute waren meist Mitglieder einer Partei oder vielmehr der Parteien, die sich für diese Demonstration vereinigt hatten.

Der Gefangene bebte in dem großen Hause, in dem noch Tausende von Gefangenen bebten. Ein hohler Schall rohrte von Galerie zu Galerie, dann schlossen die Schlüssel, und es trat jemand wo ein, oben oder unten oder nebenan, es war so gleich hohl, oder jemand ging los. Und es blieb noch eine Wolke von Schall zurück, die auf- und niederschwebte und niemals bersten wollte. Dann kamen Tritte und gingen, blieben immer gleich weit, und bald werden oben und unten und zu allen Seiten diese Tritte sein. Und niemals ist es ganz still. Es mochten wohl Wanderer sein, Leute, die unruhig sind und hin und her gehen, sich bald scharf auf dem Absatz drehen, mit der Faust manchmal leicht an die Wand schlagen, sehen, ob die Faust noch hält, und wie in Erinnerung anfangen, vor sich her leise zu pfeifen, eigentlich nicht pfeifen, vielmehr zischen.
Diesem Gefangenen steigt das Blut hoch, daß er denkt, der Kopf platzt. Stand da einer vor ihm, das strohgelbe Haar gescheitelt, vornübergebeugt, die Hände in den Taschen, ein Gesicht käsig mit wulstigen Lippen und kalten grauen Augen, die Stimme schnarrt und quetscht spitz und belfert gegen ihn in einem Hochmut, der das Blut erstarren macht. Ganz atemlos steht man da, denkt er. Die Brust eingefallen, daß die Schultern hängen, Arme und Hände schlenkern verlegen, bis man sie hält, und die Füße wollen scharren und ausschwingen, und man möchte auf den Strohkerl da vorn los und zuschlagen. So standen sie, denkt der noch einmal in der Erinnerung, und es ist ihm heiß.
Das sind die, die alles in ihren Händen haben, die das Gesetz, gegen das man verstößt, geschaffen haben, und die es in der Hand haben, die Gequälten damit zu peinigen. Das sind die, die paragraphieren, gliedern und einteilen und salbungsvoll vom Wohl der Menschheit reden und dem Gemeinwohl, die hochmütig die Achseln zucken und verachten, denn die sind nicht

schuldig. Sie sind nicht strafbar. Sie sind wohlgelitten, wohlgefällig vor sich und den Ihren und ihren Gesetzen. Denn diese Gesetze und Paragraphen, die sie geschaffen haben, zu halten, fällt ihnen nicht schwer. Das ist kein Kunststück, mich in der Atmosphäre zu bewegen, die ich mir selbst mache und die ich brauche, um zufrieden und glücklich und ungestört zu sein. Und daß jeder Verstoß sie stört, das setzt sie in Wut. Denn die anderen, das sind die Lumpen und Verbrecher, die Unzuverlässigen und Arbeitsscheuen, die Mürrischen, die Aufrührer und Aufwiegler, die Verbrecher an Staat und Menschheit.
Da sind die Diebe, die von dem Felde die Kartoffeln stehlen, weil sonst ihre Familien verhungern, da sind die Betrüger, die Defraudanten, Räuber und Fälscher, die Raufbolde, Betrunkenen, Totschläger und Mörder, die durch ein System zermürbt, verängstigt und verzweifelt und um- und umgekehrt sind, ein System, das dem Menschen die Arbeit stiehlt, das Blut aussaugt und verdorrt beiseite schmeißt. Falls er brav bleibt — — — die Maschine, Tempo. Sonst ihn stempelt und kaserniert. Und da sind die Arbeiter, die Hände, die Arbeit und zu fressen haben und murren und sich zusammenrotten. Pfui Teufel, denkt der Gelbe, das ist undankbar. Wir haben alles für sie, Kino und Schnaps, Zigarren und Kleider und alle Belustigungen, die so einer braucht, Schulen, wo sie ihre Kinder hinschicken können, daß sie lernen, was eigentlich der Staat ist, alles haben wir für sie, und sie wollen immer noch mehr. Sie wollen so sein wie wir — das Pack, fühlt er. Und dabei kribbelt es schwarz von Gesindel, das stiehlt und sich betrinkt und gleich bereit ist zu plündern und sich schlägt. Nieder die Canaille — — — Und der Strohgelbe, dieser Spitzgescheitelte, beißt sich wieder wie ein bissiger Köter in sein Opfer fest. Diktiert fauchend und hoheitstriefend einem wesenlosen Individuum, das ein Schreiber ist, Protokolle. Protokolle gegen die Aufwiegler, gegen die Plünderer, gegen das Raubgesindel, gegen das arbeitsscheue Volk, das man peitschen und in Käfigen verrecken lassen sollte und nicht mehr zulassen, daß diese Weiber gebären und immer mehr werden von solchen — diktiert und diktiert und schwitzt im Gefühl der Strafe, die ihn und die Seinen retten werden. Einer Strafe, daß das Volk quietschen soll — alles das fühlt der Gefangene und wundert sich fast. Denn es ist nur immer eine Welle, die kommt und vorübergeht,

und es ist ihm leichter wie zuvor. Draußen wird noch etwas Sonne sein, und er lächelt und kommt sich ganz gut vor. Dann liest er wieder die Vorschriften und Verbote an der Wand, flüchtig und denkt: So viel Wichtigkeit einer so nichtigen Sache. Er vergißt ganz den Strohgelben und schüttelt den Kopf über so einen Schreiber, der das alles aushalten muß. Und auch Schließer zu sein, ist keine schöne Arbeit. So wie ein Hundewärter. Sich schließlich noch von allen anfahren lassen. Keinem ist's recht — und so spinnt der Gedanke weiter an die Arbeitsstelle und an die Kollegen und oft auch an Frau und Kind. Es wird stiller um ihn, und wie er sich in Bewegung setzt, pfeift er leise vor sich hin. Aber es zischt mehr.

Das Ergebnis solcher Vernehmungen war immer das gleiche. Die Leute verstanden gar nicht, was der Richter von ihnen wollte. Protokolle entstanden da über Plünderungen, Zusammenrottungen und was sonst noch alles von Hochverrat bis zur Beamtenbeleidigung, daß den meisten der Kopf wirr wurde. Der Bauarbeiter beispielsweise wußte ganz genau, er hatte weder gestoßen noch jemanden überhaupt angefaßt, geschweige denn niedergeschlagen, und er dachte: meinetwegen, als der andere eine lange Geschichte verfaßte. Danach hatte er sich mit Kollegen besprochen, nach dem Stadthaus zu ziehen in geschlossenem Zuge, hatte selbst noch Leute aufgefordert, sich anzuschließen, hatte eigenmächtig durch Zettel unter den Kollegen Ort und Stunde des Treffpunktes vorbereitet — und auf dem Platz mitgeschrien, mitgestoßen, sagt das Protokoll, und war dann gegen die Beamten eingedrungen, um fortzukommen. „Ich habe bloß meinen Vordermännern einen Puff gegeben, daß sie schneller gehen sollten, sie schossen doch hinter uns. Das ganze Volk stürzte los, was soll man da machen", sagt er. Aber davon wurde keine Notiz genommen. Es gab zuwenig ein klares Bild. Doch waren beide gleich verwundert, der Mann spielte durchaus keine Rolle in der Bewegung, nirgends war in den Berichten der Agenten sein Name zu finden. Er machte auch nicht den Eindruck eines bedeutenden Mannes, die Worte muß man aus ihm herausziehen, stellte der Blonde fest. Gleicherweise dachte der andere: Wo soll das nur hinaus? Er wußte aus den Versammlungen von Kollegen, hatte davon gelesen, daß der Staat, die uniformierten Behörden, die Soldaten den

Arbeiter unterdrückten und verfolgten. Es war ihm ganz klar, er selbst spürte es ja am eigenen Leibe, es war zu wenig, was er bekam und dann noch die Gefahr, überhaupt über kurz oder lang auf der Straße zu liegen. Das hatte er jetzt begriffen, weil es gleichzeitig mit ihm auch die anderen begriffen hatten, daß der Grund davon nur das System war. Die Lohnarbeit im Kapitalismus mit den vielen Einzelheiten und Folgen drum und dran. Und das stand fest: daß jetzt, wo die Arbeiter sich plötzlich alle dagegen auflehnten, daß sie sogar ganze Systeme gegen den Kapitalismus gefunden haben, sich die Kapitalisten wehren würden. Und der Staat, den hatten eben die Kapitalisten in der Hand. Er wußte schon genug, wenn auch nicht ganz genau, wer und was eigentlich die Kapitalisten sind, daß es nicht ausschließlich die Reichen und die feinen Leute seien, wie er als Kind noch immer gedacht hatte, sondern daß es diejenigen Leute waren, die nichts anderes im Sinne hatten, als die Arbeiterklasse niederzuhalten und ihre emporstrebende Macht zu brechen. Was dieser Richter da, der sich vor Eifer verschluckte und Grimassen schnitt, von ihm wollte, das wußte er nicht, und es ging ihn auch wenig an. Es war eben einer von diesen und von der andern Seite, das fühlte er, und mit dem werden wir noch einmal alle fertig werden. Ob heute, ob morgen, jedenfalls später — wenn die Zeit da ist. Das genügte ihm.

Einen weit tieferen Eindruck erzielt der Rotblonde auf einen schon etwas ältlichen Mann, der seinem Beruf nach Vereinsbote, Lohndiener und für sonstige kleine Gelegenheitsarbeiten im Gang war. Das Haar war schon ergraut, der Körper eingefallen, und der Mann, der vielleicht ein untersetzter stämmiger Mensch in mittlerer Größe hätte werden können, sah aus, als sei er nach dem Wachstum von Würmern angefressen worden und steckengeblieben, hohlwangig und vor Aufregung zitternd. Er wehrte sich hartnäckig gegen das, was ihm der Richter zuschob. Er hätte nichts mit der „Bewegung" zu tun. Er hätte immer darauf gesehen, sich selbst noch sein Geld zu verdienen. Auch seine Frau arbeitet. Die liegt jetzt aber krank zu Haus, Gicht und Wasser im Knie. Die ist immer nach etwas Bedienung gegangen und auch als Kochfrau, aber sie hätte sich da schon mehr schonen sollen, und jetzt liegt sie fest. Auf die Hilfe der Nachbarn angewiesen, wo sie immer doch noch allein ausgekommen sind. Und er gehöre überhaupt keiner Partei an und

hätte sein Leben lang schon Unglück genug gehabt, so sprudelte er unaufhörlich heraus. Aber der Richter hörte nicht hin. Er war ärgerlich, wozu diese Umschweife — doch der andere, kaum unterbrochen, fing wieder an aufzuzählen, wo er gedient und welchen Herrschaften er die Tafel gedeckt hätte und die Vereine, die Mitglieder, die lustigen Abendgesellschaften, in denen er aus und ein gegangen sei, und gerade diese Herren, diese wohlgelittenen Bürger, diese Herren aus Verwaltung und öffentlichen Diensten könnten bezeugen, daß er kein Aufrührer, kein Plünderer und was sonst noch sei. Er sei ein Mann, der sich mühselig durchs Leben schleppen müsse, beteuerte er dem Weinen nah. Und er begann langsam zu begreifen, daß er sich immer noch und weit mehr demütigen und erniedrigen müsse. Der Untersuchungsrichter wurde ernstlich wütend, die Stirn wurde rot. „Halten Sie endlich den Mund!" schrie er. „Sie haben" — und dann zählte er auf, was er — und es bedrückte ihn selbst schon allzusehr — allen den Hundert schon vorgehalten und protokolliert hatte. „Haben Sie daran teilgenommen oder nicht?" brüllte er. Der andere schnell: „Natürlich war ich dabei, ich ging doch auf der Straße, und der Zug kam quer über die ganze Straße und — — —" „Waren Sie", unterbrach wieder der Richter, „also Sie geben zu, im Zuge gewesen zu sein." — „Ich kann ja gar nicht anders, ich —" „Schreiben Sie, ich bestreite nicht", schnarrte es. Und so ging es fort. Es stellte sich noch heraus, daß der Bote einen Bekannten im Zug hatte und sonst gerade direkt auf der Straße nichts zu tun hatte, denn er war arbeitslos.

Aber der Redefluß stockte allmählich. Ein Gewicht war zu Boden gefallen. Der Bote hörte nur noch die Stimme. Zwischen dem scharfen „also bestreiten Sie?" und dem monotonen: Ich bestreite und ich gebe zu und dem Ja und Nein und ich weiß nicht prägte sich diese Stimme immer schärfer in seine Erinnerung. Das war eine Stimme, die er kannte und die sehr viele so gesprochen hatten, und es stand ihm jetzt klar in der Erinnerung, daß er sich schon damals beunruhigt und gestört gefühlt, aber nicht weiter darauf geachtet hatte. Für eine Zeitlang und hauptsächlich vertretungsweise war er Kneipdiener mal gewesen bei einer Studentenverbindung in der Stadt. Fax, wie sie ihn damals nannten. Fax war das Studentenleben sehr ungewohnt, er verstand vieles nicht und daß vor allem die jungen Herren so

viel Zeit, so viel Langeweile und so viel Geld hatten. Aber das mag alles seinen Grund gehabt haben, reiche Leute brauchen eben nicht arbeiten und haben keine Sorgen, aber der Ton, in dem diese Jungens, muß man doch eigentlich sagen, Jungens so von der Welt und von dem, was sie trieben, sprachen, dieser Tonfall, diese schnarrige aufgebläht-hohle Stimme, meistens fistelnd, hatte ihm schon damals nicht gefallen. Er war nicht gern drin im Zimmer bei den Herren, erinnerte er sich, und die Art, wie sie ihn riefen, war alles andere als achtungsvoll, so freundlich sie auch tun mochten. Das war so eine Stimme wie dieses Blonden da vor ihm, dieses krähenden Burschen, der sich weiß Gott was vorkam. Jetzt sah er ihn erst richtig an. Kaum recht ausgewachsen und schmalbrüstig und spitz. Der abgeflachte Schädel sollte wohl vornehm sein, hatte er gehört. Die Reichen haben ja meistens lange Schädel bis auf die zu schnell Reichgewordenen, die dafür sehr dick sind — aber der da, der war richtig dumm und verbohrt. Ich möchte die Frau sehen, die mit dem geht, dachte er, pfui, Spinne! Wenn der arbeitet, ob der schwitzt? Der mag schön stinken — und solche Gedanken drängten sich ihm auf. Wenn die Bengels sich auf den Stühlen und Bänken lümmelten und sich erzählten, jetzt erinnerte er sich deutlicher, das hatte ihn schon immer gewurmt. In einer Sprache, die kein vernünftiger Mensch sprach, so waren diese Ausdrücke. Sie hatten's ja dazu. Die sahen das Leben in einem sehr merkwürdigen Lichte. Sie griffen nur immer zu. Da hatten sie Weiber und Damen. Einmal ging's toll zu, roh muß man schon sagen, da sind die Jungens von der Straße tausendmal besser mit den Mädels, die sie sich von unten geholt hatten – und dann wußten sie sich wieder vor Scharwänzeln und Bücklingen nicht zu lassen. Aber dieser Tonfall in der Stimme war immer derselbe: quäck, quäck, quäck und das gleiche Affengesicht. So war's auch, wenn sie übereinander zu Gericht saßen. Erst mußte er denken, sie machen eine Komödie vor, aber es war Ernst: Sie schmissen damals welche raus, die nicht mehr mitmachen wollten, denen wurden auch solche Reden gehalten, ganz mit dieser Stimme da — jetzt erinnerte er sich immer mehr. Wie er hin und her gelaufen ist mit den Bierkrügen. Er konnte nicht so schnell einschenken, wie sie tranken. Und wie aufgebläht, nicht bloß der Bauch vom Bier, wenn sie besoffen nach Hause torkelten. Derart Besoffene hatte

er überhaupt nirgendwo mehr gesehen. Es war jetzt ganz heiß geworden drin im Zimmer bei dem jungen Amtsrichter. Die Bierkrüge hätte er nehmen sollen und sie denen auf die Schädel schlagen. Das war es: Die waren so, weil sie sich vorbereiten mußten, so einer zu werden. Mitleidig könnte man werden, wie der Mensch wieder zum Tier wird. Damals hätte er es begreifen sollen, zehn Jahre jünger und immer die Steinkrüge auf die flachen hohlen Schädel, bis die Stimme nicht mehr quetscht. Und er hat jetzt noch das Gefühl — wenn er kräftiger wäre — er würde den Kerl nehmen und schütteln und hinschmeißen und ihm die Därme aus dem Bauch trampeln. Ein Esel ist man, dachte er noch, dann wurde er abgeführt. Er brummte vor sich hin. Wieder dahin, was soll ich denn dort, da kann ich auch nichts tun. Das ist ja ein Kasten, ein richtiger Käfig, seltsam — so trottete er hinter dem Schließer her, wieder ruhiger geworden.

Und damit der Humor nicht fehlt: Ein sechzehnjähriger Bursche, Fahrradschlosser, wurde auch vorgeführt, der zunächst überhaupt keine Antwort gab. Der Blonde tobt. „Was geht Sie das an, regen Sie sich nur nicht auf." Der andere schnarrt was von Zwangserziehung. „Da komm ich gerade her, ich kenne das besser wie Sie, schad aber nichts." Fast alle Arbeiterkinder werden in Zwangserziehung kommen. Der Staat muß sie straffällig machen, die Alten können dazu nichts tun. Erziehen können und wollen sie nicht *und sollen sie nicht,* und dieser Staat ist noch nicht beseitigt. Der Junge hatte Flugblätter verteilt und war aufgegriffen worden. Flugblätter nach der Demonstration. Der Blonde schwankt. Der Faden geht ihn eigentlich gar nichts an. Lassen wir ihn laufen, verteilt er wieder Flugblätter. Ein bestimmtes Gesetz besteht nicht. Mag sich ein anderer damit plagen. Er beginnt eine lange Predigt. Der Junge angelt eine Zigarette aus dem Hosenversteck und bittet den Schreiber um Feuer. Der Blonde möchte bald versinken, das ist doch —aber er muß ihn doch laufen lassen. Und als er raus ist, muß der Richter selbst lachen, lächeln. Ein frecher Kerl, was — na ja. Ein Moment nur wie ein flüchtiger Blitz ist irgend etwas anderes im Zimmer, etwas Lebendiges, daß der Schreiber aufsteht, zum Fenster tritt und hinaussehen will — da friert es ein. Friert zu Spott. Wird wieder schnarrender Hohn. Es stinkt wieder. Drückt auf den Knopf: der nächste.

Der Gefangene dachte an dies alles und noch viel mehr, aber alle Vernehmungen können ja nicht hier aufgezählt werden. Sie waren eine wie die andere. Die eine Tatsache stand fest, daß diese Demonstration stattgefunden hatte, daß eine Militärwache geschossen hatte. Daß es zwanzig Tote und viele Verwundete gegeben hatte. Alles andere war in Nebel gehüllt. Es war noch fraglich, ob die Mehrzahl der Verhafteten überhaupt an der Demonstration beteiligt war. Wo waren die Leute, als geschossen wurde, das war eine wesentliche Frage. Es wurden Schuldige gesucht. Aber man wußte doch, *wer* geschossen hatte, sollte man annehmen. Es hatte doch jemand den Befehl zur Aufstellung des Maschinengewehrs gegeben. Was mochte der gedacht haben? Daß eine Demonstration kommen würde, war seit Tagen bekannt. Die Staatlichen hatten sich mäuschenstill verhalten, kein Wort in der Presse, je lauter die Arbeiterpresse. Es war ja alles bekannt, alles ging offen vor sich, bis auf die Schüsse — daran dachte der Gefangene. Und daran, daß es seltsam ist, daß Menschen auf die Idee kommen, andere Menschen einzusperren. Ist die Angst voreinander so groß? Der Gefangene konnte nicht begreifen, daß er aus seiner Arbeit gerissen war. Hier kann man doch nicht arbeiten, fühlte er, ich hatte doch meine Arbeit. Der Gefangene grübelte, daß der Staat doch kein Interesse daran haben kann, jemanden aus der Arbeit zu reißen. Denn eigentlich, dachte er, heißt das den Menschen entwurzeln und umbringen. Der Staat ist doch da, Arbeit zu schaffen, das sagen selbst auch die andern. Er merkte, daß es vielleicht einen Ausweg gibt, wenn der Staat sich rächen, seine Macht zeigen will, für den Staat zu arbeiten. Aber warum dann den Käfig, da zum Menschen Luft und Licht und Bewegung gehört. Gut, daß der Mensch allein ist. Wenn einer gar zu sorgen hätte für Familie, gut, daß die Frauen sich schon selbst ernähren — er wurde bitter — die Frauen gerade der Arbeiter haben es besonders schwer, und sie ernähren sich meistens selbst. Sie haben doch auch Arme und Knochen, und viel Arbeit ist leicht von den Frauen besser zu machen als von den Männern. Obwohl es früher anders war. Da war aber vielleicht das Leben noch schwieriger. So spann ein Gedanke den andern. Es ging nicht auf und nieder, er wurde nicht heiß und kalt, der Gefangene, es glitt gleichmäßig in trägem Strom dahin. Es war, als ob hinter jedem Gedanken ein einfacher Punkt gesetzt

wurde, eine trockene Feststellung. So folgte eine der andern, eine unermeßliche Kette, die den Menschen umgab und die er mit sich schleppte. Nirgends schien es ein Stück heißen Lebens selbst zu sein. Dazu war der Blick zu müde, die Hände zu schwielig und Brust und Wangen zu eingefallen. Es geht nicht mehr weiter, murmelte der Gefangene, eine andere Zeit wird kommen, sie nähert sich. Aber wir werden erst anders sein, wenn diese Zeit schon da ist, hätte jemand hinzufügen können. Der Gefangene selbst dachte nicht mehr daran. Er blinzelte durch die Ritze des Klappfensters hoch oben, hinter der ein schmaler winziger Streif Himmel sichtbar wurde.

Wer ist der Gefangene? Er hat noch keine bestimmte Type. Spielt er eine besondere Rolle, ist er in die vorerwähnte Untersuchung in besonderem Umfange verwickelt? Wieso denkt er, wieso weiß er alles — dem Leser scheint das seltsam. Der Gefangene ist der Mensch schlechtweg. Der Gefangene ist, wenn man will, der Typ der in der vorerwähnten Sache Eingelieferten. Jeder davon ist der Gefangene. Er ist die Gestaltung ihres Gemeinsamen, die mit und neben und unter ihnen lebt. Als Mensch, Kamerad und Bruder, ihnen und uns allen sichtbar. Aber sie entfernen sich auch voneinander, wie aus Draht schießen sie nach allen Richtungen auseinander und rollen sich langsam zurück ...

Von den vielen in der Sache Verhafteten gehörten die wenigsten zusammen. Aus allen Arbeitszweigen und allen Arbeiterschichten, aus allen Vierteln waren welche da. Wer mochte sie gerade ausgesucht und bestimmt haben? Das beschäftigte jeden am meisten. Mochten die Gedanken noch so wandern, auf diesen Punkt kamen sie immer wieder zurück, um dort hocken zu bleiben. Wohl waren die meisten Mitglieder einer der Parteien, in die die Arbeiter sich gespalten hatten. Aber wie das bei solchen Parteien war, sie kamen zusammen mit den Kollegen, die sich auch sonst trafen und sahen, man kam auch in der Gegend mit den Leuten zusammen, mit denen man sowieso zusammen wohnte, wenigstens in engster Nachbarschaft oder mit den Leuten beim Gastwirt, zu dem man vor der Arbeit und nach der Arbeit mit ranging. Diejenigen, die das alles veranstalteten, mit denen kam man ja sowieso höchst selten zusammen, nur wenn

mal irgendeine größere Sache, wo es was zu tun gab, war, denn darauf warteten sie alle, einzutreten für die Sache, zeigen was und wie viele sie eigentlich sind und daß sie die Macht sind. Dann soll der Staat sehen — und sie hätten am liebsten mit der Faust gedroht, wenn das die andern auch getan hätten, denn allein machte man sich lächerlich. So sprachen sie denn in dumpfem Grollen, das anschwoll, je mehr sie gegeneinander in derselben Sache und mit derselben Meinung einsprachen, und es schälte sich eine einzige leidenschaftliche Anklage heraus, an der alle teilhatten, die aber jeder nicht ganz für sich allein tragen und fassen konnte. Diese Anklage schrie gegen den Staat und die Verwaltung, gegen die Reichen, die Kapitalsverwalter und Empfänger, gegen die Herren. Das fühlten alle. Gebt uns zu essen, wir hungern hieß: Gebt uns mehr Lohn! Gebt uns Arbeit — hieß: Wir wollen keine Lohnarbeit mehr, hieß dann: Gebt uns Arbeit zu gleichen Bedingungen. Laßt uns aussprechen lernen, was wir denken, wir wollen begreifen, was wir empfinden. Es soll hell sein, wo es noch dumpf und dunkel in uns war; leicht, wo wir noch zu schwer sind. Dagegen richteten sich die Maschinengewehre, auf das schossen sie, denn diese Forderung muß vernichtet werden, ausgerottet mit Stumpf und Stiel, wenn die Welt weiter so bestehen soll, wie sie jetzt steht. Mehr Lohn können sie geben, schließlich auch mehr Arbeit schaffen, aber gleiche Bedingungen, das wäre gegen ihre eigene Existenz. Das war der Grundzug der Parteien, den Kessel zu bilden, in dem dies alles brodelte und gären würde. Dafür wurde der äußere straffe Rahmen gezogen, in die Tiefe, an den einzelnen selbst gingen sie kaum heran. Solchen Parteien hatten die meisten der Eingelieferten angehört. Sie lebten nur im Kern der Anklage mit, von den Einzelheiten wußten sie nichts. Auch sie waren ja dumpf und dunkel und schwerfällig. Und sie hatten ja keine Erklärung, warum man gerade sie besonders hervorhob aus der Masse von vielen Tausenden. Der Parteiapparat verlangte mancherlei Arbeiten, Aufpasser-Verwaltungsdienste, Ordner und alles das, Dinge, die ja jeder übernimmt. Noch wenn es um so eine wichtige Sache geht. Bei manchem meldete sich ein leises Gefühl von Stolz. Es scheint bedeutungsvoll gewesen zu sein, daß ich die Mitglieder meines Bezirks aufgeschrieben habe, mehr als man denken sollte; wer kann hinter all die Dinge sehen, grübelte einer. Immerhin soll-

ten doch nicht alle Beliebigen, der und jener, sondern gerade sie zur Verantwortung gezogen werden. Es tröstete sie etwas, nur erinnerten sie sich immer mehr, daß sie dem Rotblonden unten alles abgestritten und abgeschworen hatten. So waren sie bald ihrerseits auf der Suche nach dem Schuldigen. Es war klar, daß sie verraten worden waren. In ihrer nächsten Umgebung hielten sie Umschau, und das Seltsame geschah: Eine tobende Wut quoll erade hoch gegen die, die ihnen am nächsten standen. Gegen die Kollegen vom gleichen Arbeitsplatz, gegen Parteigenossen, die bei ihnen aus und ein gingen, gegen die eigene Familie. Niemand hatte sie geschützt. Sie hätten das alle längst kommen sehen sollen, haben es auch gesehen — und nichts, nichts. Diese Wut war der Ausdruck ihrer bittersten Verzweiflung und ihrer tiefsten Ohnmacht. Und ein furchtbares Mißtrauen ergriff sie. Nicht etwa nur, daß die Menschen sich gegenseitig nicht helfen können, sondern sich nicht helfen wollen. Sie konnten sich nicht vorstellen, was diese Leute, mit denen sie tagaus, tagein zusammenlebten, deren Leben sie kannten wie ihr eigenes, was diese Leute jetzt tun da draußen. Rauften sie sich die Haare, taten sie irgend etwas ganz Außergewöhnliches, sie konnten nicht denken, was, etwas, das die Häuser einstürzen ließ, um ihnen da drinnen einen Begriff zu geben — nichts dergleichen. Sie wußten genau, die da gehen genauso ihren Beschäftigungen nach wie früher, nur daß gerade einer fehlt. Sie wußten auch nicht, wie es wirklich anders hätte sein können. Es ist so, wie im Leben überhaupt, fühlten sie. Aber es wurmte sie schwer.

Mancher wird denken, da ist aber viel untergeschoben und hineingeheimnist. Bitte der Beweis: Ein Trambahnschaffner war auch mit drunter. Es wäre ihm ganz lieb gewesen, wenn man ihn mit zu denen gezählt hätte, deren Wagen angehalten, der gezwungen wurde, sich anzuschließen und so weiter. Und er hatte das sogar erwartet. Seine Verteidigung war darauf aufgebaut, mit gegen die wilden Horden von Demonstranten loszuziehen. Er dachte sich weiter nichts dabei. Man muß doch sehen, wie man den Kopf aus der Schlinge wieder rauszieht, so etwa — aber nichts dergleichen kam. Es wurde ihm in keiner Weise Gelegenheit geboten, das anzubringen. Man fragte ihn danach nicht, seine Beteiligung schien festzustehen, auch seine

Mitgliedschaft, und im übrigen wurden nur sehr genau seine Personalien aufgenommen, wie lange schon im Dienst und ähnliches. Dabei war er nie ein besonders eifriges Parteimitglied gewesen, fast nur der Zeitung wegen mehr zu Gefallen eines Kollegen, mit dem er befreundet war. Und der war gerade der, der ihn reingeritten hatte, dachte er jetzt, und eine maßlose Wut wollte ihm hochsteigen. Der geht draußen spazieren und lacht sich vielleicht noch eins — aber die Sache selbst gab ihm auch zu denken. Als er eines Zuges ansichtig wurde, hatte es ihn plötzlich gefaßt, er weiß heute selbst nicht, wie das war. Den Stromkontakt raus war eins und zum Führer hin, daß der Wagen auf der Stelle, wo er stand, stehenblieb. Dann nahm er die Fahrgäste und zog einen nach dem anderen, die sich noch sträubten, zum Teil weil sie gar nicht wußten, was ihnen geschah und was überhaupt los war, nahm die Leute einfach dort, wo er sie zu packen kriegte, und zog sie vom Wagen. Man muß schon sagen, er schmiß sie geradezu heraus — es gab ein großes Hallo, und die Arbeiter im Zug nickten beifällig. Auf dem Hinterperron ein Aktuarius, ein Kanzleischinder, dem quollen vor Gift die Augen dick an, der hat ihm einen Blick geschickt, der war — es war ihm jetzt noch in der Erinnerung unheimlich, wenn er daran dachte. Eine tolle Geschichte das, stellte er sich vor, ruhiger geworden — wie das alles bloß so kommen konnte, er schüttelte immer wieder den Kopf. Er hatte im Ernst die Freude daran wirklich verloren. Eins nämlich fühlte er noch nicht, das ging ihm noch nicht auf, daß er Glied in der Kette eines großen Geschehens gewesen war, noch jetzt hätte sein können und ein noch größeres werden würde, es stieß ja alles darauf hin. Wer nur den Anfang macht, wer nur da nicht versagt, Schaffner! Aber das ging ihm eben noch nicht ins Gefühl, obwohl er auch schon im stillen manchmal solche Seiten aufgezogen hatte. Und es mag wohl auch noch eine andere Seite mit dazu beigetragen haben: Er fühlte sich sehr unbehaglich, wenn er an seine Frau dachte. Die saß jetzt mit den Kindern zu Haus. Für die erste Zeit würde das ja noch gehen, sie bekam später schließlich auch noch was von ihren Eltern zusammen. Das wäre nicht das schlimmste. Aber da einfach früh aus der Wohnung geholt zu werden, abtransportiert vor den Leuten im Hause und das alles, das wird ihm die Frau sehr übelnehmen. Der Hauswirt lacht hinter ihm drein — der

Schindknecht. Ein protziger Flegel, wie die Frau sagt. Jetzt wird die Frau immer ihn und seine Sache dafür verantwortlich machen. Alles hat er aufs Spiel gesetzt, er wird sicher auf die Straße geworfen, möglicherweise wer weiß wie lange, und was hat er erreicht? Nichts. Lächerlich gemacht hat er sich und unglücklich sich und Frau und Kinder. Auslachen werden ihn die Leute — so sprach die Frau, so hörte er die Frau sprechen. Er wand sich. Er wußte nichts zu erwidern. Es war nicht so und doch, wenn er nur besser mit der Frau sich überhaupt verstände, immer gleich oben raus. Sie verstanden sich wirklich nicht. Dort blieb seine Sorge.

Und weiter: Man wird sich der weinenden Frau erinnern, von der schon die Rede war. Der erst zerrende Schmerz, der aufbäumen ließ, war in ein dauerndes bohrendes Druckgefühl übergegangen. Ein zäher Trotz, der die Zähne zusammenbeißen ließ, nun gerade und noch immer mehr — und daran so etwas wie Genugtuung empfand. Diese Frau war ein sehr eifriges Mitglied der Bewegung. Sie machte tausend Besorgungen, sie war eigentlich von früh bis abends in irgendeiner Sache für die Partei unterwegs, und sie erhielt dafür auch etwas Geld, daß die gerade mit den Kindern davon leben konnte. Auch sprach sie manchmal im kleinen Kreise vor den Mitgliedern der Nachbarschaft, und wenn sie sprach, beschämte sie die Männer. Es war ihnen immer etwas unbehaglich zumute, wenn sie bloß jemanden ansah. Da ist Feuer dahinter, fühlten sie, die ist ganz fanatisch. Man hätte sich Mühe geben sollen, nachzuspüren, was an diesem Fanatismus war, woher er kam und wie es sonst im Innern mit dieser Frau bestellt war. Aber die meisten fühlten eben nur halb bewußt diese Angst, die sie der Frau lieber aus dem Wege gehen hieß. Selbstverständlich schätzten sie sie hoch, sie zogen die Stirn kraus, wenn sie von ihr sprachen. Die Arbeiter ziehen die Stirn kraus, wenn sie von etwas besonderem sprechen, etwas, worüber man nicht so leicht hinweggehen kann und was sozusagen sonntäglich und bedächtig angefaßt werden muß.

Diese Frau rechnete so, daß wieder ein neuer Abschnitt in ihr Leben eingetreten sie. Der letzte begann damit, daß ihr Mann sich nicht mehr bei ihr sehen ließ und bei einer andern einwohnte, ein Mensch, der eigentlich sein Leben lang gutmütig gewesen war. Ein nichtssagender, nüchterner ruhiger Mensch,

den sie geliebt hatte, weil er ordentlich war, den sie auch heute noch und hauptsächlich der Kinder wegen liebte. Er wollte nicht, daß man auf ihn einredete und ihn zwingen wollte. Sicherlich mag es ihm nicht gepaßt haben, daß sie so in der Bewegung aufging. Dabei betreute sie ihn doch, niemals hatte er sich über was zu beklagen gehabt. Gesagt hatte er zwar nichts, aber angemerkt hatte sie's ihm doch. Denn er ist schließlich nie mit ihr mitgegangen, obwohl er doch auch in der Partei war. Solche Gedanken spann die Frau weiter. Und jetzt sitzt er bei der Lokomotivführersfrau. Da kommt noch fast alle Tage der Mann und schlägt Lärm. Die beiden prügeln sich, daß das ganze Haus zusammenläuft, und dazwischen sitzt dann ihrer und macht sich mäuschenstill. Was er bloß bei der Frau suchen mag. Sie war doch schmuddlig und schlampig nervös, hypernervös, daß es schon beinahe etwas verrückt war. Wenn bloß die die Kinder nicht holt ... So trieb diese Gefangene im Strom einer nicht zu leichten Erinnerung. Über das ihr Bevorstehende dachte sie nüchtern, an Strafe überhaupt nicht. Sie war auch unter den wenigen, die ganz energisch dem Untersuchungsrichter an den Wagen gefahren waren. Als sie gerade anfing, richtig loszulegen, winkte er schleunigst ab. Aber der wäre gerade der rechte. Sie verachtete dieses feintuende Geschmeiß, das sich am Volke festsaugte. Sie mußte ja arbeiten, daß dieses Schwein fraß. Nicht wert, daß man es anfurzte.

Besonders erbittert waren die direkt vom Arbeitsplatz Weggeholten. Sie hatten es gerade noch am deutlichsten spüren können, wie alle sich duckten und sich am liebsten verkriechen wollten. Sie hatten die bestimmte Erinnerung, daß die Kollegen ihnen nicht in die Augen sehen konnten, als sie abgeführt wurden. Sie hatten alle weggeguckt. Es war nicht allein das Drängen um den Platz, nur Ohnmacht, fürchterliche Ohnmacht. Da standen fünfzig, standen hundert Mann in einem Raum und ließen zu, daß ein paar Schergen ihre Kollegen abholten. Kein Gedanke an Widerstand. Etwas Großes, Gewaltiges hätte sich ereignen sollen, das erwarteten sie. Es lag in der Linie ihrer Reden, die sie noch alle miteinander geführt hatten, und vor allem in der Richtung ihrer Hoffnungen. Aber niemand von ihnen dachte daran, daß sie selbst hätten Widerstand leisten müssen, daß die anderen, die Kollegen, gerade von ihnen diesen

Widerstand erwartet hatten und jetzt obendrein hinter ihnen her murrten. So wartete einer auf den andern, und sie warfen sich gegenseitig ihre Ohnmacht vor. Sie fühlten aber jetzt in ihrer Erbitterung, daß es gar keine Schwäche war, es war eben etwas, das sie nicht kannten und nicht wußten, das Zuwenig und das Nochnicht des Proletariers. Es war ihnen immerhin gleichgültig, was auch mit ihnen geschah, und morgen würden sie, drängender und mit anderen Mitteln noch, mit eigenen Waffen gegen das Stadthaus ziehen, das war ihnen klar. Aber das eigentliche, was sie alle wollten, was wurmte und ans Licht wollte, war das nicht. Und so viel auch immer geplant und gesprochen wurde, das Erlösende war das nicht. Soviel stand fest. Deswegen hatten sie auch, statt irgend etwas Vernünftiges zu tun, anzuordnen, der Frau vielleicht was zu bestellen, schlechte Witze sich noch zugerufen, und sie selbst waren die lautesten, obwohl sie selbst nicht gerade darüber lachen konnten, die andern noch viel weniger, so daß allein die Polizeiknechte schmunzelten. So war das.
Der kleine Zigarrenhändler dachte darüber nach, ob es sich denn lohnen würde, sein Geschäft weiterzuführen. Er hatte an der Demonstration überhaupt nicht teilgenommen, aber in seinem Laden hatte sich sozusagen das Kontor der Partei niedergelassen. Man kam zu ihm, wenn man Verbindung suchte, und die Drucksachen für die Bezirke wurden dort abgeholt. Er war eigentlich seines Zeichens gelernter Tischler, aber auf Zureden seiner Frau hatte er mit einem Zigarrenladen angefangen, und es ging ganz gut. Er war überzeugt, daß es eine gute Sache war, die bei ihm vertreten wurde, es war eine Selbstverständlichkeit für ihn, den Leuten zu helfen, er selbst wußte allerdings kaum etwas davon. Das hatte er auch dem Richter gesagt. Er überlegte im stillen, ob es nicht besser für ihn sei, eine Gastwirtschaft jetzt zu kaufen, da hat man doch auch sein Auskommen, schloß er.

Der Gefangene hörte das Gehen und Kommen der vielen. Ein Strom Menschen ergoß sich täglich in das Riesenhaus mit den tönenden Wänden, die drohend auseinanderzerrten und zurückriefen, was jemand in drängender Verweiflung ihnen anvertraute. Der Gefangene sprach mit sich selbst. Bei jedem dieser vielen ergibt sich das gleiche: Sie werden ihres Wertes be-

raubt als menschliche Wesen, zu Tieren entwürdigt, die man hinter Gitter sperrt. Ja, aber die Einsperrung soll auch gerade die Strafe sein — Aber wer straft denn? Wer hat denn unter Menschen das Recht, Mitmenschen zu strafen, und was ist Strafe? Amtliche Erklärungen gibt es genug. Es ist zu bedenken: Jemand wird aus dem Organismus seines Wesens als Mensch herausgerissen, er muß eingehen. Eine Pflanze verdorrt. Setzt man den Menschen in allem gleich dem Tier, auch das rein Organische, so kann es ihm natürlich nichts schaden. Auch Tiere sperrt man hinter Gitter, die Hunde legt man an die Kette, die Hühner sperrt man ein, die Raubtiere in die zoologischen Gärten. Doch es mehren sich die Stimmen, die behaupten, es schade den Tieren, da man sie nicht frei laufen läßt. Die Raubtiere gehen sogar meistens ein, es bedarf jedenfalls sorgsamster Behandlung. Es ist möglich, daß noch einer findet, auch den Menschen schadet es. Vielleicht noch mehr als den Tieren. Das Tier hat eine grob organische Atmosphäre, der Mensch vermutlich eine bedeutend verfeinerte, zartere — der Staat setzt sie gleich dem Tier, das überdies auch schon daran krepiert. Es ist Mord, ein gesetzliches Zu-Tode-Quälen, fühlt der Gefangene. Wenn es nur schneller ginge. Dabei ist es ja gleich, ob jeder das auch selbst an sich merkt. Es ist *doch* so.
Der Staat schützt sich selbst und die Gesellschaft. Auch der Pferdedieb, der Totschläger, Räuber und Verleumder gehört zur Gesellschaft. Sie werden ausgeschlossen, vernichtet, weil sie der Gesellschaft feindlich sind? ... Weil sie gegen die Gesetze einer Gesellschaft verstoßen, die Angst hat, auseinanderzufallen? Sie sind außerhalb derselben, weil sie nicht drinnen sind, eine großartige Weisheit. Wenn schon Strafe bestehen soll, dann warum Strafe an einem, an dem wehrlos einzelnen und nicht an der Gesellschaft. Das ist der Übermächtige, der Allverantwortliche, soll man annehmen. Und eine Gesellschaft kann man jede Minute wieder neu schaffen, den einzelnen nie mehr. Jede Minute, die sein Blut pulst, ist unwiederbringlich dahin, und ihr macht es gesetzmäßig, dies ihm zu stehlen, zu strafen, weil einer nicht in der Gesellschaft drin ist, und damit, daß ihr ihm doppelt klarmacht, er ist nicht drin; man brennt's ihm ins Blut, man drosselt ihn nieder, ein seltsames Geschehen — der Gefangene schüttelt den Kopf. Und die Menschen unterwerfen sich dem, das ist das schlimmste.

Der Gefangene fühlte, bald wird alles anders sein. Die Gesellschaft ist dabei, an dieser ihrer eigenen Bestialität zugrunde zu gehen. Es ist mir ganz gleichgültig, gegen die Gesellschaft und gegen das oder jenes zu verstoßen, dachte er. Die Gesellschaft stirbt, und ich sterbe naturnotwendig mit. Aber alle denken so. Es wird um die Gesellschaftsform der Kampf aller gegen alle. Vielleicht wird er in den Gefängnissen und in den Gerichten ausgefochten werden. Die Stärkeren werden die in den Gefängnissen drin sein und die wiederum von diesen, die noch draußen sind und ungebrochen. Weil sie schon gelernt haben, sich nicht mehr brechen zu lassen. Der Ansturm gegen das Gesetz aber wird allgemein sein, frohlockte der Gefangene. Und es ist gleich, ob ich morde, raube, stehle, betrüge und verleumde, es zeigt sich schon jetzt, es ist alles nach einem Ziel hin, es geht alles die gleiche Richtung, es ist Kameradschaft und Brüderschaft zu dem einen hin: dem Sturz dieser Gesellschaft.

Einige Tage später wurden die Gefangenen in größere Sammelzellen zusammengelegt. Es stellte sich heraus, daß sie sich fast sämtlich nicht kannten, auch nicht voneinander gehört hatten, das war ihre erste Frage. Sie waren trotzdem alle sehr froh, und sie sahen sich gegenseitig freundlich an, und nachdem das erste Unbehagen und Mißtrauen, wohin wird es gehen, verflogen war, rüsteten sie sich zu erzählen und voneinander zu sprechen. Das, wie ihr Leben zu Hause, auf der Straße und in der Fabrik war, das war überall das gleiche, wußten sie, und deshalb sprachen sie nur davon. Es ist wahr, von dem Fall, von der Demonstration, von Partei und Politik sprachen sie sehr wenig. Sie kannten sich schon so, wie sie eben waren und lebten, und wollten sich darin näher kennenlernen. Denn das tat ihnen wohl und beruhigte sie. Sie erzählten von ihren Verbindungen zu Verwandten auf dem Dorfe, brüsteten sich etwas damit, wie sie doch noch hier und da etwas Lebensmittel heranschafften, ohne daß der Staat es sah. Viele hatten Leute vor der Stadt, sie waren Fachleute vom Gemüse- und Obstbau und verrieten alle eine Neigung zur Landwirtschaft. Auch auf die Jagd gingen einige oder fischten draußen vor der Stadt, natürlich ohne den Besitzer zu fragen. Man muß nur die Stellen kennen, sagten sie gewichtig, und sonnabends mittag schon losgehen. In der Nacht macht sich das am besten. Die Bahnbeamten und

Streckenwärter haben den besten Wind, wo das Wild aus dem Wald tritt. Viel ist ja nicht mehr davon da, wenn da jeder wollte losfahren, ... und sie lachten und verstanden sich. Der eine züchtete Kaninchen, der andere hatte nur viel davon gehört. Seltsam, wie wenig sie von Frau und Kindern sprachen. Sie glitten gleich darüber hinweg, wenn das Gespräch darauf zu kommen drohte. Einige Frauen hatten den Männern Essen gebracht. In derselben blauen Kanne, in der er schon Jahre vor dem Kriege das Essen mit zur Arbeit nahm. Oder in großen Schüsseln, die Schürzen drüber gedeckt. „Ihr werdet schon hier nichts Vernünftiges kriegen." Sie hatten dann geschäftig, aber durchaus bei der Sache das Essen ausgepackt. Vom Krämer, vom Bruder, vom Obmann irgendeiner Kasse, der dagewesen war, irgend etwas aufzunehmen, erzählten sie, vom Steuerbeamten und, wenn was sehr Besonderes war, von den Kindern. Dann war der Mann wieder nach oben geführt worden und fing nun an zu essen. Alle in der Zelle waren froh und beäugten, wie's dem schmeckte. Sie selbst dachten nicht daran, daß sie hätten möglicherweise was abbekommen können. Das lag ihnen ganz fern und dem glücklichen Esser auch. Mußte nicht jeder für sich selbst sorgen und für sich selbst schaffen. Sonst ging das nicht. Was sollten sie von den Frauen auch erzählen. Sie waren schon froh, wenn die andern nicht davon sprachen. Denn so eine Frau ist leicht in aller Munde. Da sind in der Küche dicke Schaben, Dinger wie die Finger so lang, und in den Ritzen überall, wo die Kinder schliefen, saßen die Wanzen so dick, daß man sie mit einem Kamm abscheren konnte. Nächstens fraßen sie noch so ein kleines Wurm auf. Na und das brauchte so ein Nachbar zu sehen und es war im Haus rum. Dabei war es überall so. Aber dem Hauswirt hatten sie dafür schon ein paar Monate keine Miete bezahlt. Da freuten sich alle, denn das hatten sie auch alle nicht, und es wäre leicht gewesen, sie durch Handschlag zu verpflichten, nie mehr Miete zu zahlen. Sonst war von der Frau nichts mehr zu erzählen. Meistens war's nicht die erste, auch nicht immer die Angeheiratete. Das war alles. Aber bei ihrer Sache waren doch auch ein paar Frauen dabei, erinnerten sie sich. Das wäre eine Sache, die mit reinzulassen, schmunzelten sie. Na, warum denn nicht, das gäbe wenigstens Spaß, und sie wurden für einen Moment ganz vergnügt und guter Dinge, mit pfiffigen Mienen und unterneh-

mungslustig. Die sind vielleicht schon entlassen, sagte einer und schmiß damit die ganze Stimmung um. Aber von ihrer Arbeit sprachen sie, wie wenn sie im Sonntagsrock gewesen wären. Sehr bedächtig und mit heißem Kopf. Daran hatten sie Interesse. Da erzählten sie, wo sie gearbeitet hatten und wie es da aussah und was da gearbeitet wurde, ganz genau die Details. Und sie verglichen alle die Verbesserungen in dem einen und dem anderen, die Branchen und die Arbeitsmethoden und die Chancen für die Zukunft. Und es stellte sich heraus, daß sie alle eigentlich im Grunde genommen des Glaubens waren, daß so jetzt und in aller Zukunft weitergearbeitet würde. Und erst als der Redefluß schleppend wurde, dachte jeder daran, daß es mit Gewalt geändert werden müßte. Und sie sahen deutlich eine Aufgabe vor sich.

Helden sind das nicht, sagte der blondsträhnige Untersuchungsrichter zu seinem Kollegen und unterdrückte ein Gähnen. Es ist ein schweres Stück Arbeit, und es sind schreckliche Menschen. Ja, da muß unsere Regierung noch viel tun, bestätigte der andere. Es war ein kleiner untersetzter Herr, mit gefaltetem Gesicht. Man muß sich wundern, wer den leben ließ, so bejammernswert trieften seine Augen. Er schien irgendwelche fragwürdigen Angewohnheiten zu haben, die er zu verbergen trachtete, denn er biß Federhalter an und kratzte sich fortwährend am Rockumschlag, vielleicht schnupfte er oder war sonst irgendwie hypernervös. Der vertrat also die Meinung, daß die Regierung was tun müßte. Er schien schwer nachzudenken. Der Bastblonde, dessen Beine auf einmal krumm geworden waren, so blähten sich die Hosen, dachte längst an eine Herrengesellschaft, zu der er geladen war. Wird man spielen, zoten oder gründete man was. Es gab so viel zu tun. Jetzt hielt der Justizobersekretär die Zeit für gekommen, auch seinerseits an der zwanglosen Unterhaltung teilzunehmen, wenn er auch nicht direkt studierter Beamter war, so verstand er davon doch eine ganze Menge, fühlte er sich. „Das Schlimme ist, daß sich die Leute gar nicht recht aus sich heraustrauen. Wer aber zu wenig Schule genossen hat, dem fehlt es an dem nötigen Eigenstolz, an dem Standesbewußsein." Der Kleine unterbrach: „Wenn Sie erst mit neuen Schulbildungsprogrammen kommen, wo wären wir denn da schon —", und er winkte ab. Aber der Blonde lä-

chelte gnädig: „Wissen Sie, mein Lieber, ich hab mir immer gedacht, diese Menschen sind eine ganz andere Rasse. Ekelhaft, wie sie sich geben." Der Obersekretär bestätigte: „Der eigentliche Nährboden für die Verbrecher. Von da kommen sie her. Das sollte man diesen Volkstribunen ins Gesicht schleudern." Er reckte sich hoch. Unnötig zu sagen, daß dieser Mann dicke Brillengläser trug. Entweder er war hager und langhalsig bei gerötetem Gesicht, oder er war kurz, dick und käsig. Wie ein schwammiges Gewächs. Gewächs, das man aufplatzen lassen konnte, ein Bovist.

Er hörte noch die Richter unter sich flüstern: Es kommt so nichts heraus auf diese Art. Verstockt ist die Bande. Noch unangenehmer, daß wir keine rechte Handhabe besitzen. Der Staatskommissar, gewisse Rücksichten, eigentlich keiner drunter, der — er dämpfte sich immer weiter ab. — Wo sind die Persönlichkeiten, an Bismarck gemessen, dachte der Sekretär und zielte auf sich. Heraustreten können und mit einem Bannstrahl all diese lichtscheuen Gesindel vernichten. Auch die Vereine leisteten nicht genug Arbeit. Und die Vernehmung sollte eben den Anfang nehmen, aber es war so vieles durchzulesen, und dann die ganze Frage, und außerdem war der Blonde so freundlich, den Anstoß zu geben, indem er wegging, so daß der Kleine die Sache auch verschob. Es sollte vorläufig nur vom Inspektor das Einlieferungsprotokoll aufgenommen werden. Auf diese Weise schob auch der Sekretär los. Es kam nicht mehr zum Verhör. Es wird den beiden kaum leid tun, das verpaßt zu haben. Sie haben sich Arbeit und Ärger erspart und sich die geruhige Verdauung erhalten. Lang sollen sie leben. Für uns, den Leser mein ich, heißt es jetzt schneller vorwärts, daß wir weiterkommen.

Und so beginnt der zweite Teil mit der Geschichte von Friedrich Küter, dem Werkzeugmacher.

Friedrich Küter war bei seinen Kollegen sehr beliebt. Die Politik richtete ihn zugrunde. Denn die Politik ist ein schwieriges Geschäft, man soll die Finger davonlassen. Ein einfacher Mann aus dem Volke, wie man sagt, schafft das nicht. Dafür sind im Grunde die Schriftsteller und Redakteure, die Rechtsanwälte da. Aber auch diese spinnen nicht immer Seide, denn das ist ein ewiges Schaukeln, und im Handumdrehn ist man unten und ab.

Weil Friedrich Küter so gut bei den Kollegen stand, war es dazu überhaupt erst gekommen, daß er Politiker wurde. Die Kollegen machten das, und er machte schließlich nur weiter, was die angefangen hatten. Dann wurden aber die Gesichter anders, als wenn sie inzwischen Zeit gehabt hätten, sich zu überlegen, auf welche Fahrt des Fritz Küter eigentlich gesetzt war. Und als es schon längst sozusagen ein Zurück nicht mehr gab, hingen sie noch an ihm wie die Bleikugeln und zogen ihn wieder runter, dort, wo sie waren, und nicht da oben, wo er sich hinstellen wollte. Es ist aber ein Irrtum, daß es ein Oben gar nicht gibt als in der Vorstellung derjenigen, die irgendwo unten sind.

Das Verpflanzen ist ein Geschäft, das Sorgfalt und Liebe erfordert. Sonst verdorrt der, der aus seinem Mutterboden einfach herausgerissen wird. Das hätten die Kollegen des Küter bedenken sollen und die vielen anderen, mit denen er nachher noch zusammen arbeitete. Anstatt einfach mißtrauisch beiseite zu stehen und nur den einen Gedanken im Kopf, ob er nicht doch zum Verräter wird. Zum Verräter an der eigenen Klasse, seiner eigenen Kollegen. In der Erwartung, daß sie ihn schon fassen werden, denn sie wußten eben alle, so kommt es. Sie glaubten nicht, daß jemand, der wie sie war, je etwas anderes sein könnte, da mußte das dicke Ende nachkommen, ihre Väter und Großväter sind schon übers Ohr gehauen worden, und wozu haben sie denn selbst den krummen Buckel und die schon klapprig gewordenen Knochen — jawohl, so begann das, und so endete das. Da muß man sehen, wie man die Leute wenigstens zu fassen kriegt.

So knisterte es schon in dem Ast, auf dem Fritze Küter saß und noch gewaltig in die Welt trompetete. Da standen sie noch zu Tausenden und Zehntausenden, eine schwarze wimmelnde und gar nicht übersehbare Masse, und hörten zu, was der ihnen

sagte, und waren zufrieden und nickten mit dem Kopf: Recht hat er, wo es der nur her hat —. Denn Küter verstand sich auf seine Leute. Der alte Küter hatte sein kleines Anwesen in der Gegend der Niederelbe und schlug sich gerade durch mit einem ganzen Haufen Kinder. Er ging noch auf den Bau und verdiente damit vom Herbst bis zu den ersten wärmeren Tagen auch noch ein Stück Geld, aber um seine Jungens konnte er sich nicht kümmern, und die Alte erst recht nicht, denn die hatte in der Wirtschaft mehr wie genug zu schaffen. Bei der Stelle waren doch nicht bloß ein paar Morgen Land, sondern Garten und Kleinvieh und eine Kuh im Stall. Sie hätten auskommen sollen, müßte man denken. Bei harter Arbeit war es halt nur so viel, daß sie gerade nicht Not litten. Das begriffen die Jungens schon sehr zeitig, und als man den Friedrich dabei abfing, wie er eine Fischreuse plünderte, und ein großes Wesen davon gemacht werden sollte, hatte er einfach gesagt: Wir wollen doch auch mal Fische essen. Der Alte hatte ihm aber doch noch eine Tracht Prügel versetzt, einmal als Denkzettel, dann auch als Erinnerung an früher, wo der Alte selbst beim Fischdiebstahl abgefaßt worden war und auf drei Wochen ins Gefängnis geschickt wurde. Mitten in der Hauptbauzeit, und das tut nicht gut, kann ich dir sagen, pflegte er davon zu erzählen. Er hatte eine mächtige Wut zurückbehalten. Sonst wußte der Junge wenig, was der Alte außer dem Hause trieb. Er war meist mürrisch. Die Schule ging vorbei, ohne besondere Spuren zurückzulassen. In der Lehre, erst beim Schmied, dann nachher noch in der Fabrik ereignete sich nichts. Der junge Küter ging wie alle andern mal dahin und dorthin, waren meistens gleich eine ganze Anzahl gleichaltriger dabei, Unfug wurde genug ausgeheckt und auch hinter den Mädels mal hergerufen. Geld gab's wenig, große Sprünge waren nicht zu machen. So ausgerüstet, leicht an Erinnerungen, war er in die Großstadt gekommen und hatte dort zu arbeiten angefangen. Denn wer noch gerade so durch die Jungensjahre heil durchgerutscht war, ohne zuviel mit Polizei und Gericht und weiß Gott noch alles zu tun bekommen zu haben, der machte, daß er seinen Platz in der Großstadt bekam.

Dort arbeitete Fritz Küter ein Jahr nach dem anderen. Nicht immer an derselben Stelle, versteht sich. Er war ein guter Arbeiter, ein gemütlicher junger Kerl, der was auf sich hielt und

sich selbst ganz gut gefiel. Mädels waren auch da genug, an jedem Finger zehne. Nur zum Zugreifen. Und er griff auch zu. Bloß daß man so ein Weib nie verstand. Vieles blieb ihm unverständlich. Es wurde so viel drum und dran, daß er direkt den Spaß daran verlor. Es war doch schon genug, daß sie ihn noch Geld obendrein kosteten. Wenn er in Begleitung ausging, bezahlte er und kaufte auch so manchmal noch was, denn gutmütig war er, das konnten sie ihm nicht anders nachsagen. Aber Spaß hatte er nicht mehr daran. Ich kann doch nicht heiraten, dachte er. Erstens gefiel es ihm in seiner Schlafstelle ganz gut, und das Essen war auch nicht zu teuer, denn wo sollte er auch hin, hier wo im Hinterhaus sich eine Stube nehmen, wie ihm manche einreden wollten, und dann die „Alte" immer auf dem Halse, wie er zu Hause gesehen hatte, und obendrein gerade die nötigsten paar Mark zum Leben, dafür sollte man sich auch noch mitabschuften? — es war ihm nie eingefallen, daß er eigentlich schuftete bis dahin — — nein, da war die Welt schlauer geworden, fühlte er. Und er lachte die Weiber aus, die mit so etwas kamen. Es war ihm eine wie die andere. Von Unterschieden kannte er nicht viel. Hauptsache, daß sie kräftig war und was aushielt und nicht viel Gerede machte. Da machte er sofort Schluß. Denn jeder, fühlte er sich, war sein eigener Herr, und sie konnte ihrer Wege gehen, wenn's ihr nicht paßte. Es war ihm auch das liebste, denn er hatte ein gewisses dunkles ängstliches Gefühl, hier stimmt etwas nicht, und er versteht das nicht. Besser, sich da erst gar nicht hineinmischen. Mit den Kollegen vertrug er sich gut.

Friedrich Küter trieb keinen Sport. Hatte gar kein Interesse dafür. Es waren ja welche, hauptsächlich in seinem Alter, aber viele waren's auch nicht. Mochten die ihren Spaß daran haben, Küter verstand das nicht. Zu Hause gab's das nicht. Als Jungens hatten sie sich höchstens mit Steinen geschmissen. Er rührte auch keine Karte an. Wozu das, schade um die Zeit, eher mal einen Kognak runtergekippt, aber auch nicht zu oft. Er wurde etwas verschroben, dachte man. Etwas einseitig. Eine ganz winzige Leere tat sich in ihm auf, die schnell wuchs. Wie wenn ein Lichtstumpf im dunklen Raum vor dem Zugwind seine Lichtfahne streckt und züngeln läßt und dann zusammenkriecht. Da wurde es immer stärker in ihm: Sich hervorzutun. Vor sei-

nen Arbeitskollegen was zu zeigen. Er konnte in vielem nicht mit. Beinahe in allen Sachen, womit sich der und jener hervortat. Er fühlte sich immer mehr sehr deutlich nur hinten angehängt. Da griff er eben zu, was sich ihm bot.

Es gab immer Streit mit den Meistern, mit der Betriebsleitung, mit der Direktion. Zerwürfnisse, die immer da sind und bohren. Bis sie einmal offenkundig sind und aufeinanderplatzen. Dahinein wurde er langsam, ohne daß er selbst wußte wie, mittenrein geschoben. Er überblickte die Sache, weil er ja auch abseits stand. Er sagte immer gleich das, was die Kollegen sagen wollten. Denn die sagten oft nichts oder bei anderer Gelegenheit dann höchstens und hintenrum, und sie hatten auch tausenderlei Rücksichten zu nehmen und waren ja selbst so gedrückt. Aber sie freuten sich, daß der Fritze dann loslegte. Wie es richtig war und auch seine Ordnung hatte. Küter merkte bald, wie sein Ansehen stieg. Er wurde sogar etwas scheu von der Seite angesehen. Na immer vorsichtig, flüsterten sogar ein paar Gutmütige. Das spornte ihn mächtig an. Bei ihren Zusammenkünften behauptete er jetzt eine bestimmte Stellung. Er war, wo immer einige zusammenstanden, eine vorherbestimmte Marke. Der eine war Sachverständiger in Geflügelzucht, ein anderer wußte auf den Rummelplätzen Bescheid, und Küter kannte sich in den Fragen ihrer gemeinsamen Arbeit aus, alle Streitfragen wußte er so zu beleuchten, daß sie ihre eigenen Wünsche und Befürchtungen und ihre geheimsten Zweifel darin wiederfanden. Darin verstand er sich. Es war für Küter nicht so leicht. Er mußte sich zu Hause hinsetzen und studieren, was über diese Sachen schon geschrieben stand. Es kostete auch immer Überwindung, sich so auszudrücken, daß ihn die anderen auch verstanden. Die wollten nicht zu lange stehen und zuhören. Es war ein ganz anderes Sprechen, ob man zu seinen eigenen Kollegen im gleichen Arbeitssaal oder schon zu einem größeren Kreis von Zuhörern, die man kaum kannte oder die überhaupt fremd waren, sprach. Langsam glitt Küter in eine andere Welt. Er besuchte die politischen Versammlungen, und er lernte dort Leute kennen, die genauso standen wie er. Ja, er entdeckte, daß überhaupt da nur solche hinkamen, die ganz genau wie er sozusagen schon das Sprechrohr der Kollegen waren. Es gefiel ihm dort. Er lernte etwas, und er bekam einen

besseren Überblick über die Dinge, in die er tagtäglich gestellt war. Es blieb auch nicht aus, daß er in der politischen Bewegung und vorher schon in der Gewerkschaftsbewegung bestimmte Aufträge übernahm und eine Funktion bekleidete. Er war jetzt im Betrieb schon eine herausgestellte Person, an die man sich wandte und die die Aufmerksamkeit auf sich richtete. Er saß fest im Sattel, denn er fühlte, seine Leute hatten Vertrauen zu ihm.

Während des Krieges wuchsen seine Aufgaben. Vordermänner machten Platz, er stieg schnell. Der Krieg selbst war ihm gleichgültig. Selbstverständlich war er anfangs froh, daß er nicht eingezogen wurde. Dann wurde er immer wieder vom Betrieb reklamiert. Schließlich schlug die unermüdlich betriebene Propaganda gegen den Krieg auch in ihm selbst lebendige Wurzel. Daß es nicht nur Menschenschlächterei, sondern Versklavung der Arbeiterklasse war. Er begriff die ökonomische Seite des Krieges, gewiß ziemlich langsam drang das erst durch. Aber es saß dann, und das wurde für ihn ein neues lebendiges Betätigungsfeld. Da hörten sie alle zu, denn es ging allen an die Nieren. Wenn auch die Mehrzahl nur mitging mit dem Gedanken, draußen nicht totgeschossen zu werden oder verkrüppelt und arbeitslos gemacht. Hier war Feld für Aufklärung, Samen zu legen in die Hirne der Arbeitenden. Mit den hohen Kriegslöhnen spannte der Staat sie ein, die Kriegsmaschine, die mit ihren eigenen Armen aufgebaut war und die sie selbst nur zerrieb, weiterlaufen zu lassen. Das begriffen bald sehr viele, und Küter war einer der eifrigsten. Die geborenen Politiker, die Nichts-als-Politiker, die Kanonen wurden auf ihn aufmerksam. Er sollte aus dem Betrieb herausgezogen und für die Agitation und Parteiarbeit verwendet werden — da wurde er vom Betrieb aus an die Front geschickt, sogenannt strafverschickt als unzuverlässiges Element.

Küter hatte Leidensgenossen. Küter wehrte sich und seine Leidensgenossen draußen mit ihm. Es war leichter so, aber sehr harte Monate folgten und vergingen und neue brachen an. Wenn sich ein Mensch mit Händen und Füßen wehrt, so kann schließlich die beste Organisation nicht viel dagegen machen. Sie hat nur einen Vorteil: Sie rollt immer gleichmäßig über den sich Widersetzenden weg, sie quetscht ihn täglich mit demselben Gleichmut von Früherem unberührt unbeschwert von der

Zukunft, zu Boden — es ist eben eine Maschine. Und die Menschen, die sie bedienten, die standen daran, wie jeder bei seiner Arbeit steht, unbeteiligt, ohne Mitgefühl und ohne weiteren Gedanken. Der einzelne aber beißt die Zähne zusammen und erlebt jeden Tag von neuem die Hölle. Hilfe und Kameraden gibt es da nicht, nur Kameraden im Unglück, Mitzertretene. Wir wollen uns nicht aufhalten. Den meisten ist das bekannt. Die Strafbehandlung. Die Arreste und Gefängnisse. Der Haß der Kameraden untereinander, die Ruhe haben wollen und denen so ein Dienstverweigerer die Aufmerksamkeit und damit die Schikane der Vorgesetzten auf den Hals zieht. Immer die Lockung auf Selbstverstümmelung vor Augen und das Treibende, irgend etwas anzustellen und nach hinten zu kommen. Und dann die Verzweiflung. Die Verzweiflung über sich selbst, das Peinigende, sich wehrlos, widerstandslos gedemütigt und in den Dreck getreten zu sehen, sich als ein Stück Vieh und nicht mehr behandelt zu fühlen — das tötet mit der Zeit. Sicherer wie Kugeln und Granaten. Dann kommt eine bisher unbekannte Stimmung hoch, eine lärmende Ausgelassenheit, die alles bisher Gewesene auf den Kopf stellt. Auch für Küter, dem es nach Monaten gelungen war, in die Garnison zurückzukommen, brach diese Zeit an. Er schlachtete den Bauern das Vieh im Stall ab. Er plünderte mit anderen zusammen Nacht für Nacht das Proviantamt. Die Posten wurden niedergeschlagen. Er zettelte eine Meuterei an, die noch kurz vorher verraten wurde, so schwer betrunken waren die Hauptbeteiligten. Er stahl, was nicht niet- und nagelfest war. Nur raus hier, fühlte er, irgend etwas muß doch geschehen — aber es geschah nichts. Die Kollegen hatten ihn vergessen, von der Partei hörte er so gut wie nichts. Er schrieb nicht, wußte auch nicht an wen, an die großen Politiker vielleicht? Die hatten anderes zu tun, als an ihn zu denken. Er hatte eben keinen Menschen. Nacht für Nacht trieb er sich mit Weibern rum. Geld ging nie aus, dafür hatte er Übung bekommen. Da war ein Schlachter dabei, der war sozusagen das private Proviantamt. Was der so mit nebenher ranschleppte und rausholte, versorgte gleich mit einen Teil der Zivilbevölkerung. Aber es blieb alles still. Hier und da wurde einer geschnappt, meistens sofort an die Front abgeschoben, direkt raus kam nichts. An Küter jedenfalls ging es jedesmal mit absoluter Sicherheit vorüber. Es war zum Verzweifeln,

überdies wurde er noch krank. Denn er hatte sich die Syphilis geholt. Er hatte auch kein Interesse, sich groß behandeln zu lassen, seine Kameraden waren ja alle krank. Er sah nichts mehr vor sich.
Und verwunderte sich sehr, als er von seinem Betrieb wieder reklamiert wurde. Für eine Spezialarbeit, die ihm sogar technisch Spaß machte. Dort erst suchte er wieder politischen Anschluß. Es versteht sich, daß er den bald fand. Zwar seine Kollegen waren nicht mehr das, was sie ehedem gewesen waren. Aber er war ja auch ein anderer geworden. Er war unruhig, fiebrig, hatte flackernde Augen, hörte kaum, was jemand zu ihm sprach, außer was in der Richtung seiner Parteiarbeit und seiner speziellen Aufgabe lag, und das war etwas, was er automatisch wußte, weil es ihm hundertfach von allen Seiten selbst wieder zuströmte. Die Genossen erzählten von ihm, daß er im Schlafe sprach, daß er um sich schlug, wenn ihn jemand plötzlich anstieß, daß er aufspringen konnte und wie ein Wilder um sich stieren, als er mal unversehens geweckt wurde. Die Kollegen bekamen vor ihm eine gewisse Scheu. Es ging mit der Arbeit nicht mehr recht vorwärts. Küter merkte das wohl. Die Arbeit machte ihm Spaß, aber sie fleckte eben nicht mehr. Es war ein zu schweres Tretrad, das er da wieder treten sollte. Auch seine Arbeitskollegen merkten das, und sie übertrugen ihm immer mehr die Vertretung ihrer Arbeitsinteressen, man hätte annehmen können, er wurde direkt von der Arbeit geschont und verhätschelt. Es ergab sich, daß er geradezu notwendigerweise aus der Arbeit herausgezogen werden mußte, sollte er weiter für sie arbeiten. Er blieb aber trotzdem, wenn auch mit halbem Herzen, und man sah ihm manches nach. Manche waren darüber aber auch unzufrieden. Doch sein Einfluß stieg. Wuchs längst über den Betrieb hinaus. Wurde eine bestimmte Vorstellung in der Partei. Er redete öffentlich, er trieb seine Arbeitskollegen an, er verfluchte Militär und Staat, er wies den Leuten nach, wie elend und unglücklich sie eigentlich wären. Richtig war es schon, aber immerhin — wenn jeder statt arbeiten reden wollte, dachte doch so manch einer. Viele, die ihn noch näher gekannt hatten, sahen ihn immer weniger. Er macht sich selten, sagten sie. Dabei hatte er über seine Kräfte hinaus zu tun. Und vieles mußte er fortgesetzt studieren und lernen und hatte eigentlich keine rechte Lust dazu, sosehr

es ihn interessierte. Wem hilft das alles, wo jeder doch so unglücklich ist, fühlte er. Er fühlte es dumpf, was er vielleicht klarer und deutlicher nach ganz bestimmter Richtung hätte sagen können. Das war eben die Unrast über ihm, das Abweisende und Herrische, das in ihn gefahren war. So sahen es die anderen. Sie hatten ihn früher ja aber auch nicht gesehen, sich mit ihm beschäftigt. Weil eben jeder gerade mit sich selbst genug zu tun hat, könnte man sagen. Nun aber in diesen Zustand hinein platzte der militärische Zusammenbruch, Friede und Revolution.

Die Revolution kam für Küter unerwartet wie für die meisten. Das kann man nicht anders sagen. Obwohl alle davon gesprochen hatten wie von etwas Selbstverständlichem, viele darauf hinarbeiteten und einige wirklich im Ernst die Fäden in der Hand hielten, Schluß mit dem Krieg zu machen, waren die wenigsten den über Nacht ins Riesengroße gesteigerten Aufgaben der Revolution gewachsen. Der Block, der losgelöst war und ins Rollen kam, stürzte überraschend schnell nieder und ließ zu langen Überlegungen und Beurteilungen keine Zeit mehr. Man konnte für eine Sekunde die Augen schließen und — die Revolution war da.

Die Revolution stellte Fritz Küter an den Platz, für den er besonders geeignet schien, Mittler zu sein zwischen der Masse, die hören sollte und wollte, was zu tun sei, und der Gruppe, die schon wußte, wohin die Fahrt ging. Die Revolution ist doch erst der Anfang der großen Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit. Das Jahrhundert wird davon ausgefüllt sein. Ein solcher Mittler zu sein, ist schwer. Man steht zwischen explosiven Mächten. Zu langsam rollt sich die Masse auf. Sie begräbt unter ihren trägen Bewegungen viele der besten, da muß man ein flinker Arbeiter sein. Rechtsanwälte eignen sich besser dafür, die sich winden und drehen können und schließlich immer über den Dingen stehen. Für einen ehrlichen Mann taugt so ein Posten schlecht. Fritz nahm ihn zu ernst. Er schmiß gleich sein ganzes Leben rein. Seine ganze Unruhe, sein pochendes Blut und die so lange in all den Jahren aufgespeicherte Wut, sich durchzusetzen. Denn das war soviel als auch das Ganze durchsetzen, was er wollte. Und weil er die harten Schädel seiner Kollegen kannte, so hieb er drauflos. Rein mußte es, in Bewegung sollten sie kommen. Einsehen, um was es ging. Er

ließ nicht eine Sekunde locker. Er war für alles andere blind. Ein großartiger fanatischer Agitator. Ließ alles andere stehen und liegen und kümmerte sich um nichts mehr, als in der Bewegung tätig zu sein. Von selbst halste er sich auch mehr und mehr auf. So glitt er ab. Er entfernte sich von dem, wo er ausgegangen war. Er wurde fremd dem breiten ausholenden Gespräch, dem langen und doch so gleichgültigen Händedruck und der Arbeit und allen, die um ihn waren. Er glitt mehr und mehr ab.

Mitten in dieser Hast lernte Küter überdies eine Frau kennen, die auch in der Bewegung tätig war. Diese Frau gewann bald großen Einfluß auf ihn. Es mag sein, daß sie ihn schon beobachtet hatte; wenn sie zu ihm sprach, gleichgültige politische Dinge aus ihren gemeinsamen Erfahrungen, war es Küter, als müsse ihn diese Frau kennen, sozusagen durch und durch. Es war manchmal, daß er überhaupt erst keine Antwort zu geben brauchte. Küter war etwas unsicher ihr gegenüber, er wurde es in zunehmendem Maße, er genierte sich direkt. Küter war immerhin ein ganz ansehnlicher Bursche. Blonde Haarsträhnen hingen über die Stirn, offene blaue Augen, die wie Stahl sein konnten, das längliche Gesicht nach dem Kinn zu geschärft und gehärtet. Die Frau hatte ihm mal lächelnd gesagt: So wild, wie Sie aussehen, sind Sie ja nicht. Er sah überhaupt nicht wild aus, mußte er denken, aber er merkte in diesem Augenblick, daß er unglücklich war und sehr unzufrieden. Bohrend und quälend unzufrieden. Die Frau hatte einen eisernen Willen, sie hatte sich bisher schwer durchgebissen. Ihr ganzes Wesen war wie gemeißelt. Sie war ziemlich hager, und ihr Gesicht war immer rot. Aber ihre Augen waren immer ruhig und still. Küter wich ihr schließlich aus. Sie sah durch ihn hindurch, und sie half ihm. Fast unmerklich stützte sie ihn. Er strauchelte, glitt und fiel, stieß dort an und rührte viel dummes Zeug auf. Sie griff die Zügel auf, wenn er beim Durchgehen war. So renkte sie vieles wieder ein. Viele Genossen waren daran, gegen Küter vorzugehen, einige haßten ihn, er stieß sie vor den Kopf und war doch auch nur ein Arbeiter. Friedrich wollte das alles nicht merken. Er verstand wieder zu hassen. Er haßte sogar vielleicht besser, mit der Zeit und schließlich. Das glättete alles die Frau, es wurde alles nichtig, zu einem dummen Jungen-

streich, die Gemüter, die noch eben gegeneinandergefahren waren, sahen sich plötzlich anders an und lachten vielleicht sogar. Alles halb so schlimm und so. Ein Wort, ein gleichgültiges, kaum mit dem Streit zusammenhängendes Wort genügte. Die Leute, die ihn näher kannten, freuten sich, wenn er mit der Frau ging. Die hat Böses durchgemacht, sagten sie, aber sie ist tüchtig. Die weiß, was sie will. Sie neideten Friedrich nicht, daß er die Frau hatte. Die konnte schon was ausrichten. Und Friedrich wurde so von allem Drum und Dran gedrängt, auch wirklich mit der Frau zusammenzugehen. Das dumpfe Gefühl war in ihm, als müsse er jetzt alles aufdecken, das er sorgsam verschlossen hielt, was er überhaupt gar nicht wußte. Alles heraus damit — und da schämte er sich. Was hat das mit dem Leben zu tun und mit anderen Menschen überdies, was? Die Frau gab sich alle Mühe. Es waren Tage, wo wirklich alles Eis verdammt nahe war, zu schmelzen, wo plötzlich ein ganz lebendiger kecker Junge herausgesprungen wäre, der sich erst noch besser umsehen muß, verdammt noch mal, er mußte sich erst wieder in die rechte innere Würde hineinsetzen. Was hat er schon alles geleistet und auch wieviel Verfluchtes nicht schon gemacht. So schwankte das. Die Syphilis fing auch an, ihm zu schaffen zu machen. Die Frau gab sich alle Mühe. Sie kannte ihn ja ganz genau. Sie lächelte wie ein ewiges Lächeln. Aber er entglitt. — Damit ist eigentlich die Geschichte des Friedrich Küter schon beendet. Nicht etwa, daß sie nur den Höhepunkt erreicht oder nun überschritten hätte. Im Gegenteil, der kommt noch. Im Augenblick. Nur hier hört die Geschichte Fritze Küters auf. Denn was folgt, ist die Geschichte der anderen. Was sollte Friedrich dabei noch mitzuwirken haben? Sie ließen ihn treiben. Wie man etwas, das vom Schiff abgesplittert ist, ruhig treiben läßt. Hatte er etwa Anhang bei den Rechtsanwälten oder bei den Redakteuren, die in ihrer Stube sitzen, die Zigarre im Maul und Leitartikel paffen? Und die Liebe des Proletariats war auch nicht um ihn. Weiß jemand, was diese Liebe ist, die Mutterliebe dieser schwarzen geballten Masse, die im Gären sich selbst zerfleischt. Wo soll diese Liebe sein, einen losgelösten, dahintreibenden unglücklichen Menschen zu behüten, zu schützen, zu wärmen und aufzurichten? Welche Mittel hat eine Klasse zu lieben, die sich selbst nicht liebt? Als ihn in die Tiefe zu stoßen und vernichten. Verreck, du Hund, so

stöhnt diese Liebe, mach Platz und weg da.
Friedrich Küter konnte zu den neuen Menschen, die ihm so neu und fremd waren, nicht mehr sprechen. Wie ein Schüler, der mitten in seiner Aufgabe steckenbleibt. Wie einer, der am Ersaufen noch um sich schlägt und patscht und patscht, bis ihn das Hohngelächter der anderen ersticken läßt. Wie soll es anders sein? Kann er denn noch etwas helfen, noch einmal etwa sich opfern? Ist es nicht genug, das Beste schon gegeben zu haben? Was wollte er noch? Er klammert sich an. Er läuft hinterher, er bettelt und fordert. Darüber geht die hastende Entwicklung hinweg. War er denn mehr wie sie — Und so verschwand er erst unmerklich, dann sichtbarer, schließlich explosiv aus der vordersten Reihe. Die Nachkommenden nehmen ihn erst nicht auf. Sich belasten damit, was? Raus da. Und weiter nach hinten, weiter nach hinten. Da gibt's keine Rettung, und sich halten wollen ist Verrat. Und dieser Verrat schlich um ihn. Das Mißtrauen zog seine Kreise und Hohn und blanker Haß. Denn wie wollten sie verstehen, was er da sagen wollte, wo er selbst nicht begriff und es erst gar nicht mal fühlen wollte, das aufschwellende Mißtrauen? Dann kam das, was alle erwartet hatten. Obgleich allen das Was immer unklar und verborgen bleiben wird, solange es die Masse der geknechteten Menschen geben wird, dann kam eben dieses Ende. Und das sagt genug. Daß Küter, Revolution und Klassenhaß im Blut, sich anklammerte. Um sich griff und vom großen allgemeinen Ziel abglitt. Das war so blank poliert und glatt. Es war so, wie die Zukunft aller Menschen sein soll. Da gehen die Leute von unserem Schlage noch nicht hinein. Und da sind auch noch die anderen da, die Herren. Vielleicht vergißt man das nicht. Die greifen zu, wo sich die Gelegenheit bietet. Und Küter wankte und schwankte und glitt ab. Das war eben nicht mehr das große Ziel — eine bewaffnete Räuberbande aufzustellen. Jemandem im Dunkeln aufzulauern und niederzuschlagen mag heroisch sein, wenn man die Augen dick voll Wut und Verzweiflung hat. Es füllt auch die Taschen. Besonders wenn man nichts mehr zu fressen hat. Eine Bewegung aber ist es nicht, sagt man. So fiel Fritz in die Hände der Greifer. Es ist ein Kampf, bei dem man nicht mehr froh wird und das Lachen verlernt. Küter ging diesen Weg zu Ende ohne Abschiedsgruß an die, die ein großes Stück früher einmal mit ihm gegangen waren. Vielleicht einen

anderen Weg. Wie eben das Schicksal fällt. Denn er wurde ans Messer geliefert, Fritze Küter. Ich erzähle das noch.
Vorher aber: Als sie ihn einlieferten, war Friedrich ganz ruhig. Da war auch weiter keine Neugierde um ihn. Ein großer Mann war er ja nicht. Die Stunden rollten langsam. Die Sonne kam noch mal oben am Fenstergitter, dann wurde es dunkel und hell und dann wieder dunkel. Lange dachte Küter so nach. Ganz ruhig glitt alles und vieles so über ihn hin. Die Stunden rollten, und die Nacht schob sich vorbei. Und gegen den frühen Morgen piepste es am Zellenfenster oben. Er hörte genau hin — wie schärft sich das Ohr. Das war nicht wie einfache Spatzen, das waren vielleicht Stieglitze oder Meisen oder so was. Aber das ist gottverflucht egal. Und dann hörte Küter plötzlich — weil es so still war — einen fürchterlichen Schrei, einen ganz wahnsinnigen Schrei. Das trommelte und pfiff und schrie. Da sprang er hoch und griff den Schemel und den Tisch von der Wand und den Wandkasten und die Fensterstange und Krug gegen Wand und Fenster und die dicke, die Eisentür bum tara bum bum Krach und tobte und schrie.
Dann kamen sie. Die letzten Stationen des Menschenleids waren noch nicht durchschritten.
Ein paar Wochen später erhängte er sich.

Viele Erzählungen sind mit Naturschilderungen angefüllt. Es kommt vor, daß der Erzähler in der Entwicklung einer Gedankenreihe plötzlich steckenbleibt, dann hilft die Natur aus. Den Schreiber nämlich muß man sich vorstellen als ein dickes Ungeheuer, das über den Tisch gebeugt hockt, als einen Riesenvampyr, der seine tausend Fühler in das wimmelnde Leben draußen hineingebohrt hat und jetzt Leben saugt — Bis es dann stockt, dann blickt der Schreiber auf, und dann kommen die nachmals so berühmt gewordenen Stellen wie: Draußen heult der Wind, der Wind rüttelt an den Fensterklappen, der Sturm braust durch das Land und über die Stadt hin. Man merkt gleich, daß es diesen Erzählern nicht darauf ankommt, dem Sturm eine besondere Bedeutung in der Erzählung beizumessen, etwa als mitwirkende Kraft oder Person, sondern Füllsel, nichts als Füllsel, wie das Leben all der behandelten Personen

eben Zutat ist, das muß schon sein, aber eine Bedeutung hat es nicht.
Es gibt daher Leser, die mißtrauisch werden, wenn sie nur etwa vom Sturm lesen. Sie wissen eben nicht, daß Sturm nicht nur hohles Geschwätz ist, sondern tiefste Bewegung, Aufgejagtes und Aufgepeitschtes ist. Sturm preßt nieder mit aller Gewalt, daß du zu wimmern anfängst, und reißt dich hoch und stößt dich in die Gegend, daß du vor Schreck laut schreist, und dreht dich dann rum und kreiselt dich, daß es dir das Mark aus den Knochen zieht. Da nützt kein Umsehen mit wütigen Blicken, kein Rufen nach Ordnung und Hilfe, und das Wort im Munde stirbt dir ab. Das ist eine Gewalt, die noch ungefesselt in der Welt ist, und wohl dem, der sie sich zunutze machen kann. Es ist nicht nur eine Gewalt, die außerhalb alles Menschlichen tobt, auf den Weltmeeren, gegen die toten Steinklötze der Städte und den Staub auf den Straßen wirbelt und vor sich her treibt, sondern die auch die Menschen zusammenschweißt als Masse, wenn sich Besitz, Eigentum und Selbstsucht zu Kapitalismus und Staat vereinigen. Denn das Geld treibt. Und der Hunger treibt. Dann wird diese Gewalt im Menschen selbst lebendig. Und es ist die Gewalt von außen, die im Innern selbst den gleichen Sturm erst löst. Dann ist der Sturm über den Menschen.
Von diesem Sturm dahingetrieben, sieht man die Masse Menschen, die Proletarier, die Menschen da draußen. Den Tag über bis in die sinkende Nacht und noch ehe es richtig hell ist. Strömen diese Menschen nach einem Ziel, treten das Pflaster in dicken schwarzen Massen, die sich wie Moränen langsam vorzuschieben scheinen und doch voll wimmelnden, wirbelnden Lebens sind. Die dahinschießen, sich überrennen und einander die Ellenbogen in die Seite stoßen. An der Ecke ballt sich das zusammen, ein Plakat, ein Schild, das neue Programm und die Parteiparole für die nächsten Aufgaben des Tages, die Haltestellen der Bahnen und wie es plötzlich sich löst, zerreißt in einzelne Reihen und immer größere Zwischenräume zwischen denen, die noch gehen. Dann ist der Platz leer. Bis ein neuer Stoß kommt.
Die großen Fabrikhallen saugen die Menschen ein. Sie spiegeln sich selbstbewußt in den dutzendlangen Reihen blanker Fenster, und das rote Fachwerk blinkt wie geleckt. Verwitterte graue

Fassaden sperren die hohen Tore auf, und dann treibt der Strom in die hinteren Höfe, in die Flucht der Höfe hintereinander alle die Leute, die arbeiten und hungern. Ringsum schieben sich die schwarzen Mauern hoch, das Eisen knallt in den Türen und faßt dich am Genick und beugt dich nieder — so hier steh, hier steh ruhig, draußen ist der Sturm, hier ist deine Arbeit, dein Atem, dein Blut und deine Kraft, wofür du bezahlt wirst, steh. Dann blitzt das Licht auf. Der Motor surrt.
Die Masse wimmert. Das pfeifende Ziehen des Sturmes unablässig und drängender und wieder verebbend zu einem Ruf, zu einem Schrei, der erstickt wird. Sturm über den Menschen.

Die Unruhe in den Kolonnen war stärker als gewöhnlich. Die Massen strebten in Einzeltrupps, ein Zeichen, daß es heftige und eindringliche Rede und Gegenrede gab. Die Verständigung war schwer, da konnte sie auch nicht einheitlich sein. Die Parteien hatten den Versuch zugelassen, auf Grund der Verhaftungen eine neue Bewegung auf die Straße zu bringen. Dabei, sagten wieder andere, sind ja unsere Opfer noch nicht beerdigt. Da haben wir sowieso wieder Gelegenheit. Sich zu zeigen, meinten sie. Zeigen, daß sie noch da sind, noch nicht mitverhaftet sind. So redete man in den Gruppen und Trupps, die allenthalben ihrem Ziel zustrebten, entweder nach Hause oder an die Arbeit. Nicht eigentlich eine Partei wollte die Sache mit Namen und Programm decken, sondern jeder Betrieb sollte sich Vertrauensleute wählen, und die sollten dann zusammentreten, von jedem Betrieb einer, nach der Größe selbstverständlich auch Betriebe zusammengelegt, und noch heute irgendwelche Beschlüsse fassen, was zu tun sei. Das ist vielleicht nicht schlecht, dachten die meisten. Und wenn die Kollegen nur halbwegs mit dabei sind, kann daraus etwas werden. Die Parteien halten sich noch zurück, dachten andere, um erst dann aufzutreten, wenn die Geschichte klappt. Wenn die Sache im Gang ist, denn ohne Parteien können wir ja nichts ausrichten. Es war ja auch selbstverständlich, daß in diesen Ausschuß wieder die Parteileute gewählt wurden, so daß im Grunde genommen an der Situation sich ja nichts geändert hatte. Und alle dachten über diese Sache während der Schicht nach und warfen das eine oder andere Wort zum Kollegen hinüber, und es fehlte jetzt nur derjenige, der in so einem

Betrieb die Sache in die Hand nahm. Der fehlte eben. Aber das ist immer so, und schließlich kommt alles, getrieben, wenn auch später, von selbst.
In einer dieser Gruppen hatte sich damals auch Küter bemerkbar gemacht. Er war schon durch sein lautes und aufgeregtes Wesen bekannt. Mach dich nur nicht so wichtig, rief einer, aber Küter überhörte das. Es schien, daß der Küter in der Sache mehr zu tun hatte, als man so wissen konnte, sagte sich der und jener. Denn Küter war nicht nur hier auf der Straße. Er war auch schon in mehreren Betrieben gewesen und wußte schon, wo die Vertrauensleute zusammenkommen sollten. Küter nahm aus der Gruppe einen jungen Menschen mit frischen Augen, wenn auch schmächtig und noch scheint's unentwickelt, und flüsterte mit ihm abseits ein paar Worte. Paul, er war Zeichner oben im Büro, war halb einverstanden. Paul hatte so etwas wie Hochachtung vor Küter, er kannte ihn schon länger. Er stand natürlich zur Verfügung, wenn es für die Bewegung nötig war. Dafür hatte er sich ja einschreiben lassen. Küter hatte ihn wissen lassen, im Auftrage der Partei und so, augenzwinkernd, daß er sich oben im Kontor für ihn bereit zu halten habe. Die genaue Stunde werde er mitteilen. Paul konnte sich denken, was es zu bedeuten hatte, er sollte vielleicht ihren Vertrauensmann machen, wenn sie da oben im Kontor was vorhätten. Paul war im Augenblick stolz darauf, mit einem Auftrag bedacht zu sein. Er war jung, kaum an die zwanzig. Er war so einer, wie Küter einmal einer gewesen war, nur mehr Leute um sich, Kameraden, aus dem Wanderverein und dem Sportklub. Paul schaute heller in die Welt. Auf den konnte Küter sich verlassen. Und er bestellte sich noch zwei aus dem Betrieb für eine bestimmte Abendstunde ins Lokal. Seinen Freund Otto hatte er vorher schon gewonnen. Dann war er zu einer Besprechung gegangen, wo er erwartet wurde.

Im Hinterzimmer eines kleinen Ausschanks saßen die Leute, die auf Küter damals warteten. Die Leute, die das Vertrauen der Partei- und Verbandsmitglieder besaßen. Die Leute, die jene Demonstration auf die Beine gebracht hatten. Eine bewegte Geschichte von Meinungskämpfen, Verbitterungen, Ehrgeiz und Machthunger ging hinter ihnen her, von Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, von vielem persönlichem Mut, sich auf-

zuopfern, und von mancher menschlichen Schwäche, auch von Verrat und Verleumdung. Die Lüge um jemanden beiseite zu schieben, wenn man sich selbst durchsetzen will, ist nicht so fremd, gerade wer bereit ist, sich dabei selbst zu opfern. Die Lüge entehrt nicht, sie ist nicht schön, und es ist nicht recht möglich, diesem dann ganz zu trauen, aber es ist doch ein Kerl, wenn er sich oben hält. Man kann eher sagen, die Achtung steigt. Es ist wie beim Faustkampf. Wer die meisten Schläge kriegt, wird ausgelacht. Nur die Besitzer von Odds achten darauf, daß fair gekämpft wird. Aber genug davon.

Die Leute, die sich an dem langen Tisch, der quer über das ganze Zimmer ging, in der dunkelsten Ecke zusammengesetzt hatten, flüsterten und nickten bedeutsam mit dem Kopf. Sie waren gerade dabei, besagten und erwarteten Küter von sich abzuschütteln. Man wußte nicht, wovon er lebte, und er hatte doch immer Geld, er arbeitete nicht, er ließ sich auf gewagte Sachen ein, die die Parteien bloßstellen mußten, man vermutete hinter den Aufrufen für die Vertrauensleutewahlen ihn; jemand wußte, daß er die Flugblätter drucken ließ, die Parteien waren erst dann gewissermaßen gezwungen mitzumachen, um sich die Bewegung nicht aus der Hand gleiten zu lassen, überhaupt schien er sich gewaltsam an die Spitze drängen zu wollen, ein Mensch, der überdies nicht mal ein guter Redner war, der manchmal unfertiges Zeug redete, der sich überall hineindrängte, von dem niemand wußte, was er eigentlich bezweckte, ein Mensch, der jetzt überflüssig geworden war und zudem ein Wirrkopf. So sägten sie ihn ab. Sie waren sich einig, daß er beobachtet werden sollte. Daß man nichts laut werden lassen sollte vorher, im geheimen vor ihm warnen solle. Dann berichtete Otto von einer beabsichtigten Zusammenkunft und erhielt den Auftrag, genau aufzupassen und zu berichten, damit man dann auch öffentlich diesen Küter fallenlassen konnte. Er war etwas unheimlich geworden, dieser Mensch. Sie sahen dankbar den langen Otto an, der, ehemals Kellner, jetzt schon lange stellungslos war und viel mit dem Küter sonst zusammensteckte. Soweit waren sie, als der Küter selbst hinzukam.

Ihm streckt einer die Hand entgegen, der viele Jahre lang Musiker gewesen war, Salonmusiker. Der weiter nichts als Gelegenheitsmusik gemacht hatte. Er blies die Trompete, lernte dann noch Violine, weil das mehr verlangt wurde. Später war er

eine Zeitlang Erklärer im Kino. Es war ganz amüsant, ihn davon sprechen zu hören. Er rollte mit den Augen, zwinkerte zwischendurch und sänftigte sich zu schmachtenden Blicken — wenn der Bräutigam zur Braut geht. Ein gesuchter Mann war er mit festen Engagements. Als Wanderredner für die Partei taugte er nicht halb so viel, sagte man. Aber er hatte die Einbildung, befehlen zu müssen. Wie ein Feldherr seine Heere, wollte er die Proletarier überschauen und zum Angriff führen. Eine ziemliche Glatze hatte er auf dem Kopf. Beliebt war er nicht.

Noch einer, der ebenfalls keine Familie hatte. Sondern gleichfalls nirgendwo standhielt, um zu arbeiten. Und sich darauf was einbildete. Noch immer war er mit dem ersten Frühlingswind losgegangen. Ein Mann, der ganz Europa kannte. Ein Graveur von Beruf, aber schon längst keinen Halt in der Arbeit mehr. Seitdem er weniger trank, las er viel, so daß er wie gesagt eben in allem Bescheid wußte. Der war für die Bewegung von großem Wert, kannte Land und Leute und eine Unzahl wichtiger Kniffe, mit denen man im Leben weiterkommt. Ein gefügiges Werkzeug in der Hand der Redakteure. Unterwürfig, verschlagen und gefährlich. Daß er augenblicklich einen wichtigen Platz ausfüllte, auf den man ihn geschoben hatte, gab ihm eine großartige Schwungkraft. Eine gewisse versöhnende Genialität. Nicht dem einzelnen gegenüber, am wenigsten Küter, den er haßte. Grund nicht näher bekannt.

Dann begrüßte unsern Küter ein langer hagerer Mensch, der aufstand und doch lahm war. Ein seltsam förmlich gebliebener Mensch. Ein Kaufmann, der einst gute Geschäfte gemacht hatte, mit dem sozusagen mit einem Tage Schluß war. Leute, ganz wenige übrigens, die ihn noch aus der Zeit kannten, gebrauchten dabei das Bild, die Maschine ist plötzlich stehengeblieben. Er tat nichts mehr, kümmerte sich um nichts, alles verfiel, verkam, ging schließlich Pleite, und selbst das, was daraus noch zu retten war, wurde verpaßt. Frau und Kinder hingen treu an ihm, geradezu mit verdoppelter Anhänglichkeit, trotzdem sie bessere Tage gesehen hatten, wie die Leute behaupteten. Er war dabei noch verhältnismäßig spät in die Bewegung gekommen. Ein grenzenlos verbitterter Mensch, aber niemand sah einen direkten Grund, er sprach auch nicht darüber, auch die Frau wußte nichts. Obwohl sie beide von den Nachbarn und beson-

ders später von den Genossen scheel angesehen wurden. Ein gutmütiger Mensch obendrein, der aber immer nachgab, wenn der Haß gegen einen aus ihrer Mitte Blüten trieb, der noch mit den letzten Fußtritt gab, kalt wie Stein und sehr korrekt. Als tätiges Mitglied in der Bewegung war er lahm geworden. Sein eiserner Starrsinn ließ nicht zu, daß er einer Gewalt über sich auswich. Als er eingesperrt werden sollte, nicht mal für allzu lange Dauer, kämpfte er einen verzweifelten Kampf, sich dagegen zu wehren. Mit einer Erbitterung, die ein so schmierighohles Staatsgebilde einfach über den Haufen hätte werfen müssen. Er sah nichts mehr, er hörte nichts mehr, er sprach nicht, er bewegte sich nicht und nahm keinerlei Nahrung mehr zu sich. Zuerst ließ man ihn links liegen. Dann muß er die zuständigen Personen doch in seinen Bannkreis gezwungen haben. Es ging noch ein paar Wochen hin und her, dann ließ man ihn laufen. Er hatte zu tun, daß er überhaupt wieder hoch kam. Aber lahm blieb er. Einen weichen Charakter hat er, sagten einige von ihm, manchmal wie Butter, trotzdem. Auch der gab Küter die Hand.

Und dann noch einige andere flüchtiger sozusagen mehr hinterher. In der Bedeutung und Reihenfolge. Darunter einer von den Redakteuren, der nur das eine Ziel hatte, die Idee rein zu erhalten, die sich eben in den andern, das heißt immer in den gerade anwesenden andern verkörperte, und der niemals widersprach und immer sich unterordnete und nur die eine Freude hatte, mit dabeizusein. Dann ein Arbeiter, der geradewegs aus der Werkstatt kam. So einer, von denen man sagt, der bringe neues Blut mit. Oder der wird aufräumen mit dem, was faul geworden ist. Ständig werden solche vorgestoßen, unaufhörlich. Wie von einem Riesenbagger rausgezogen aus der Masse. Sie werden bald stiller, schließlich schweigsam und müde, kopfhängerisch, wenn das frische Blut ausgesogen und verbraucht ist. Denn die proletarische Bewegung verschlingt eine Unmenge Kraft und Blut. Es ist immer noch zuwenig, was geopfert wird. Dann wirft man sie weg. Sie halten sich noch schwankend eine Zeit, dann sind sie ausgelöscht. Plötzlich wie vom Erdboden verschwunden. Solche waren auch noch einige da.

Dann steckten sie alle die Köpfe zusammen und flüsterten und berieten und beratschlagten. Alle hatten finstere Mienen, und es

war allen mit dem, was da zu besprechen war, heiligster Ernst. Viele hätten ihr Leben ohne weiteres hergegeben, und viele setzten es ein. Tiefe Furchen grub das Leben ihnen auf die Stirne. Das Klima ist hart und hängt schwer. Die Hände, leicht zitternd, sind wie Stein und Schwamm. Sie verstehen das volle fröhliche Leben nicht mehr, das glückliche Flimmern des spielenden Sonnenstrahls. Das Leben kommt da nicht hin, Engel schweben nicht durch den Raum und rühren an die Seelen, daß sie hell werden —. Oder sie kennen das Leben zu gut. Sie haben schon die Bekanntschaft dieser Engel gemacht, die dir den Schein vor die Nase halten, auf den du verpflichtet wirst. Der Segen der Lohnsklaverei, die Arbeit zur Ware und den Menschen zum Tier entwürdigt, ist Gottes Werk. Dann soll Gott wenigstens die Sonne abstellen, damit es dunkel bleibt. Die Menschen schämen sich, damit der Haß frei wird. Hassen ist menschlich. Und der Haß ist die menschlichste Macht.
Als Küter wegging, schloß sich im Otto an.

„Solange wir nicht genügend Geldmittel haben, können wir gar nichts machen."
„Nun, es muß sich eben zeigen, wie weit die unsrigen bereit sind, Opfer zu bringen."
„Das kann sich eben nicht zeigen. Wir pressen den Leuten mit all den Organisationen, Unterstützungen, Literatur und was weiß ich noch alles, schon das letzte Geld aus der Tasche"...
„Nun und was denn sonst noch ...?"
„Damit wir es doch wieder nutzlos auf die Straße werfen."
„Nutzlos? Wo hast du denn die Ansichten her?"
„Selbstverständlich. Wenn wir uns in der Organisation des Seelenfanges, in der Propaganda des Plakats messen wollen mit den anderen, da fehlen uns erstens die Gelder, auf alle Fälle haben die drüben mehr, dann müssen wir damit rechnen, daß die Hunderttausende, die ihr Letztes hergeben, was ganz Gewaltiges davon erwarten. Es ist eine schwere Verantwortung für diejenigen, die damit wirtschaften sollen, jedenfalls anders wie drüben."
„Also Propaganda der Tat", pfiff der andere vor sich hin.
„Das gehört auch zu uns, was haben wir denn sonst? Können wir denn überhaupt uns anders verständigen? Das versteht eben

jeder. Aber es hat nicht jeder Lust, alle Tage die Zeitungen und Broschüren zu lesen."
„Damit wirst du jedenfalls nicht weit kommen."
„Soweit man eben mit der Revolution kommt."
Fritz wurde ärgerlich. So paukte er Tag für Tag auf die Leute ein. Otto machte es indessen Spaß, zu widersprechen. Einverstanden mochte er längst sein. Mit hastigen Schritten querten sie die Straße.
„Du hast ja auch schon Übung drin"; er lächelte ihn von der Seite an. Sehr vieldeutig und ungewiß.
„Ich mach das auch nicht mehr. Du weißt ja, erst holt man das Nötigste für sich zusammen, da ist schon wunder was dabei. Wem nehmen wir's weg, doch den Reichen, etwa nicht?" Fritz blieb stehen. „Ich sage ja nicht, daß es was besonderes ist, braucht nicht zu sein, aber laß es mal alle machen. Wenn wir alle einfach uns das Notwendigste aus den Läden würden holen, dann bekommt die Geschichte bald ein anderes Bild. Ich weiß, man will mir einen Strick drehen, aber Geld soll her, nicht wahr? Und die Pläne und die ganze Korrespondenz soll auch da geholt werden. Du weißt schon, heute noch in dem Kontor bei Paul. Aber wie das geschieht, das will dann niemand wissen, im Gegenteil" — er begann zu lachen. Fritz lachte damals laut heraus, daß ihn der andere ganz erschrocken ansah. Wenn wir nur unserer mehr wären, murmelte Otto. Der eben erhaltene Auftrag fing an, ihn zu bedrücken. Du willst eben mit dem Kopf durch die Wand, sagte er noch. Da standen sie auch schon vor dem verabredeten Lokal. Küter biß sich in einer plötzlichen Aufwallung in die Faust. Wie der neben ihm her schlich. Mit solchen Leuten sollte man was ausrichten. Er zerläuft ordentlich wie Käse. Dabei noch unzuverlässig und Weiberhengst. Der andere merkte wohl, wie der ihn musterte. Sie konnten sich bisher ganz gut leiden. Otto verschärfte manches, was Fritz brachte, hatte von früher noch manche Verbindungen. Wußte auch, daß Fritz für die Bewegung ablieferte. Sie konnten sich, wie gesagt, gut leiden. Sie arbeiteten zusammen, wie ein Rad eben ins andere greift. Es war gut, daß sie beide so tief in der Bewegung steckten. Sie hatten beide daran festen Halt. Beobachteten sich auch daran. Deswegen dachte mancher, die beiden sind dicke Freunde. Aber jetzt, ehe sie noch ins Lokal traten, merkten sie, daß sie sich verachteten. Sie begannen sich

auf einmal glühend zu hassen. Trompete du nur von oben, dachte der eine, bald wird's aus sein. Solche Maulhelden und Unausgegorenen können wir nicht brauchen. Mich hier abkanzeln zu wollen, das wäre gerade richtig. Und Otto sah sich auf einmal wieder in seinem Lokal, wo er den Gast, der nicht bezahlen konnte, am Rockkragen faßte und auf die Straße setzt, und noch einen festen Tritt hinterher. Niemand verlangte das von ihm. Deswegen wurde er noch wütender. Dabei ist Kellner kein anderer Beruf als etwa so ein aufgeblasener Arbeiter — der Arbeiter aber fühlte, der hat einen krummen Buckel, sooft bückt er sich, und krumme Finger, um das Trinkgeld festzuhalten. Mit dem kann man nicht ins Feld ziehen. Der aber hielt den Körper straff gespannt wie zum Sprung, den Kopf etwas eingezogen, zwei große rote Flecken auf den Backen. Fritz war bleich wie die Wand. Eine blonde Strähne hing ihm ins Gesicht. Blanke Wut. Haß. Vertragen wir uns bis dahin — gehen wir noch eine Weile zusammen, vertragen wir uns, aber dann — und sie gingen noch zusammen. So gehen die Proletarier. Ihre Urkraft fesseln sie unter sich und gehen vorwärts. *Doch* noch vorwärts, trotzdem voran. Das ist gut so.

Die fünf Mann waren sich schnell einig, zumal Küter die Hauptarbeit übernommen hatte. Es lag auch noch genug Spannung in der Luft, die Lust zu solchen Unternehmungen machte. Otto übernahm mit den anderen die Sicherung, während Fritz und Paul nach oben gehen sollten. Paul kannte sich da aus. Küter beherrschte völlig die Lage und hatte mächtig Oberwasser. Die andern kamen erst gar nicht zum Reden. Für alles war vorgesorgt, Fritz versprach, da finanziell nichts zu erwarten war, für die unten eine Schreibmaschine mitzubringen. Paul machte zwar Augen, wagte aber keinen Widerspruch. Hauptsache die wichtige Korrespondenz, die vieles aufdecken konnte, kam in ihren Besitz. Paul war im Grunde Feuer und Flamme und konnte zum erstenmal sich wirklich betätigen. Küter hätte auch sonst Widerspruch nicht aufkommen lassen. Nachdem alles verabredet und genau festgelegt war, trennten sie sich.
Otto blieb mit den beiden zusammen. Die tauten jetzt auf und fingen an, sich mächtig in die Brust zu werfen, und nachdem sie anfangs noch etwas mißtrauisch gewesen waren, erzählten

sie von Gott und allen Teufeln und sonst noch was. Schließlich freuten sie sich, auch mal eine Sache zu riskieren. Otto vergaß nicht, seine Warnung vor Küter anzubringen, und ließ die nicht schlecht staunen, daß der bald ausgebootet sein würde. Aber schließlich dachten sie sich dabei weiter nichts, eben jeweils einer nach dem andern. Sie wunderten sich nur, daß er eben noch so mächtig das Maul vollgenommen hatte. Sie saßen da und warteten auf die Zeit.
Fritz wollte noch zu einer Versammlung gehen. Das waren schon Dinge, die morgen, übermorgen erst soweit sein sollten.
Paul hatte sein Mädchen bestellt und wollte ins Kino.

Es war einmal, daß alle Menschen, die den Tag über schwer zu arbeiten hatten, nicht mehr genug Spannkraft besaßen noch genug Blut, nachher noch wirkliche Geschehnisse um sich herum zu ertragen. Dann flimmerte das Kino ihnen Ereignisse vor, die sie nicht soweit berührten, um sie in Wallung zu bringen, aber gleichzeitig das Gähnen unterdrücken konnten. Das war die große Zeit des Kinos. Und es geschahen da ganz großartige Dinge auf der Leinwand. Das war die Zeit, wo das Kino die notwendige Fortsetzung eines wirklichen Lebens war, seine Ergänzung und Krönung und daher auch selbst wirkliches Leben. Dann wurde die Sache im Großen geschäftlich angefaßt, und es stellte sich heraus, daß diejenigen Leute, die den ganzen Tag nichts zu tun hatten, ein weit besseres und zahlungsfähigeres Publikum abgaben. Weil es denen nichts ausmachte zu gähnen, weil die sich nicht darum hatten, ob da etwas wirkliches vorging, sondern wie die Darsteller aussahen und was sie anhatten und ähnliche Sensationen mehr. Da brachte das Kino Geld, aber es war selbst überflüssig geworden. Es muß nun wieder werden, daß das Kino die Satten und Faulen zur Arbeit treibt, sie beunruhigt und ihnen Feuer unter die Sohlen legt, den Müden und Ausgebeuteten, den Verhärmten aber Mut macht, mit dem Hauch des lebendigen Lebens sie umgibt, um sie zu stärken, selbst nach diesem Leben zu fassen. Da muß allerdings die Leinwand ganz anders aussehen.
Daran dachte Paul. Wie in einem gleichmäßigen Kreislauf kehrten die Gedanken immer auf denselben Punkt zurück. Voll war der Laden, das stimmt. Aber die Leute sahen gar nicht mehr wirklich aus, da waren in der Mehrzahl Frauen und Kin-

der und junge Burschen. Die Frauen sahen alle aus wie verwitterte Beamtenehefrauen aus der vormaligen Zeit, die jetzt eine Pension oder Zuckerwarenladen nebenbei hatten. Es waren, wie man so sagt, Ehefrauen, gewesene Frauen, die man mit einer Pfauenfeder am Nacken gekitzelt zur Tollwut bringen konnte. Leute, wie man sie häufig in den katholischen Kirchen der Provinz trifft. Nur sangen sie nicht. Sie werden auch niemals singen, selbst wenn man sie knufft. Sie stecken auch keine Wachskerzen mehr auf, denn im Kino ist es dunkel. Da freit der Graf um die Tochter des Portiers, und die junge Grafentochter geht zum Ballett, um durch schaurige Fährnisse des Lebens hindurch in die Arme des jungen reichen Kaufmanns zu sinken, der gerade ein neues Leben anfangen will. Wieviel Zeit die Leute haben, so viel Wesens von der Liebe herzumachen, und welche Menge Umstände dazwischen hineingeschoben werden. Die Beine sind überall dieselben. Und der Kopf des Kavaliers ist meist hohl, ob er eine weiße Blume hat, den Zylinder auf dem Kopf oder die Schirmmütze. Was solche Kavaliere wollen, ist immer dasselbe, nur daß im Leben nicht so viel Umstände damit gemacht werden. Dann das Affentheater mit den Vätern und Müttern, der gute Vater und der böse Sohn, dann den eigensinnigen Alten, die kokette Alte, die engelsgleiche Tochter, dazwischen allerhand viel Verleumdung, Neid, Diebstahl, Mord und ähnliches. Und meistens immer einer, der schlauer als der Zuschauer ist und alles wieder ins rechte Gleis bringt. Was soll das, mußte Paul immer denken, wem macht man diesen Unsinn vor. Waren das die Bürgerlichen, von denen er wußte, daß sie ihm gegensätzlich und seine Unterdrücker waren. Ein idiotisches Pack, sich das gefallen zu lassen. Das muß ja eine widerliche, direkt unmenschliche Gesellschaft sein. Mehr dumm und lächerlich als ernst zu nehmende Machthaber und Ausbeuter. Und Paul grübelte, während die Szenen vom Spielklub über Kaschemme zum Boudoir der Diva rollten.

Paul dachte an seinen Chef. Das war ein kranker ängstlicher Mann. Den blies der erste Wind um. Und die Tochter, die an einen hohen Justizbeamten verheiratet war, kam manchmal und schnauzte ihn an, daß es nur so eine Art hatte. Was mochte der früher ausgefressen haben? Laut reden hörte er ihn eigentlich nur durchs Telephon oder mit Geschäftsfreunden, die ihn noch

überschrien. Der Sohn, der auch im Geschäft gewesen war, nicht viel anders. Schien nachts zu saufen und sich in Bars rumzudrücken. Machte immer sehr gedrückten Eindruck und konnte einem nicht ins Gesicht sehen. Hatte er Klubkameraden um sich, war er auch ein anderer Mensch, ordentlich ein paar Zoll höher, und konnte sogar frech werden, so warf er sich dann in die Brust. Wenn er nicht nachher gleich wieder so eingeknickt wäre, hätte es schon manchmal was gegeben. Und schließlich gescheit war der auch nicht trotz seiner Masse Schulen. Da waren Werkmeister, die steckten den zehnmal in die Tasche. Das wußten sie auch ganz genau, und der Alte wie der Junge und was sonst an höheren Beamten und Ingenieuren war, sie ließen auch ziemlich alles gehen, nur daß sie gerade eben noch anerkannt wurden. Dafür verhandelten sie ja dann hinter verschlossenen Türen. Wie sie für die Firma die Aufträge reinholten, darüber munkelte man auch allerlei. Sie hatten mal einen Reklamechef, der sich mit den Arbeitern ganz gut gestanden hatte. Manchen Wink hatten sie von dem. Wie die Chefs und die Beamten, so hörte man auch allgemein von den andern. Seine Mutter kannte die Frau eines Rates, die derart lamentierte und geizig war, daß Mutter ihr heimlich manches zugesteckt hatte. Nach außen aber tat sie mächtig dicke, und als er ihr mal als kleiner Junge präsentiert wurde, hatte sie ihm nicht die Hand geben wollen, weil sie sagte, er sei so schmutzig — das verrückte alte Aas, erinnerte sich Paul. Besonders solche akademisch gebildeten Beamten, die so von oben herab sahen, die hatten oft genug selber kaum genug zu fressen, obwohl sie in der Bahn aufstanden, wenn sich etwa ein Arbeiter neben sie setzen wollte, den sie am liebsten mit ihren triefenden Bulldoggenblicken gleich durchbohrt hätten. Oder solche protzigen Kaufleute, richtige Leuteschinder, Blutsauger und Wucherer, die rauften sich manchmal zu Hause die Haare und schrien und tobten mit ihren Familien und mit Gott und aller Welt, wenn irgend so eine lächerliche Sache schiefgegangen war und ein paar Tausender flöten — daß sich die Jungens, mit denen er hier und da im Sportklub zusammengekommen war, selbst über ihre Alten lustig machten. Obwohl sie nicht besser waren, denn sie legten alles darauf an, daß man sie für was hielt und einschätzte, auch wenn sie nichts als dummdreist und frech und glattgestrichene Weiberjäger waren. Waren denn das die Her-

ren, die eine unsichtbare Macht und gottgewollt über sie eingesetzt waren? Das waren doch alles Idioten, Schwächlinge, unglückliche Jammerleider, denen man nur einen Fußtritt zu geben brauchte. Und diese Beamtenschweine von oben bis unten, das waren doch keine richtigen Menschen mehr. Die gingen doch auf Draht. Das sind ja Figuren, die schon am Verwesen waren und nur mächtigen Gestank machen. Und arbeiten, richtig arbeiten, daß es eine Freude ist, tut von diesem Gesindel überhaupt niemand. Da begriff Paul, und wohl zum hundertsten Male, daß nur die Gutmütigkeit, die Schwerfälligkeit, die Unbeweglichkeit und das kribbelnde Mißtrauen des Proletariats untereinander und der Arbeiter dieses Geschmeiß über sich noch duldete. Und sogar den Buckel hinstreckt, um selbstgewollte Streiche zu empfangen. Daß er mit seiner Arbeit das Maul bezahlt, das ihn anschreit, und den Speichel kauft, damit ihn der noch von der Seite her anspuckt. Paul begann selbst darüber zu lachen. Ein gemütliches lustiges und doch hartes Lachen. Sie versöhnten sich gerade auf der Leinwand — und er gab seinem Mädchen einen Puff.

Denn diese war geradezu in das Ohr ihres Nachbars reingekrochen, der zwar Pauls Bruder war, aber auch seine neben sich hatte. Soll er sich doch mit der beschäftigen — aber Paul grinste zum Bruder hinüber, denn er begriff, daß alter Zank noch nicht beigelegt war. Der Bruder war als Schlosser gerade im Begriff, sich selbständig zu machen, wenn er auch einige Schichten in der Fabrik arbeitete. Mit seiner Liebe lief er schon eine ganze Zeit. Er hatte sich zu sehr schon daran gewöhnt, sagte sich Paul, als er hörte, daß die jetzt dem Bruder die Ohren voll sang von heiraten und allem möglichen. Der Bruder war auch gar nicht entschieden genug und überlegte die Sache hin und her, bis er eines Tages festsitzen würde. Bald war's so weit — die saß schon so steif wie ein Stock. Aber Pauls Freundin schien das mächtigen Spaß zu machen, und weiß Gott, was die da erzählen mochte, denn der Bruder bog sich ja vor Lachen, und jetzt lachte die auch. Aber die Köpfe steckten sie zusammen wie eingeschraubt — pst — und er gab ihr noch einen Puff.

Dann lachte sie ihn mit kleinen grauen Augen an, möglicherweise etwas spöttisch. Paul freute sich über die Haarkringel, die frech übers Ohr hingen, und die schmalen aufgeworfenen Lip-

pen, die lustige Nase und das schmale blasse Gesicht, eine feine, zarte war seine, verdiente ganz schön im Kontor, wenn sie sich auch etwas abarbeiten muß, dafür fährt er sonntags ins Freie. Die Alte war auch vernünftig und ließ sie beide in Ruh. Und dann lachten sich beide schnell noch einmal so froh an, und Paul tastete nach den Knien, um zu fühlen, ob noch alles da ist, und ein neckischer Druck kam wieder. Da strahlte Paul. Und die Welt war ihm offen. Als die Kinogeliebte auf der Leinwand gerade zu sterben anfing.

Das Licht der Bogenlampen von der Straße her war in ständiger Bewegung. Als wollte es in dem großen Kontorraum wie mit einem Finger auf die Pulte und Schränke hinweisen, in denen das Gesuchte verborgen sein konnte. Es ist verdammt hell hier, brummte Küter. Es schien, er hatte sich einen kleinen Zacken angesoffen. Paul war etwas peinlich berührt davon. So ein leiser durchdringender Duft ging von ihm aus. Er hatte das bei Fritz noch nie gesehen. Dieser Duft konnte einen am Platz fesseln. Es war, wie wenn einem ein Netz über den Kopf geworfen würde. Er mußte alle Gewalt anwenden, seine Gedanken zusammenzuhalten. Unten die drei hatten auch schon einen so merkwürdigen Eindruck gemacht. Man hörte sie noch jetzt hier oben auf der Straße sprechen. Der eine rief dem andern über den Weg was zu. Ein toller Blödsinn. Da pfiff gar einer. Schien aber nicht dazuzugehören. Paul sah jetzt den Schatten Küters hinter einem Schreibtisch verschwinden.
Das Licht pendelte. Ein Wagen hob das ganze Haus. Im anschwellenden Rattern — das Blut stieg hoch — im Dahinrollen, Verrollen und dumpfen Nachtacken. Lichtstreifen jagen sich. Licht fängt sich selbst. Wächst zusammen und schießt einen neuen breiten Strahl vor. Verdammte Arbeit das, brummte Küter von unten her. Er muß irgendwo direkt am Fußboden sein. Da ist doch nichts, wollte es in Paul aufbegehren. Die lächerliche Scheu, als er den Schlüssel umdrehte und aufgeklinkt hatte, verging langsam. Es dauerte aber doch ewige Zeit. Eine gottverfluchte Sache, untätig stehen zu müssen. Er hatte gerade nur einige Winke zu geben gehabt. Jedes Wort wurde direkt abgeschnitten. Eindringlich hatte der gesagt: Du bleibst hier stehen, rührst dich nicht und hältst 's Maul. Sehr eindringlich. Das grub sich tief ein und schmerzte direkt im Kopf. Nur die-

ser Duft von Fusel war zurückgeblieben. Unten pfiff wieder einer. Aber ein anderes Zeichen.
Dann dauerte es eine Ewigkeit. Fritz war schon ein paar Meter vom Schreibtisch weg. Die Sachen mußte er längst haben. Das Licht trieb Blasen. Kreise. Das Licht pfiff und pfiff und pfiff.
Paul zitterte vor Ungeduld. Paul wankte der Boden. Paul zitterte jetzt. Die Freude war weg. Nichts mehr von stolzer Überlegenheit und dieser selbstsicheren Wurstigkeit. Das war das Kontor, in dem er tagaus, tagein saß. Jetzt prägte es sich erst wieder sehr deutlich ein. Der Schriftwechsel mit den hohen Gerichtsbeamten und der Polizei mit der Firma lag schon seit Tagen da. Er selbst hatte seinen Leuten davon Mitteilung gemacht. Die Sache war spielend einfach. So war der Hergang. Der junge Chef hatte auch sehr provozierend einem Buchhalter davon gesprochen. Natürlich mußten das die Arbeiter erfahren. Morgen würde er ruhig dasitzen und sich die Sache anhören. Was wollten sie denn ihm! Erst müssen sie Beweise haben. Ein Gedanke jagte den andern, und über Kreuz quälte sich das Hirn. Raus muß ich hier, fühlte er. Diese Sekunde noch raus — und wenn's nur erst morgen wäre oder wenigstens auf der Straße. — Er lauschte und lauschte angespannt, fieberhaft, als wenn er auf jemanden lossprungen wollte. Nichts. Kein Schritt. Kein Laut. Vorhin pfiff doch jemand. Vorhin hörte er noch den einen gehen. Er ging so schleppend, als wenn er selbst ein Wächter wäre. Ein pfiffiger Kerl. So gehen die Wächter, dachte er noch. Wie von der Erde verschlungen. Er griff und griff in seinen Erinnerungen um sich. Wie um sich wo anzuklammern. Sich zu flüchten, zu verstecken. Die Zeit schnitt ihm jeden Weg ab. Die Sekunden, die Minuten, fünf, zehn Minuten mochten sicher schon vergangen sein. Dabei brauchte er einen Augenblick, einen einzigen Augenblick. Er konnte nicht die Gewalt über sich halten. Es brach. Es fiel etwas zusammen. Donnerwetter, sank das schnell. Es war alles im Nu ausgebrannt. Nun ist es vorbei. Aber er hatte geschwiegen. Sich nicht gerührt, nicht das Maul aufgetan. Jetzt war alles tot.
Er hörte schon kaum richtig hin, wie es jetzt plötzlich knisterte, leise klirrte es. Küter war am Packen. Er hatte sich genau die Maschinen angesehen und schlug gerade über eine das Papier. Paul schlich mechanisch hin, als der aufforderte, mitzuhelfen. Das geht ja großartig hier, sagte Küter. Er nahm

zwei Maschinen unter den Arm. Los angefaßt, kommandierte er und wies auf zwei andere. Das polterte und klirrte und scharrte. Ein Stuhl gab hellen Laut. Hol's der Teufel, los jetzt! Die Tür auf —
— da klappte unten die Tür. Wer klappte? Was klappte? Wer, was? Halt! Sie standen und keuchten. Die Knie wankten und wurden schwach. Sie keuchten schwer in sich hinein. Kein Laut.
Hallo! Hallo! Halt da! Dann raste es die Treppe hinauf. Paul war mit mächtigem Gepolter ins Zimmer rein. „Du verfluchter Hund!" zischte Fritz. „Ziehst uns die Grünen auf den Hals!" Und eine Sekunde noch — Laute schwollen an, draußen wurde laut gerufen, gepfiffen, ein Schuß da draußen — jetzt mußten sie um den Absatz einbiegen — da warf Küter die Maschine direkt drauf. Und Paul nach.
Tür zu. Lächerlicher Aufenthalt. Paul nach. Hinteres Zimmer. Da krachte schon die Tür. Halt da. Schuß. Neue Tür. Noch eine Tür. Ein Sessel stolpert, verflucht. Schuß. Schuß auf Schuß. Wie viele, keucht Paul. Höchstens drei. Noch ein Zimmer. Türen krachen. Chaiselongue. Paul denkt, da hinunter. Da drunter. Die zwei kostbaren Sekunden. Fritz schießt. Schießt noch im Vorzimmer. Paul taumelt an die Wand. Keinen Zweck mehr. Ist auch so egal. Ist auch so — oh — Fritz vorbei, nicht mal das Fenster auf, zischt etwas, an der Brüstung, runter — ah, und Paul jetzt nach, im Sprung hinauf. Schuß. Paul fliegt kerzengerade hin. Um ihn Keuchen. Lautes Lachen.
Küter wurde gleich in Empfang genommen.

Unten war schon längst aufgeräumt. Die drei waren im Anfang überrumpelt worden, die drei waren mächtig angesoffen. Überhaupt Otto, der noch eins seiner Mädchen getroffen hatte. Es stimmt ja, daß er die Sache ziemlich aufgegeben hatte, hielt sich sehr zurück schon seit Monaten; nun lief ihm wieder mal eine über den Weg. Früher hatte er manchmal drei, viere laufen. Er war im allgemeinen ganz anständig zu den Mädchen. Er quälte sie nicht. Und ein hübscher Kerl war er auch, da konnte man sich nicht wundern, daß sich ihm immer gleich ein paar aufdrängten. Das Geld ließ er ihnen meist. Nur daß immer genug zu saufen und zu fressen da war. Diese Nacht hatte er wieder eine getroffen, die fix Geld hatte und einen ausgeben

wollte. Für die Kollegen gleich mit. Und so kam die Zeit ran. Erst standen sie wie verabredet. Man kann aber nicht immer so laut über den Damm schreien. Da hatten sie sich an die Ecke zusammengestellt. Denn wenn man frisch im Zug ist und sich näher kennenlernt, ist viel zu erzählen. Bis eine Patrouille auf sie aufmerksam geworden war. Da rissen sie gleich aus. Dann erst wurden sie stutzig.
Es schien, sie ließen die drei laufen. Die fegten die Straße runter. Und liefen einer zweiten Patrouille direkt in die Hände. Jetzt hieß es glatte Arbeit. Otto erwischte ein offenes Haus. Alle drei fluchten vor sich hin, warum sie überhaupt ausrissen, ihnen konnte doch keiner was. Bleibt doch stehen, riefen sie und rannten wie besessen weiter. Die Polizei jetzt hinterher und Passanten. Vom Hof über den Zaun auf einen Schuppen, dicht gedrängt schlichen sie am Dach hin, aber sie waren schon hinter ihnen her. Hauptsächlich Passanten. Bewohner. Dann runter in den andern Hof. Noch über einen Zaun. Es wurde schon Lärm. Fluchen. „Verteilt euch!" keuchte Otto. Half nichts, da sackten sie sich in einem schmalen Durchgang fest. Stießen und drängten und versperrten sich selbst den Weg. Da packten sie sich gegenseitig an der Gurgel und bearbeiteten sich mit Fußtritten. Und Otto stieß sich glücklich los. Und kam heil davon. Die andern kriegten die Bewohner zu fassen. Da gab es keine Erklärungen, da hörte niemand hin. Sondern eine feste Tracht Prügel, daß gleich das Blut lief. Immerhin war das ihre Rettung. Denn die Polizei ließ sie, als man nichts bei ihnen fand, laufen. Die Passanten sagten selbst, jetzt laßt sie laufen, die kommen nicht mehr wieder. Es waren schließlich auch Arbeiter. Und so kamen sie weg.

Küter hatte noch die ganze Nacht gehofft auf irgend etwas. Es konnte jemand eingreifen. Es hätte sich können als Mißverständnis klären. Der eine war doch oben beschäftigt. Sie fürchteten einen Überfall. Verwies auf die Schriftstücke, die er bei sich hatte. Er konnte sich ausweisen. Er hatte nicht geschossen. Das erste Verhör stand ganz günstig. Vielleicht hätte man ihn laufen lassen. Er blieb einen ganzen Tag auf der Polizei. Die Untersuchung schleppte sich hin. Das war kein schlechtes Zeichen. Er gab Namen an, die Auskunft geben sollten. Er griff falsch. Bei den meisten waren die Nachfragen erfolglos.

Niemand nahm sich seiner an. Es wäre so leicht gewesen, wußte Küter. Für solche Fälle mußte was vorbereitet werden. Viele waren nicht zu Hause. Otto hatten sie noch gefaßt. Die von Küter geschickten. Otto hatte gesagt, er weiß von nichts. Der einzige, der direkt gegen ihn ausgesagt hatte. Er hätte sagen sollen, ihm sei bekannt, da bereite sich ein Überfall vor, sich in den Besitz des Briefwechsels zu setzen, wäre ihnen gemeldet worden. Die einfachste Sache von der Welt. Er riskierte nichts dabei. Kein Mensch riskierte auch nur das geringste. Der Tag verstrich. Es kam gar nichts. Die Beweise, die Küter antreten wollte, gingen alle vorbei. Keiner war ihm auch nur in leisester Andeutung behilflich, freundlich gesinnt, fühlte er. Die meisten kannten ihn gar nicht, auf die er sich berief. Sie werden mich jetzt noch mehr hassen, wußte Küter. Jetzt fallen sie über mich her. —
So ging die Zeit verloren. In diesen Stunden hätte der Sache noch ein anderes Bild gegeben werden können. Jetzt wurde der Fall sehr eindeutig. Und es war so, als ob sich jetzt doppelt schwer die Faust des Gesetzes sozusagen auf ihn legen würde. Da wurde Küter äußerlich ruhig. Da blieb nichts übrig, als die Segel zu streichen. Das war dann soweit, als er eingeliefert wurde.

An diesem Tage fiel auch die geplante Protestaktion gegen die Verhaftung der Teilnehmer an der Aktion von selbst in sich zusammen. Es bedurfte keines weiteren Anstoßes von irgendeiner Seite. Als ob sie über Nacht vergessen worden wäre. Niemand sprach mehr davon. Dagegen fand ein großes Radrennen statt. Ein außerordentlich geschickt plakatiertes Matadoren-Radrennen. Dorthin strömten in den späten Nachmittagsstunden viele Tausende.
Wie sie aus der Arbeit kamen. Frauen und Kinder mit darunter. Ein großer und endloser Zug. Die vielen Tausende hasteten durch den breiten Park, vorbei an den knorrigen Riesenbäumen, hundertjährigen, die viele Bürger von weit her besuchten — eine Sehenswürdigkeit. Stampften den Kies in den schattigen Alleen, und die Bänke, kaum drei Schritt auseinander, mit blanker gelblackierter Rückenlehne, blieben alle leer. Über große Wiesen, ausgedehnte, ansteigende Rasenfläche, auf der

man sich hätte sammeln können. Kinder spielten da und schauten verängstigt und schrien, als der Ball den Weiterströmenden unter die Füße kam und immer weiter getrieben wurde. Denn wer den Blick rückwärts warf: Da kamen sie erst. Zu Hunderten und Tausenden, eine unwiderstehliche Flut.
Als die Motoren zu knattern begannen, als die lang hallenden Rufe von der gegenüberliegenden Seite der Arena ihr Echo warfen, das sich hohl in den Baumkronen weiter draußen verlor, als grelle Pfiffe, die wie Peitschen knallten, Sekunden erwartender Stille zerrissen, als dann die Glocke kam, lautes Johlen und der vielstimmige Schrei, der auf und ab schwankt und sich wie in weiter Kurve um die Bahn zog, anschwellend und dünn bis auf einen einzigen Laut — war es draußen leer geworden, Dämmerung — und gespenstig begann neues Leben. Leute tauchten auf, mit großen Körben voll Waren. Handkarren wurden geschoben. Stocklaternen eingerammt. Buden und Tische wuchsen empor. Auf dem weiten Rasen wurden Zelte gespannt. Ein neuer Schlag Menschen hatte sich eingefunden, der sich noch scheu im Dunkeln hielt. Dann aber vortreten würde, junge Burschen, die jetzt schon allerhand Unfug trieben, Buden umstürzten und hinter der Schar Mädchen her waren, die auf Opfer lauerten. Als die ersten Bogenlampen drinnen aufflammten, Lärm und Musik anschwoll, da begann der neue Strom sich aus den Hallen über das Gewirr draußen zu ergießen. Mit tausend Stimmen priesen sich Bier und Limonaden, Würste und Backwaren, Schokolade und Zigaretten an. Auf Spazierstöcken ruhend, entfalteten sich Roulettes, und der Würfelbecher schüttelte sich. Vor Lachen über diese ahnungslose Menschheit.

Am andern Morgen wurden die Verhafteten entlassen, bis auf einige wenige, die anderer Dinge wegen mitbeschuldigt waren. Sie wurden alle zusammen zu gleicher Zeit entlassen, und es war geradezu eine Ansammlung, wie sie zu dem Haupttor des Gebäudes herauskamen. Sie zerstreuten sich aber bald. Fast ohne Gruß, so sehr beeilte sich jeder, fortzukommen. Die letzten Gruppen hielten kaum bis zur nächsten Straßenecke zusammen. Dort lag ein Postbeamter im Rinnstein und wand sich in Krämpfen. Daneben sang ein Trupp Heilsarmee. Ein anderer Trupp war damit beschäftigt, Traktätchen in die Häuser zu tra-

gen. Die Passanten machten, daß sie ungeschoren davonkamen. Unsere Leute blieben stehen, hoben den Mann, der fürchterlich stöhnte, auf und lehnten ihn an die Häuserwand. Der Postbote war blau im Gesicht, die Augen schimmerten weiß. Dann gingen sie weiter. Da fiel der Postmensch wieder um.

Wieder einen Tag darauf wurden die Opfer der Demonstration, die von der Polizei ermordet worden waren, zu Grabe getragen. Der Staat hatte sich erst bemüht, die Leichen einzubehalten. Einmal um größeres Aufsehen zu vermeiden, dann, um der Anatomie einen Gefallen zu tun. Der Staat hätte die Leichen den Angehörigen gern abgekauft. Die Partei ließ das aber nicht zu. Einige von den Angehörigen wollten auch die Rolle der Leidtragenden sich bei den zu erwartenden Trauerfeierlichkeiten nicht entgehen lassen. Auch bekamen die Gräber wahrscheinlich einen anderen Platz, und man konnte noch späterhin stolz darauf sein. Der Staat machte kein Geschäft und gab schließlich die Leichen frei.
Um die Mittagsstunde bewegte sich der Trauerzug durch die Stadt. Er unterschied sich durch nichts von dem riesenhaften Demonstrationszug, dessen Folge er war. Die Betriebe hatten gegen Mittag geschlossen, die Gruppen- und Zugordnung blieb dieselbe, Ordner mit roten Binden an der Seite. Konzentrisch wurden die Trupps nach dem Innern der Stadt zu geleitet, zogen an den öffentlichen Gebäuden vorbei bis zum Volkshaus, wo die Opfer aufgebahrt lagen. Von dort schoben sich die Massen am Stadthaus vorbei zum Friedhof hin. Die Stimmung der Massen war weit entfernt von Trauer. Sie war stolz und siegesbewußt. Das Proletariat zeigte sich wieder auf den Straßen und entfaltete seine Macht.
Die Straßenpassanten waren aufmerksamer als ehedem. Viele zogen den Hut. Als die Leichenwagen das Gerichtsgebäude passierten, stand in der Gruppe von Beamten, die anscheinend die Straße gerade überqueren wollten und jetzt ungeduldig mit den Füßen traten, auch der schon vielgenannte Blonde. Er hob seinen Hut und stierte über den Zug hin. So hatte er das in der Schule gelernt, und die Mutter hatte noch hinzugefügt, die Toten stehen auf und drohen, wenn du ihnen nicht die letzte Ehre erweist. — Sicherlich wollte er das vermeiden.
Im Friedhof und ringsum staute sich die ungeheure Menschen-

masse. Mann an Mann und Kopf an Kopf. Es war unmöglich, Ruhe zu halten. Man stand zu eng, es wird Unglücksfälle geben. Einzelne Kinder schrien schon jämmerlich.
Ein Rechtsanwalt sprach. Sprach die letzten Abschiedsworte der Mitkämpfer für die Bewegung an die, die gefallen waren. Einer von den Rechtsanwälten, der ein kalter und gefürchteter Führer war. Er sprach zielklar und nüchtern, und seine Worte glitten hinüber von den Gefallenen zu denen, die um die offenen Gräber standen. Er wollte sie aufrütteln, verpflichten und auf die nächsten Aufgaben ihres Tageskampfes hinlenken. Wegreißen von den Erinnerungen an etwas, das vorbei und vergangen war. Für das Kommende, um die Erfahrung reicher. So sprach er etwa, wie schon viele vor ihm bei solchen Gelegenheiten gesprochen haben mochten. Sie hörten schweigend zu, den Kopf gesenkt, die Worte rauschten über sie weg.
Der Rechtsanwalt gab sich verzweifelte Mühe, gegen die Trägheit anzukämpfen, einfach immer weiter weg zu reden. Er rang die Worte und stieß sie von sich und schnitt sie kurz ab in der Hoffnung, eins zu werden mit dieser Masse. Hier gab es keine Zwischenrufe, keinen Lärm, keinen Beifall — hier war das Reden schwer. Und doppelt schwer lastete es auf ihm, daß er nicht mitdenken konnte, mitfühlen mit denen da unten vor ihm. Er war ein kleiner beweglicher Herr, ein Habichtsgesicht, er schmiß sich auf einen Gegenstand in der Rede wie ein Raubvogel und zerhackte ihn. Er starrte hilflos um sich. Alles entglitt ihm, je mehr er sich mühte. Er war nur einzelner, die unten aber waren kompakte Masse. Gewalt und Macht, die noch tot war, die nur in Bewegung zu kommen brauchte — einmal —, um dann alles niederzureißen, was im Wege stand, alles, was so einzeln war wie er selbst. Die da hatten etwas anderes in sich, ein anderes Leben, eine andere Liebe und andere Gesetze. Er konnte sie wecken. Er fühlte, wie er sich opferte. Glühend vor Eifer sich darbot. Und doch fremd war und bleiben wird. Er lebte zu ihnen hin, aber in einer Welt, die ihnen verschlossen war und die sie hassen mußten. Seine Sprache, sein Leben war so, daß sie es verstanden, aber hassen mußten. Über ihn hinweggehen, einmal, wenn man ihn nicht mehr brauchen wird. Und während er noch sprach, kam dieses tiefe unsagbare Weh in ihm hoch und wurde unabänderlich. Er straffte harte Mus-

keln, und seine Wangen zitterten. Von einer untergehenden Welt aus sprach er. Er hätte diese neue Welt lieben wollen, er bot sich an, er glühte dafür — sie aber wollten, daß er dafür eiferte, weil er stark genug war, hart genug, diesen Riß, der um die Menschen ist, die nicht hinüber können, zu tragen. War er stark genug — nur wenige bemerkten, wie eine Träne über die eine Wange hinabrollte. Ehe er sich auf die Lippen biß.

Den Morgen darauf holperte ein Karren, der den toten Paul fortbrachte, die Straße hinauf. Paul war noch in derselben Nacht damals seinen Verletzungen erlegen. Eine Handvoll Leute lief hinterher, meist gleichaltrige Kameraden. Denn Paul war, trotz alledem, sehr beliebt. Sie mußten kräftig ausschreiten. Kamen sich auch nicht besonders vor. Es war ganz gut, daß die Sache schnell ging. Es war eigentlich mehr veraltete Sentimentalität, noch mitzulaufen. Auch die kleine blonde Stenotypistin lief mit. Sie warf herausfordernde Blicke um sich. Ein tapferes Ding, dachte einer. Die Polizei hatte auch einen Geheimen mitgeschickt, sich die Leute anzusehen. Einige dachten, das Mädel läuft mit, um sich den nächsten Bräutigam auszusuchen. Gewiß, das mochte wohl auch stimmen. Das versteht sich von selbst. Aber sie suchte eben unter denen, die mit Paul waren. Das fühlten sie auch dumpf und erwischten damit schließlich auch noch so was wie eine gehobene Stimmung.

Zu dieser Stunde aber stand des toten Pauls Bruder in seiner Werkstatt, die noch ein roher Schuppen war, und machte Werkzeug und Material zurecht. Er hatte eine Montage vor. Er hämmerte an den Sachen rum, daß es weithin schallte. Da trat eine Frau zu ihm rein. Sie blieb an der Wand stehen, und der Werktisch stand zwischen ihnen. Der Mann mochte sie wohl bemerkt haben, sah aber nicht auf. Die Frau ging vielleicht schon im siebenten Monat schwanger. „Gestern war die Beerdigung", sagte schließlich die Frau. Sie hatte ihren Mann verloren. Der Mann war unter den Toten der Demonstration. Der andere nickte, man weiß nicht, zustimmend und etwas Hohn um die Lippen. Die Frau aber ließ sich nicht beirren: „Ich dachte schon, du wärest heute mit bei Paul, aber wie ich dich hier hämmern hörte" — dann schwieg sie plötzlich, als müßte sie sich vorsehen. Sie stand noch immer an der Wand. „Nein",

sagte der aber ruhig, „ich habe eine Montage vor, und dann" — er sah auf und machte eine Bewegung, als wischte er sich den Mund — „mir steht immer dann gleich der Schaum vorm Mund."
Sie schwiegen noch eine Zeitlang, während der Schlosser hämmerte und feilte und am Schraubstock würgte.
„Bekommst du denn Unterstützung?" fragte er dann. Die Frau schüttelte mit dem Kopf. Der Mann sah sie prüfend an. Sein Blick glitt von dem Gesicht über die Zeichen ihrer Schwangerschaft zu den Händen, die nervös zitterten und deren eine das Kleid zu einer bauschigen Falte gekrampft hielt. Sie war das Weib seines besten Freundes. Sie hatten sich großartig gestanden und hatten beide sehr glatte und nüchterne Hoffnungen, weiterzukommen. Es waren beide tüchtige und intelligente Kerle, vielleicht etwas zu lustig, wenigstens der Schlosser, dachte er von sich. Jetzt war der da auch hinüber. Doch noch unter die Räder gekommen. Und er hämmerte darauflos. Es mochte mancher gute Wunsch darunter sein. Dann sagte er, Pauls Stube ist ja jetzt frei, ziehste einfach zu mir. Wirtschaften wir zusammen. Ich habe ja noch mit einer etwas Verpflichtungen, die werde ich aber bald los. So wird die Sache gehen, setzte er halblaut hinzu, und: Verfluchtes Leben das in diesem Staat. Als er aber richtig hochsah, war der Frau alles Blut in die Schläfen geschossen und schlug da. Da war es, als ob er selbst lachen müßte. Er legte vorsichtiger als sonst sein Werkzeug hin und wischte sich die Hände an der Schürze, die noch am Tisch hing. Dann ging er um den Tisch rum und faßte sie bei den Händen und gab ihr einen herzhaften Kuß. Da wurde es heller.

Arbeiter Thomas
Roman

Erster Teil

I.

Irgendein Vorfall unter den so vielfältigen Geschehnissen der Welt bleibt in der Erinnerung haften, mag es sein, daß ein Beobachter Einzelheiten aufgenommen und sich geordnet hat, sei es, daß ein Zuhörer stärker als sonst üblich davon in Anspruch genommen ist. Vielleicht, daß ein Vorgang von dem Gedanken an die Fülle verwandter Ereignisse durchsetzt wird, auslöst eine Kette leichtbeschwingter Vorstellungen von Erkenntnissen und Zukunftsaussichten, und sich entfaltet und zwingend wird, eine Folter — zwischen persönlichem Leid und dem Rausch einer Massenidee, Gewalt, Zerstörung und Erschaffung des All. Der Zuhörer muß gewisse Eindrücke sich festlegen, wenn er zugleich Fragen stellen und Zusammenhänge sich ermitteln will. Der Wunsch drängt sich ihm auf zu sehen, um besser zu hören und alles noch einmal geordnet zu durchdenken, um es stärker zu fühlen. Von dem Bestreben geleitet, das Alltägliche der damit verknüpften Gleichgültigkeit zu entkleiden, um es auf die jeder Wesenheit zugesprochenen Einmaligkeit zu untersuchen, anzukämpfen gegen Sättigung und Bequemlichkeit der Auffassung, daß ein Tatsächliches im Geschehen bereits begrenzt ist im Bericht und jeweils schon zurück liegt hinter der möglichen Meinung eines Zuhörers oder Lesers, dann lieber gegen Tatsachen und Geschehnisse überhaupt! — davon ausgehend muß der Verfasser seine Leser um Geduld bitten. (Der Zuhörer wird leichter befriedigt, aber er erfaßt darum nur einen Teil).

Mag das zunächst nur eine Behauptung sein. Was der Verfasser erzählen will, ist ein Fall nur unter vielen, ganz bestimmt alltäglich, selbstverständlich alles zu seiner Zeit. Dieser Arbeiter Thomas, um den es hier geht, lebte in einer kleinen mitteldeutschen Stadt, so einer Stadt um die zehntausend Einwohner, lebte schlecht und recht, Familie, vier Kinder. Thomas wohnt in einem dieser kleinen Häuschen, die jetzt zwar dem städtischen Charakter entsprechend in Reih und Glied stehen und die Straße lückenlos flankieren, aber immerhin noch aus einer an-

dern Zeit stammen, das heißt zu stammen scheinen, es wird unentwegt nach der alten Überlieferung weitergebaut. In der Stadt war ein Streik im Gange. So ein Streik, wie er in Deutschland in den Nachkriegsjahren eigentlich überall und ständig vom Zaun zu brechen war, die Forderungen saßen locker, die Gemüter noch vom Kampfeswillen durchsetzt, Hoffnungen waren genug da auf beiden Seiten. Die Stadt selbst beherbergte zwar nur eine bescheidene Industrie, ein paar Hilfsbetriebe, ein wenig Spezialfabrikation, abhängig alles von den beiden großen Eisenwerken, die immerhin bald ein Dutzend Kilometer vom Stadtzentrum entfernt waren. Der Begriff Eisenwerke allein trifft nicht das Richtige. Es spielt im Zusammenhang aber keine Rolle, eigentlich müßte man sagen: Eisenverarbeitung. Das eine Werk erzeugte Bleche; in der Hauptsache daraus eine vielfältige Menge von Stanzartikeln, allerhand billige Gebrauchsware, daneben Walz- und Emaillierwerk und vom Kriege her noch Einrichtungen, wie Gießerei, Automaten aller Größe, um das herzustellen, was im Kriege an Materialien gebraucht wird. Das andere Unternehmen war eine bekannte Waffenfabrik, Pistolen, Maschinengewehre, der Name tut nichts zur Sache; war übrigens damals gerade dabei, Maschinen friedlicher Bestimmung zu bauen, zu experimentieren. Thomas war gelernter Metallschleifer. Man kann sich denken, daß er im allgemeinen ein befriedigendes Auskommen hatte, im Vergleich zu dem ungelernten Arbeiter, versteht sich. Aber diese waren nicht allzu zahlreich gesät, fremder Zuzug war eigentlich wenig vorhanden. In der Umgebung gab es noch etwas Textilbetrieb, überwiegend Zwischenbuden, die die Rohware auf Heimarbeit zu vergeben hatten, Saisonware, Strickjacken und Shawls. Die einen sagten, wäre nicht die allgemein schlechte Zeit, Inflation und Nachwirkungen gewesen, da könnte einer schon was schaffen. Die andern hingegen waren der Meinung, daß die Frauen und Heimarbeiter im Lohn gedrückt wurden, weil die Männer in guter Arbeit standen und infolgedessen manchmal jetzt auch umgekehrt, deswegen Streik — — welcher Meinung die Fabrikanten Recht gegeben hätten, bleibt dahingestellt; die Fabrikanten waren zu einem Arbeitgeberverband für diesen Bezirk zusammengeschlossen, auch Bindungen wirtschaftlicher Art waren innerhalb der bestimmten Fabrikationszweige vorhanden. Auf der

anderen Seite waren die Gewerkschaften vertreten, verschiedener Schattierung und zudem eine kompakte Masse von Unorganisierten. Der Rest in der Stadt waren die kleinen Kaufleute, Geschäftsleute, die Gastwirte und ein paar Dutzend Gewerbetreibende, die aus der guten, alten Zeit zurückgeblieben waren, eine kleine Kompanie Beamter, Stadt- und Steuerschreiber, ein paar Honoratioren, Apotheker und Ärzte, das Amtsgericht mit allem drum und dran, eine höhere Schule (zur damaligen Zeit fast ohne Schüler), das war alles.
Der Streik ging von der Waffenfabrik aus, hatte dann auf das Eisenwerk übergegriffen. Der Streik ging schon in die sechste Woche. Es war nicht der erste Streik und wird auch dort nicht der letzte sein, aber eigentlich schon von Anfang an war so eine merkwürdige und besondere Nervosität in der Stadt zu bemerken. Die Geschäftsleute hatten sich schon mehrmals versammelt, Plakate waren an den Straßenecken geklebt worden, erst von der einen, dann natürlich auch von der anderen Seite, überall wird gewarnt und geschimpft und zur Ruhe aufgefordert. Dabei war noch niemals etwas nach dieser Richtung hin, Aufruhr und Gewalt, vorgekommen (nichts Nennenswertes wenigstens, selbst in den ersten Tagen des Umsturzes nicht) bis auf diese unruhige Stimmung unter der Decke. Die Stadtverwaltung war zusammengetreten, die Stadtverordneten, und hatten eine Unterstützung an die Streikenden beschlossen, eine Ausgabe von billigen Lebensmitteln aus einem von früher her aufgesammelten Notfonds, und damit ging es eigentlich erst los. Die ganze Stadt, das heißt die Geschäftsleute, die Beamten und was sonst sich zu den Bessergestellten zählte, die Rentner, die Pensionäre, Invaliden und so, alles war wie ein Mann dagegen, politisch aufgeregtes Geschrei, und der Beschluß, hieß es, wird von der Regierung aufgehoben, ist bereits verboten worden, Militär ist unterwegs, eine Kommission, die Stadtverwaltung in den Händen der Arbeitervertreter, wird abgesetzt und ähnliches mehr. Aus den beiden Zeitungen, die in so einer Stadt erscheinen, die beiden Buchdrucker der Stadt als konkurrierende Inseratenfänger, ließ sich nichts entnehmen.
Immerhin waren die Streikenden zu einer Demonstration aufgerufen worden, zu einem Demonstrationszug vor das Rathaus, Rede und Antwort sollen die Leute oben stehen. Die Leute, von Natur aus so ruhig, diese Leute, die zu Hause ihren Beschäfti-

gungen nachgehen, den Garten bestellen, kleine Reparaturen in der Wohnung, im Stall, am Dach — alles das, was in den ununterbrochenen Wochen der Arbeit liegen geblieben war, alle diese Leute, hieß es, heraustreten, heraus zur Demonstration. Alle zum Platz vor dem Rathaus, linkerhand waren zwei größere Gastwirtschaften mit Ausspannung, ein größeres Geschäftshaus, eine Art Warenhaus, rechts so ein Stück Kaserne, im Kriege erst gebaut, damals für ein Rekruten- und Wachdepot, jetzt Gendarmeriestation, allerdings etwas zu geräumig, daneben ein paar unscheinbare Häuser, Bäcker und Fleischer — da geschah es.

Den meisten war es überhaupt nicht klar, was da zu demonstrieren war, sie standen da mit herum, weil auch die andern herumstanden, und vielleicht gab es etwas Neues zu hören, die Zeit wurde schon reichlich lang. Zudem machten die Frauen daheim bereits mißmutige Gesichter, es war notwendig darzutun, daß etwas Ernsthaftes vorging, und daß alle dabei waren. In einer Ecke fingen sie an, ein Lied zu singen, irgendwo aus der Menge heraus redete einer laut und drohend, die Stimmen stiegen an, aus dem Gesumm und Gemurmel wurden Stimmen, viele Stimmen, da tauchte aus der Gendarmerie ein Trupp Uniformierter auf. Im Sturmschritt — keiner hatte sie besonders gesehen, konnte sich später genauer daran erinnern, im Sturmschritt zogen sie eine Kette von der Gendarmerie zum Rathaus, schneidende Rufe, Kommandos vom Hause aus, von drinnen irgendwie, es muß alles das Werk weniger Sekunden gewesen sein, Platz frei! Platz frei! wurde gerufen, wer wie was, keiner weiß, die Stimmen rauschen auf, wie zu einem vielstimmigen Gebrüll, dann kracht aus den Fenstern der Kaserne eine Salve, zerreißt eine Salve, eine richtige Gewehrsalve, das chaotische Gewirr, drückt es nieder und erstickt es, ein einziger langer verebbender Schrei, in ihm ersticken die Geräusche der Flucht, der Platz ist wenige Sekunden später völlig leer, noch einzelne stoßweise Schreie, Stöhnen — — tropfen hinterher, und dann ist es ganz still!

Von der hinteren rechten Ecke des Platzes geht eine schmale Gasse schon beinahe ins Freie, einige unbebaute Grundstücke nebeneinander lassen einen größeren freien Raum. Gerade noch mit dem Giebel guckt das Haus, das der Metallschleifer Thomas bewohnt, über diese Fläche auf den Rathausplatz. Der Thomas

sitzt in seiner Wohnküche, die merkwürdigerweise das Fenster nach der Straße hinaus hat, und lötet an seiner Gartenpumpe, die in Teilen um seinen Schemel herum liegt. Er hat sich bisher nicht allzu sehr um den Streik gekümmert, mochten das die großen Leute im Verbande untereinander ausmachen. Er selbst war seiner Arbeit sicher. Für solche Leute wie ihn wird es immer Arbeit geben. Die Zeit, die er feiern mußte, konnte zu Hause ganz gut anders angewandt werden. Die Frau, die sonntags bei einem Gastwirt schon seit Jahren auf Aushilfe war, hatte sogar von dort etwas Handwerkerarbeit, Reparaturen gebracht. Es wäre ihm gar nicht eingefallen, auf die Straße zu gehen und Radau zu machen mit den jungen Leuten, mit keinem Gedanken hatte er daran gedacht. Das Stimmengewirr, der Gesang, Lärm — alles war ohne größeren Nachhall zu erwecken vorübergegangen. Die Schüsse haben ihn aufgeschreckt, er ist ans Fenster getreten, kopfschüttelnd und war unwillkürlich wieder einen Schritt zurückgewichen, als die fliehende und sich stoßende Masse unter seinem Fenster vorbeiströmte, das alles war da nicht viel mehr als eine Geste, eine flüchtige Regung im Zeitraum weniger Sekunden. Denn ehe er auch nur einen einzigen Gedanken hätte entwickeln können, der ihm vielleicht später bewußt geworden wäre, wurde er im Hause selbst durch einen nervenzerreißenden Schrei beiseite gedrückt, der Schrei kam von der oberen Stiege, erfüllte sekundenlang das ganze Haus und wurde dann so langgezogen und heulend, bis er schließlich abbrach in stoßweises Schluchzen — — eilige Tritte auf der Stiege, die Tür wurde mit Gepolter aufgerissen, die Frau stand in der Tür, hinter ihr die Tochter, beide ganz außer Atem, die Frau brachte zunächst kein einziges Wort heraus, das Gesicht verzerrt und in unaufhörlichem Zucken, das Tuch, das die Frau fest um den Kopf gewickelt trug, denn sie klagte schon seit Monaten über Reißen und Kopfschmerzen, war gelockert und auf einer Seite zur Schulter niedergerutscht.

Thomas hatte nichts weiter zu tun, als — in der Ecke — die Bruchstücke von dem, was über ihn herging, zu fassen, zu verstehen und zuzuhören. Albert, den Vater Albert, den Schwiegervater und Vater der Frau, hatte es erwischt. Er hatte gerade, weil da so ein Lärm war draußen, das Fenster aufgemacht, um etwas zu sehen, der alte Mann war ja so neugierig,

er wollte doch noch etwas besser sehen und hören, gerade wie er sich hinauslehnt, schießen die drüben, und Albert schlägt mit dem Kopf gegen die Wand — die Frau kann gerade noch hinzuspringen, der ganze Körper sackt schon zusammen, und kein Wort hat er mehr gesagt, die Kugel direkt vorn in die Stirn, ein Loch. Vater!, schreit die Lene dazwischen. Sie steht noch mehr draußen im Flur, ganz heiser ist die Stimme und noch so voller Schreck und voller Grauen. So so, denkt der Thomas und setzt sich zunächst auf den Schemel nieder. Aber dann packt ihn die Wut, und er springt wieder auf und schreit die verwirrten und verängstigten Frauen an: „Macht doch die Tür zu, schreit nicht so, daß die Leute draußen stehen bleiben." Und schon beruhigter fügt er hinzu: „Nun erzählt mal ruhig, was los war." Während die Lene, nachdem die beiden weiter hinten in die Küche getreten sind und die Tür geschlossen haben, während die Lene, von vielem Schluchzen unterbrochen, noch einmal alles erzählt, hat sich die Mutter auf die Ofenbank gesetzt und weint vor sich hin, ganz still und hemmungslos, die ganze Not des ersten Schreckens fließt von ihr ab. Als alles so weit geklärt war, daß Albert einem Unglück zum Opfer gefallen war, konnte Thomas sich nicht den Zwang antun und mußte noch brummend hinzufügen: „Was hat der Alte auch seinen Kopf da noch hinauszustecken, das hat er davon" — aber schließlich schon mit einer neuen Sorge vor Augen. „Und die Scherereien, die Scherereien mit der Polizei, das hat gerade noch gefehlt." Den Schraubenschlüssel, der noch am Fensterbrett lag, Rohrzange und Muttern nahm der Mann und schleuderte sie in die Ecke, Lötkolben flog hinterher und Schieber und Stangen, die unter dem Schemel lagen, wurden mit einem Fuß dazubefördert. Von der Ofenbank kam das leise Jammern der Frau: „Unser guter Vater ... niemandem hat er etwas zu leide getan ..."

Nach dem Tode der Mutter war der Vater zu Frau Thomas gezogen. Thomas hatte später keinen Grund, sich darüber zu beklagen. Der alte Albert war ordentlich so ein Stück Frieden und Gemütlichkeit im Haus. Er war gut zu den Kindern, die er aufzog, und die ihn vergötterten, so daß manchmal Thomas geradezu eifersüchtig auf den Alten war. In seinen guten Jahren hatte Albert in der Grube Erze gesprengt und ganz gut verdient, später war er noch über Tage in der Hütte beschäftigt

gewesen, eine große Familie allerdings, alle später noch ganz ordentlich versorgt, und obendrein noch ein paar Spargroschen, aber die hat der Krieg gefressen. Na, hin ist hin — sehr gequält hat sich der Alte darum nicht, die Tochter hat es ihn auch nie entgelten lassen. Über siebzig Jahre ist der Albert alt geworden und hat viele Versammlungen und harte politische Meinungskämpfe gesehen, aber wie es jetzt nach dem Kriege ist, diese Erbitterung gegeneinander, Haß und Eigensinn — damit pflegte er einen langen Stoßseufzer zu beenden, kopfschüttelnd. So war Albert. Ein tragisches Geschick hat ihn aus dem Leben geworfen.

Indessen, die Maschinerie der Ereignisse schiebt keine Pausen ein. Von der Straße her kamen ein paar Stimmen, man hörte deutlich mehrere Male hintereinander: Stehenbleiben, halt — dann Laufen, wieder entferntere Stimmen durcheinander, vereinzelter ... da ging deutlich noch vernehmbar die Haustür vorn, knarrte etwas in den Angeln. Jemand war da, der sich leise bewegen wollte, möglichst geräuschlos und keine Aufmerksamkeit erregen, vermutlich auch fremd. Thomas ging mit festen Schritten quer durch den Raum, blieb an der Tür stehen, lauschte, die Frauen folgten ihm mit den Blicken angstvoll gespannt — Thomas riß mit einem Ruck die Tür auf den Flur weit auf. „Na?!" aber Thomas brauchte nicht erst zuzufassen. Ein junger Mann, der sich zweifellos gerade in die Nische gedrückt hatte, fiel mehr in die Küche als daß er schritt und stolperte. Kam herein und an Thomas, der noch in der offenen Tür stand, vorbei und stotterte verwirrt und schließlich verständlich: „Darf ich mich hier einen Augenblick aufhalten." Die Mutter hob das verweinte Gesicht: „Sie sind wohl hinter Ihnen her? Ach mein Gott." Thomas gab der Tochter einen Wink, grob kam es heraus: „Schließ draußen die Tür zu; da kann ja jeder hier rein" — und zu dem Mann, der ein paar Schritt weiter mitten in der Küche stand: „Hier können Sie aber nicht bleiben." Polternd klang das, doch nicht unfreundlich. So jung, wie es erst schien, war der Mann übrigens nicht, so an die Dreißig. Das Haar hing ihm in Strähnen ins Gesicht. Er mochte ein gutes Stück nach Kräften gelaufen sein, und war sicher das Laufen obendrein ungewohnt. Er sah eher so aus wie ein Lehrer, ein Verwaltungsbeamter aus einem großstädtischen Büro, kein Mann, der im Freien zu tun hat, kein Arbeiter, die Hände

waren klein und zierlich, schneeweiß, das sah Thomas sogleich mit einem Blick. Der Mann war ganz außer Atem, zu weiteren Reden und Erklärungen keine Zeit. Die Tochter, die die Haustür verschlossen hatte und wieder in die Küche gekommen war, kam leise und schüchtern mit dem Vorschlag heraus, den Mann oben in der Scheune zu verstecken, die ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen zu einem Platz für allerlei Gerümpel geworden war. Thomas gab seine Zustimmung mit einem bedächtigen Nicken, die Mutter fand eifrig sich einmischend noch eine andre Möglichkeit, zwischen Zaun und Kaninchenstall und ein Brett davor. Lene verschwand mit dem Fremden im Flur. Thomas brummte etwas vor sich hin, schnitt dann die Klagen der Frau, die wieder zu jammern begann, kurz ab: „Das ist auch einer von denen — hätte brauchen erst gar nicht herkommen, hat sie niemand gerufen, so gehts dann aus." Er warf das Werkzeug in die Ecke, daß alles krachte. Bei einer der Versammlungen, noch in den ersten Wochen des Streiks war ihm der Mann aufgefallen, er erinnerte sich jetzt genau, ein Mann, der mit den Leuten von der Spitze im Verband zu tun gehabt hatte, nicht viel geredet, aber mit großem Einfluß hintenherum, ein Ortsfremder. Thomas hätte nie gedacht, später mit dem Mann noch näher zusammen zu kommen.

Auf der Straße draußen gingen jetzt zwei Leute dicht am Fenster vorbei, blieben stehen, so daß man ihre Schatten sehen konnte. Die beiden drinnen mühten sich angestrengt zu lauschen und aus einem undeutlichen Wortwechsel war noch zu verstehen so etwas wie: das ist sicher, hier hinein muß er gelaufen sein. Und dann wurde auch an der Haustür geklingelt, gerüttelt, und schließlich klopfte einer ans Fenster. „Heda! Ist da jemand? Macht doch mal auf!" Es war eigentlich eine ganz harmlose Stimme. Der Mutter fällt es schwer, diesen Druck auszuhalten, unerträglich. Sie ist aufgestanden und will zum Fenster hin. Thomas hält sie zurück, drückt die mit eisernem Griff auf die Bank nieder, flüstert: „Verhalt dich still." Die Stimme draußen läßt sich nicht abweisen. „Macht doch auf, es tut euch doch niemand was." Ein anderer sagt darauf leise, aber sie hören es doch drinnen: „Du kannst ganz sicher sein, hier ist er rin." Das kann die gequälte Frau am Ofen nicht mehr ertragen. Sie ruft hinaus, und ihre Stimme ist ganz spitz und schrill: „Hier ist niemand." Aber von draußen kommt ein ganz schrof-

fer Ton, muß noch ein dritter hinzugekommen sein: „Los! Nicht hier rumstehen! Das Haus wird durchsucht." Thomas stößt die Frau an: „Lauf schnell Mutter. Der Mann muß aus dem Schuppen raus. Steckt ihn in den Strohschober draußen im Hofe, da ist er sicher." Thomas steht still und rührt sich nicht. Die draußen schlagen jetzt an die Tür, daß es trommelt. Die Mutter ist zur Tür hinaus über den Hof. Laßt sie nur klopfen, denkt Thomas. Aber es scheint, daß sie die Füllung einschlagen werden. Lene kommt an allen Gliedern zitternd: „Vater, es sind welche draußen." Da war auch die Beherrschung des Mannes am Ende. Wütend brüllte er das Mädchen an: „So mach doch auf!" Brüllte noch ein paar Flüche hinterher.
Diese Scenen blieben dem Thomas später immer lebendig vor Augen, er konnte sie in allen Einzelheiten immer wieder von neuem erleben. So bedeutungsleer und einfach sie anfangs erschienen, ihr Inhalt wurde ständig größer und deutungsreicher. Es bildete sich sozusagen ein System daraus, diesen ersten Vorgängen, die sein ganzes Leben in eine andere Bahn zu werfen bestimmt sein sollten, immer wieder eine neue Seite abzugewinnen.

Die beiden Soldaten, die dann in die Küche traten, nachdem sie sich erst umständlich im Flur zu schaffen gemacht hatten, sahen allerdings alles andere wie kriegerisch aus, freundliche Kerle und ein wenig verlegen, der eine war sogar ein bißchen dick. „Wir wollen hier jemanden suchen, den mit den schwarzen Haarbüscheln", sagte der eine. Thomas hatte sich abgewandt, konnte nur die Achseln zucken. Der Dicke wandte sich darauf an seinen Kameraden, der zurück in den Korridor hinein linste, denn da hinein hatte sich Lenchen zurückgezogen: „Na du siehst ja, die Leute sehen gar nicht so aus, warum soll er sich denn hier gerade versteckt haben, ist ja Unsinn." Die Leute in ihren verschossenen grünen Röcken traten von einem Fuß auf den andern. „Wo kommt ihr denn überhaupt her?" sprach sie Thomas an, „was wollt ihr denn hier, da hat man gar nichts von gehört?" Von der neuen Reichswehr hatte man noch nichts zu sehen bekommen in diesem Ort. Was sollten die beiden auch darauf antworten — Aber die Mutter fand es an der Zeit einzugreifen. „Ihr könnt ja nach oben kommen, da könnt ihr ansehen, was ihr angerichtet habt —" und dann hob sich ihre

Stimme wieder zu einem einzigen langgedehnten Klagelaut. „Niemandem hat er was getan, unser Albert ...“ Die beiden fühlten sich höchst überflüssig. Wie begossene Pudel standen sie rum und der Große, Schlanke brachte wenigstens noch die Kraft auf, die Schulter zu ziehen und dazwischen zu schieben: „Da können wir auch nichts für“, aber der Dicke hätte sich lieber wer weiß wo hin gewünscht.

Die Thomas Mutter hätte nicht sagen können, wie all die Jahre so vorbeigegangen sind. Ein halbes Dutzend Kinder hat sie geboren, davon sind zwei schon früh gestorben, zwei sind außerhalb auf Lehre und bloß die Jüngste, das Nesthäkchen ist neben der Ältesten, der Lene, die in die Fabrik ins Kontor geht, noch im Hause. Mit dem Thomas war, wenn man es sich recht bedenkt, ein Tag wie der andere. Es gab ja Zeiten, wo es ein wenig kritisch war, rauf und runter und es hatte so ausgesehen, als hätte der Thomas, wenn er seinen besonders dicken Kopf hatte, seiner Wege gehen wollen, aber dann hatte die Sache sich auch wieder gegeben. Kleiner war sie geworden in den Jahren, ein wenig unzufrieden und vergrämt, manchmal war das Leben schwer, so eintönig, seit der Thomas noch obendrein sich mit seinen Kollegen verfeindet hatte, kaum daß sie am Tage einen fremden Menschen sah, mit dem sie hätte sprechen können. Spitze Züge, um die Mundwinkel eingefallen, die Hände knochig und schon verrunzelt, die Mutter Thomas sah mit ihren vierzig Jahren reich an die fünfzig aus, und hatte früher, noch zu Hause bei den Eltern, auch mal geträumt von eigenem Haus und Hof, ein gut angesehener Stellenbesitzer aus einem der Nachbardörfer war damals als Bewerber aufgetreten. Das mag jetzt alles auf einmal in einer großen Verwirrung durcheinander in Gedanken aufgestiegen sein. Dieser Thomas stand da steif wie ein Klotz in seiner Ecke und tat keinen Mucks. Ein Rohr hatte er vom Boden aufgenommen und drehte es in der Hand, aber es sah gar nicht danach aus, als ob er damit zuschlagen wollte. Der Mann überlegt sich das noch hundertmal, stieg es in der Frau hoch. Das wurde so unerträglich, daß sie sich Luft schaffen mußte. Sie stand ja jetzt ganz allein, das Letzte von der Heimat hatten sie auch noch genommen, oben lag der alte gute Vater steif und tot und für immer ausgelöscht, weggenommen. „Schweine!“ brüllte die kleine verhutzelte Frau, „Ihr Schweine! Ihr Mörder!“ Sie stand jetzt mit der Faust dro-

hend hin- und herfahrend vor den beiden Soldaten, die unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen waren. „Aber liebe Frau —“ wollte der eine beschwichtigen. „Gesindel seid ihr“ — sie war nicht mehr aufzuhalten, „freßt den armen Leuten das letzte Brot weg. Pfui (sie spuckte aus) freßt euch voll damit, solche Lumpen seid ihr! Hergelaufene Lumpen!“ Thomas wand sich innerlich und krümmte sich wie ein Wurm, biß die Zähne zusammen: „Laß das, Mutter, hat jetzt keinen Zweck so —“ „Du ja“, höhnte die Frau, „hat keinen Zweck, du Schlappschwanz. Sitzt ja jetzt lange genug zu Hause, und heißt immer abwarten. Du mit deiner Ruhe!“ „Na was denn?“ Drohend stand Thomas jetzt vor ihr aufgerichtet, das war schon wie ein dumpfes Bellen. Ein Schweigen von Sekunden benutzten die beiden Soldaten im Flur zu verschwinden. „Fräulein“, rief der Dicke, „haben Sie bloß keine Angst. Wir müßen ja hier uns mal umsehen, wir beißen ja nicht.“ „Von mir aus —“ kam die Stimme des Mädchens diesmal schon sehr sicher. Die Schritte entfernten sich nach dem Hof. Thomas hatte seine Erregung schon zum Teil niedergezwungen. „Soll ich mich vielleicht auch auf die Straße stellen, und was dann weiter —? und ich sehe auch nicht ein, was das ändert —“ aber sein Blick auf die Frau ging ins Leere. Die Frau hatte sich abgewandt, stand an den Herd gelehnt, die eine Hand aufgestützt, die andere noch hängend, suchend, unschlüssig, wie zum Schutz an der Wange: „Du bist ja immer so gewesen —“ leise, ganz weit, bitter und dumpf, dann hielt diese Hand sich krampfhaft am Mund und dann begann die Frau von unten tief aufschluchzend zu weinen, haltlos zu weinen.

Alles das ist dem Thomas Sekunde für Sekunde gegenwärtig, jede Regung, haarscharf sind ihm die Vorgänge lebendig im Gedächtnis geblieben. Bis auf die kleinsten Schwankungen.

Dann, als draußen eine schneidend scharfe Stimme nach der Mannschaft rief, fuhr er wie aus einer Betäubung hoch. Er sah noch wie die Frau aus dem Raum herausging, hörte ihre Schritte nach oben gehen — dunkel war es einen Augenblick um ihn. Wie im Traum hörte er einen Wortwechsel, ganz entfernt. Die Soldaten sagten jeder etwas, und dann wurde einer angeschrien, angefeuert. Er war erst zu sich gekommen, als in der Tür ein junger Offizier erschien, Offizier — er erinnerte sich, wie er halb darüber nachdachte, wer das sein mochte nach

den Tressen und so — und, noch im Befehlston zu den hinter ihm auf dem Fuße folgenden beiden Soldaten, plötzlich wie ein Habicht sich auf ihn stürzte, mit einer Waffe, Stock oder Gewehr oder Säbel auf ihn zeigte: „Sie da, he, Sie — ja — Sie frage ich!" Und dann hatte ein anderer eingegriffen und dem Offizier zugeflüstert: „Da oben liegt ein Toter, versehentlich am Fenster, sagen sie, es ist der Vater —" Und dann hörte er, wie sich der junge Mann einen Ruck gab und eine Regung überwand. „So so — können wir keine Rücksicht nehmen. Mag bedauerlich sein, aber —" Der kleine Dicke gab zu Bericht: „Hier wird unser Mann nicht sein. Nicht zu finden. Außerdem ist hinten alles offen, freies Feld den Berg hinaus." „Unsinn", fuhr ihm der Junge dazwischen, „Kerls, sucht nochmal nach, die Betten, das Stroh auf der Tenne, wo soll er denn hin sein –" jetzt war es soweit, sich an Thomas zu wenden: „Sagen Sie mal, ich frage Sie, hier ist ein Mann in das Haus gelaufen, ich kann Sie jetzt mitnehmen lassen, verstehen Sie, ich will wissen —" Da ist erst Thomas ganz wach geworden. Er hat das Rohr fester gepackt, zitternd, und schreit jetzt auf: „Sucht ihn euch doch —" und da er doch nicht zuschlägt, sackt die Wut zusammen und wird zu höhnischem Gemurmel, „wenn ihr ihn findet." Und gerade in diesem Augenblick klopft es ans Fenster, und der Offizier springt selbst aufmachen. Das freundliche runde Gesicht des Bäckermeisters Hanke, dem im übrigen das Haus gehört, erscheint am Fenster, etwas besorgt, aber sogleich in ganzer Breite strahlend, als er den Dr. Vieweger, besagten Freiwilligen-Offizier erblickt, dem er vor ein paar Tagen im Rathaus besonders vorgestellt worden ist. „Ha, Herr Doktor, da bin ich ja beruhigt. Was geht denn hier vor? Ich wohne da nämlich gegenüber und es interessiert mich doch, die Frau hat ja so fürchterlich geschrien. Wenn Sie gestatten, ich komme rein —" man hört ihn stapfen zu der Haustür und klinken und über den Flur schlurfen. Und dann ergab es sich, daß Worte hin und her gewechselt wurden, und daß der Dr. Vieweger dabei zu der Überzeugung kam, in Thomas einen harmlosen ruhigen Menschen vor sich zu haben, für den der Hauswirt glaubte sich verbürgen zu können. Inzwischen war von der Höhe hinter dem Haus ein Schuß gefallen, drei vier Schüsse hintereinander. Lene kam mit hochrotem Kopf in die Küche gelaufen und sollte dem Offizier berichten, daß auf der Höhe

Flaggensignale zu sehen waren und dahinter kamen auch die beiden Soldaten, die anscheinend die Suche bereits aufgegeben hatten, und berichteten dasselbe noch einmal und nach kurzem hin und her waren die drei Krieger zum Hause hinaus und abgezogen. Bloß der Meister Hanke war noch geblieben und kaute an etwas, das noch nicht raus wollte. Lene hatte sich wieder schnell gedrückt.

Bisher war fast ein wenig unwirklich dies alles an Thomas vorüber gegangen. Noch immer dumpf im Kopf, hörte er zunächst gar nicht hin, was der Hauswirt über die unruhigen Zeiten und die Auflösung von Ordnung und Sitte dahinredete. Aber den Mann mochte das stumpfe Dahinbrüten des Thomas in seinem Entschluß bestärken. Er endete damit, Thomas die Wohnung, der sowieso mit der Miete in Rückstand geraten war, aufzukündigen. „Sehn Sie, lieber Thomas, ich will ja gar nichts gegen Sie sagen, aber man muß doch halt auch sehen, jetzt bei diesen Zeiten, da will niemand gern Scherereien — und Scherereien gibts doch noch genug, das müssen Sie doch selbst sagen, das wissen Sie doch genau —" und so weiter. Thomas schien anfangs gar nicht verstehen zu wollen. Keine Miene verzog er im Gesicht. Vielleicht quält er sich jetzt um eine Frage, denkt der Wirt, da dringt vom Hofe her ein fröhliches Lachen herein und breitet sich aus, Mädchenlachen, das ist die Lene, die so lacht und dazwischen tönt eine helle Männerstimme. „Das bin ich inzwischen gewöhnt", sorglos und heiter, das ganze zusammen wirkt wie der reine Übermut. Thomas fährt den Bäcker Hanke an: „Machen Sie, daß sie rauskommen!" Und dieser ist froh, daß die Sache auf diese Weise verläuft und beeilt sich etwas spitz aufzurufen: „Ja, das hätte man ja nicht gedacht. Als einen anständigen Menschen habe ich Sie noch immer gehalten, trotzalledem —" Thomas hat ein Stück Rohr wieder ergriffen, er zittert vor Wut am ganzen Körper: „Halts Maul, du Schwein!" Der Wirt, zunächst wie vor den Kopf geschlagen, weicht zur Tür zurück. „Immer sachte, ich werde doch wohl noch selbst bestimmen können." „Raus!" Jetzt hat es auch bei Hanke irgendwie Boden gefaßt. „Ich will anständige Leute, ruhige Leute, verstehen Sie?! Und ich lasse Sie von der Polizei rausschmeißen, wenn Sie noch frech werden wollen. Ich bin hier der Herr im Hause. Ich sage Ihnen hiermit —" Hanke verstummt, sozusagen das Wort blieb dem Mann im Munde

stecken. Thomas hatte ein so kurzes Aufflackern im Blick, der ganze Mensch schien abwesend, ganz von Sinnen. Thomas, der ein paar Schritte erst zur Tür gefolgt war, stand wie angewurzelt, als müßte er sich noch etwas überlegen, aber es war ordentlich zu spüren, nicht so sehr um Gedanken handelte es sich dabei, vielleicht mehr um ein Leben, um das nackte Leben selbst — Meister Hanke war ohne ein weiteres Wort aus der offenen Tür verschwunden, krachend fiel kurz darauf die Haustür ins Schloß. Es war darauf eine Pause entstanden, für eine kurze Zeit völlige Stille, wie ein Loch, in das hinein alles versinken wird. Vom Korridor kam der Ruf des Mannes: „Ich fürchte, Sie haben meinetwegen Unannehmlichkeiten gehabt", und schon stand der junge Mann auch in der Tür, zwar nicht gerade ängstlich, aber wenn er auch bemüht war, recht offen dreinzusehen, so schien er doch noch recht unsicher und schwankend bis zu einer gewissen Schüchternheit, die vielleicht gar nicht am Platze war. (Thomas kam das erst viel später, aber dafür um so deutlicher zu Bewußtsein.) Die Spannung begann sich erst langsam von Thomas zu lösen, er konnte das Zittern nicht unterdrücken, die Hände noch und der Unterarm bis zum Ellbogen, es löste sich erst allmählich. Er verzog die Mundwinkel, zog die Stirn zusammen und brummte ein paar Worte wie: „hat gar nichts zu sagen, werde schon alleine fertig." Der junge Mann, in der ganzen Haltung schon gelockerter, brachte einen direkt häuslichen Ton auf: „Vielleicht kann ich doch irgendwie helfen, aber zunächst muß ich mich ja bedanken, es war wirklich —" „Quatsch!" schnitt ihm der Thomas das Wort ab. Er warf das Rohrstück in die Ecke, ging ein paar Schritte auf und ab, mechanisch. Lenchen sprudelte herein, ganz unbefangen und aufgeregt, Thomas hörte kaum hin. „Denk doch, alles haben sie durchsucht, tatsächlich auch oben auf dem Boden ins Stroh gestochen, ach Gott ja" — und dann fing das Mädchen an ganz glücklich zu lachen und den Spaß zu erzählen, wie sie es verstanden hat, die beiden an dem wirklichen Versteck vorbeizuführen, und das war ganz leicht gegangen, mehr als leicht, denn die beiden hätten im übrigen, um die Wahrheit zu sagen, auch gar nicht den Eindruck gemacht, als wären sie sehr darauf aus gewesen, jemanden zu finden. „Ja", sagte der Fremde darauf, tief Atem holend und nicht weniger glücklich, „tapfer war das Mädchen, einfach großartig."

Thomas saß schon wieder auf seinem Schemel, den Blick stier zum Fenster heraus, hatte noch etwas vor sich hingemurmelt wie: meinetwegen und: nun aber genug damit und: das kann uns auch nichts helfen, und ließ deutlich erkennen, daß für ihn die ganze Sache vorläufig erledigt sei und daß es überhaupt für die beiden aufgeregten Leute besser wäre, ihn in Ruhe zu lassen. Dazu kam, daß im oberen Stock die Mutter zu wirtschaften anfing, Tisch und Stühle wurden gerückt, polterten; sie machte das Zimmer frei für den Toten da oben. Dazwischen konnte man die Frau weinen hören, sie sprach fortgesetzt irgendetwas vor sich hin. Lene gab dem andern ein Zeichen, und die beiden verdrückten sich aus der Küche, möglicherweise nach oben, um der Mutter zu helfen. Thomas war in sein Brüten versunken.
Der junge Mann war tatsächlich der Agitator gewesen, der vor einigen Wochen von der kommunistischen Partei in die Stadt geschickt worden war. Damals hatte die Bewegung mit den ersten Entlassungen, die Lohnstreitigkeiten, Anspornung und das alles gerade angefangen. Bis auf ein paar junge Leute, die ihre Gewerkschaftsblätter lasen, konnte man nicht eigentlich von einer größeren und festgefügten Parteiorganisation in der Stadt sprechen. Allerdings darf man nicht vergessen, daß im letzten Jahre zahlreiche Fremde in die Stadt zugezogen waren, manche nur vorübergehend, aber manche waren auch geblieben. Das konnte schon sein, daß es mit denen anders bestellt war — Thomas hatte sich nicht darum gekümmert und hätte darüber auch nichts sagen können; er wußte es nicht. Aber er erinnerte sich jetzt sehr genau, diesen Mann, schon ein paar Wochen zurück, in einer Betriebsversammlung, in der es schon damals, eigentlich ohne ersichtlichen Grund, sehr aufgeregt zugegangen war, gesehen und auch reden gehört zu haben. Der Mann hieß Bork, jedenfalls wurde er von den Kollegen so angeredet. Er war gekommen, um im Ortsverband der Gewerkschaften mal nach dem Rechten zu sehen und ein bißchen Politik zu machen, aufklären, vorwärtstreiben, Feuer anmachen unter dem Sitzfleisch der Vorstände, die alle schon Fett angesetzt hatten, bequem und auch verbraucht waren; was verstanden die Leute hier von den Vorgängen draußen im Reich und der Welt, von dem Ringen der Arbeiterklasse um die Eroberung der Macht. Die gebratenen Tauben kommen den Leuten ins Maul geflogen — sie schienen zu denken, sie brauchen nur zu warten, die an-

dern draußen und vor allen die in Berlin, die schmeißen allein den Laden, denn da sitzen die Großköpfigen alle zusammen; es genügt, wenn wir Beiträge ab und zu schicken. Mit solchen Gedankengängen hatte Bork aufzuräumen. Davon ging er aus. Und dann hatte er den Leuten die politische Gesamtlage klar zu machen. Bork war mit der großen Welle nach dem Zusammenbruch in die revolutionäre Arbeiterbewegung getragen worden. Den Krieg hatte er als Freiwilliger mitgemacht, war sogar im letzten Jahr zum Leutnant avanciert. Von Beruf war er Schullehrer. Das heißt, er hatte das Examen; zum Unterrichten war er noch nicht gekommen. Alle Stellen waren besetzt, mehr wie besetzt. Die Not der Junglehrer usw. schrieben die Zeitungen. Das ging so die ersten paar Jahre. Aus der Provinz war er nach Berlin gegangen, hatte die Scheu überwunden vor den politischen Gruppen-Versammlungen, sich in die Politik auch von dieser Seite her eingelebt, sich langsam in den Funktionen steigen lassen, er konnte schnell und in jeder Lage die gewünschten Artikel schreiben, oben die Großen, die so groß und doch so zufällig zu sein pflegen und oft über Nacht wieder ins Nichts versinken und sich geradezu unsichtbar machen müssen, als hätten sie sich zu schämen — ach, so auf diesem Wege wurde Bork jetzt Agitator im Lande. Herumgeschickt, sich die Sporen verdienen, dachte sich Bork selbst dabei. Er war nicht sehr groß von Körperbau, aber mit einem mächtig breiten Brustkasten. Er hatte Lungen, der Junge. Unter andern Verhältnissen wäre er vielleicht ein berühmter Sportathlet geworden. Im Grunde genommen war er im Leben eigentlich noch nicht ganz fertig, er hatte etwas Kindliches an sich. Der Krieg hatte ein burschikoses Kameradschaftsgefühl entwickelt, erst mit dem Ziel nach oben, später mehr nach unten, der Wind war umgeschlagen. Dabei war es auch geblieben, jeder dachte in Massen, diese Breite in jeder Meinung, wir alle und so, stimmt — dabei war es geblieben, jünglingshaft und immer frisch, ohne groß nachzudenken, immer gerade am Anfang. Das Gesicht war rund und freundlich, ein Holsteiner. Sohn eines Gastwirts, der in den letzten Jahren für die Sommergäste das Haus hochgebaut hatte zum Hotel. Bork hatte ein wenig die Fühlung damit verloren, schrieb noch ab und zu Briefe, die Mutter war gestorben, Bruder und Schwestern waren noch da, jeder stand ganz gut und fast für sich, Bork war ein wenig herausgeschleudert.

II.

Es wird nicht alles so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Außer dem Toten waren auch noch eine Anzahl Verletzte zu verzeichnen. Es hatte sich eine Weile darauf nichts ereignet, vollkommene Ruhe. Diejenigen, die ein Aufflammen der Volksleidenschaften, von denen gesagt wird, daß sie alles zu vernichten bestimmt sind, erwartet hatten, sahen sich getäuscht und diejenigen, die geglaubt hatten, nun würde sich eine Verständigung schneller erreichen lassen, die Arbeit wird wieder in Gang kommen, ebenfalls; und das waren schließlich nicht wenige. Aber es ereignete sich nichts. Es erwies sich, daß unter den einheimischen Arbeitern genügend Reserven vorhanden waren, Spargelder und Verbindung zu Verwandten draußen im Dorf, um die Zeit überstehen zu können, auch Unterstützungen aus der Verbandskasse, die auf Grund von Sammlungen anderwärts reichlicher zu fließen begannen. Ein Wechsel fand statt unter den in den letzten Jahren Zugewanderten, und Menschen verschwanden aus der Stadt, sang- und klanglos, es kamen aber auch fremde Elemente wieder hinzu, allerdings im Verhältnis zu Abwandernden in der Zahl geringer. Die Einheimischen beobachteten das, ohne daß sie darüber eigens hätten sprechen brauchen, sehr genau. Der Verhandlungsfaden mit den Unternehmern schien völlig gerissen. Von einem Werk hieß es sogar, daß es bereits auf Abbruch verkauft überhaupt nicht mehr aufgemacht werden würde.

Eine tiefgreifende Veränderung war allerdings im Hause Thomas vorgegangen. Der stille und sonst so verschlossene Mann war nicht mehr wiederzuerkennen. Die Kinder hatten eigentlich niemals gesehen, daß der Vater Kollegen oder überhaupt irgendwelche Freunde und Fremde mit ins Haus gebracht hatte; er war immer ganz zurückgezogen, eher etwas mürrisch geblieben. Jetzt wurde das Haus nicht mehr leer, die Tür ging in einem fort. Allerdings kamen sehr viele Leute, den jungen Bork aufzusuchen, den die Mutter aufgefordert hatte, für ein paar Tage ruhig zunächst im Hause zu bleiben. Aber aus den Tagen waren Wochen geworden, und der junge Mann hatte sich schnell eingelebt, er bringt wenigstens wieder einmal Leute ins Haus, hieß es. Und mit diesen Leuten waren auch die Kollegen des Thomas mit aufgetaucht. Es verstand sich ganz von selbst,

daß bei dem Manne, der ganz unschuldig in den politischen Streit hineingezogen, die ersten Verluste erlitten und Opfer geworden war, sich ein gewisser Mittelpunkt bildete von all denjenigen Leuten, denen als Ortsansässige schon die Zeit zu lang zu werden begann, die eingreifen wollten, irgendwie eine Entscheidung erzwingen. Die Saat eindringlicher Agitation begann zu wirken. Dabei kam der Wunsch entgegen, mit Thomas, der ein Menschenalter lang mit ihnen zusammengelebt und gearbeitet hatte, in den Krieg gezogen war und mit aller Echtheit und Falschheit, Launen, Hochmut, seinem mürrischen Wesen und seiner spitzen Zunge schließlich doch ein anständiger Kollege geblieben war, wenn es auch immer schwerer geworden war, sich mit dem Mann zu vertragen — — ja diesem Thomas jetzt die Hand zu reichen und ihn, der so lange außerhalb gestanden hatte, mit hineinzuziehen in die ganze Bewegung. Und Thomas nahm das mit innerer Genugtuung auf, trank das wie den Schluck Quellwasser, ein verdurstender Mensch. Dabei kam ihm die Anwesenheit Borks im Hause sehr zu Hilfe, namentlich bei den fest politisch Organisierten, die nicht so leicht die natürliche Abneigung gegen den Einzelgänger abzulegen pflegen, denn das Mißtrauen ist ihre stärkste Waffe. Thomas war in den wenigen Tagen ein Mann geworden, dem man im Ernstfall die Führung einer Bewegung wohl anvertrauen konnte, er war unverbraucht, voll einer unbändigen politischen Leidenschaft, die so viele Jahre im Innern verschlossen sich angestaut hatte und jetzt Betätigung und Erlösung finden würde. Das waren so die Gedanken, denen Bork bei seinen Vertrauten Ausdruck verlieh, unterstützt durch die Dankbarkeit, Aufnahme und sogar bis zu einem gewissen Grade Rettung gefunden zu haben; für den Politiker ist es schwer, darüber zu sprechen.

Aber auch in der Familie haben sich die Dinge von Grund auf geändert. Die jüngeren Kinder blieben sich selbst überlassen, die Mutter hatte ihre Anwandlungen, die Leute mußten denken, sie ist schwermütig geworden. Sie ließ alles gehen, wie es ging. Behörden waren ins Haus gekommen und hatten den toten Vater abgeholt, ein großes Begräbnis, Vereine mit Fahnen, viele hunderte von Menschen; sie hatte sich des großen Aufsehens wegen eigentlich geschämt. Früher hatte sie das Haus wenigstens zusammengehalten, und wenn sie auch niemals viel Worte

gemacht hatte, gegen den mürrischen Thomas gehalten war sie von geradezu heiterem Gemüt, es wurde ihr nicht schwer, zur rechten Zeit ein gutes Wort zu finden. Aber jetzt, als der Thomas zu diskutieren angefangen hatte, war sie stocksteif geworden und stiller und verschlossener, als je Thomas früher gewesen war. Eingefallen im Gesicht, daß die Backenknochen noch mehr hervortraten, stumpf und verbissen saß sie auf der Ofenbank in der Küche oder in Vaters Stube oben, kümmerte sich um nichts und stierte nur vor sich hin. Die fremden Leute, die jetzt ins Haus kamen und die sie alle von früher gut leiden mochten, denn nur zu oft hatte Mutter Thomas bei dem barschen Wesen des Mannes vermitteln müssen, diese fanden das ganz natürlich, sie muß sich erst wieder finden, hieß es. Und die Älteste, das Lenchen — die hatte sich vielleicht nach außen sichtbar am meisten verändert. Die Büros in der Eisenhütte hatten in den ersten Tagen nach der Aussperrung zwar noch gearbeitet, dann war aber das sehr rasch abgebröckelt. Ein Teil der Angestellten blieb von selbst fern, andere wurden mit sanftem Druck nach Hause geschickt, Lene war mit bei den Letzten. Der Vater hatte den Abend vorher gesagt: Das hat jetzt keinen Zweck mehr. Am Tage darauf hatte sie auch ihrem Chef, dem Leiter der Export-Abteilung, entsprechend Bescheid gesagt; der hatte dazu bloß mit dem Kopf genickt. In den jetzt folgenden Wochen hätte das Mädchen nur gewünscht, sich ein wenig weiter auf der Schreibmaschine üben zu können. Sie war sich immer noch nicht sicher genug, die Arbeit war auch zu gleichbleibend, es waren ja immer dieselben Briefe, die Konten führte zudem ein junger Mann, alles zusammengerechnet zu wenig, sich auswärts in Halle oder Berlin um eine bessere Stellung umzusehen. Aber das war ja nur ein frommer Wunsch, besonders drängend, wenn ihr die Notwendigkeit gerade wieder mal aufstieg, aus dem Hause zu gehen, um die Mutter zu entlasten. Denn irgendwie häusliche Arbeit hatte sie eigentlich, seit sie aus der Schule heraus war, nicht gemacht; die Mutter hatte es auch nie gewollt. Die ungewohnten äußeren Umstände der letzten Wochen hatten sie vollständig gewandelt. Sie hatte begonnen, sich für die allgemeinen Vorgänge, die mit der Aussperrung zusammenhingen, zu interessieren, die Folgen jenes tragischen Unfalls des Großvaters, dem sie zwar nicht besonders nahegestanden war, begannen sich auch bei ihr be-

merkbar zu machen. Sie wurde reizbar zu ihren bisherigen Freunden, launisch und abweisend, und eine aufmerksame Schülerin Borks, des neuen Hausgenossen, der sich mit Feuereifer auf die Aufgabe gestürzt hatte, eine neue Seele der revolutionären Bewegung zu retten. Wenn es erlaubt ist, hier eine kleine Abschweifung zu machen, Lenchen war vorher ein wenig verliebt gewesen, so mit achtzehn Jahren, im Trubel der Nachkriegszeit, die sich ja diesem Ort eigentlich im Gegensatz zur Großstadt durch einen Mangel an Liebschaften, flüchtigen und beständigen, bemerkbar gemacht hatte. Und zwar, aber das ist reiner Zufall, war es der Sohn eben jenes Bäckermeisters, des Hauswirts, mit dem sie sonntags manchmal tanzen ging oder ein Stück über Land, wie es dort üblich war. Fritz war, außer daß er seinen Vater Hanke sein eigen nannte, übrigens in der Stadt ein ziemlich gewichtiger Mann — der Junge war in der Kreisverwaltung untergekommen, nachdem er ein paar Lehrjahre im Eisenwerk hinter sich gebracht hatte. Dort hatten die beiden sich auch näher kennengelernt. Fritz war für Sport begeistert, aber in dem Nest lag der Sport noch in den allerersten Anfängen, Fußball fing gerade an, aber es langte kaum für eine Mannschaft, die im nächsten Ort spielfähig gewesen wäre, immerhin, es hatte sich ein kleiner Kreis gefunden, neben den Fußballanhängern Schwimmer und Radfahrer, Ansätze auch für die Leichtathletik. Die Arbeiter interessierten sich nicht für Sport. Es war noch niemand von außerhalb gekommen, der sie ein wenig aufgeweckt hätte. Fritz Hanke „ging" also mit der Lene, und sie machten sich beide nicht gerade große Gedanken darüber. Als Fritz die Stellung gewechselt hatte, war das von selbst gekommen, wäre es mit einem vom gleichen Büro gewesen, hätte sich Lene ein wenig geniert. Viel wäre auch von dieser Zeit nicht zu melden gewesen, das übliche — — es war ganz nett, der Mann muß sich ein bißchen amüsieren, geheiratet braucht doch nicht gleich zu werden und ähnliche Ansichten, die ein derartiges Verhältnis zu charakterisieren geeignet sind. Aber das alles war mit einem Schlage jetzt anders geworden. Fritz war ausgelöscht, abgemeldet, Fritz war einfach nicht mehr da. Die Sache wäre ihren Gang gegangen, wäre überhaupt nicht bemerkenswert gewesen irgendwie, wenn der junge Mann nicht plötzlich mit Ansprüchen aufgetreten wäre, sich als Beschützer aufgespielt und als Rächer irgendeiner Ehre, getobt

und geschimpft hätte und zugleich gejammert und gebettelt, ihr auf Schritt und Tritt aufgelauert, kurz alles getan hätte, um sich gründlich lächerlich zu machen. So kam das nämlich dem Mädchen vor. Sie verstand nicht, was plötzlich für ein Aufheben entstanden war aus einer Sache, die sie weiter gar nicht tief berührt hatte, es war ihr nicht einmal dabei aufgegangen, daß man überhaupt ernster darüber nachdenken und beteiligt sein könnte. (Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß Fritz Hanke die wahre tief angelegte Natur gewesen sein müßte; es kam ihm nur zu mindesten im Augenblick so vor.) Kurz und gut, es hatte Auseinandersetzungen zwischen den beiden gegeben, Lenchen war daraufhin zur Verabredung nicht mehr erschienen, weiteres hin und her, und wutschnaubend hatte der Fritz eines Tages gedroht, diesen fremden Mann im Haus, den Aufwiegler und Agitator, der sich da verborgen hielt, und den die Polizei und andere Leute suchen und finden werden, noch eines besseren zu belehren. Das war es, was dem Mädchen allgemein erst eine bestimmte innere Richtung gegeben hatte. Es war gerade das, was noch gefehlt hatte, gleichgültig, daß Fritz noch im selben Atemzuge beschwor, er hätte es nicht so gemeint.

Dabei war dieses kleine Zwischenspiel nicht für sich vereinzelt. Allenthalben drängte die allgemein gewordene Unruhe, die unter der Decke einer totenähnlichen Stille rasch Nahrung fand, nach Entladung. Überall platzten die Gemüter aufeinander, Freundschaften gingen in die Brüche, die Menschen hatten scheints ein neues Gesicht bekommen, schärfer in den Mitmenschen hineinzusehen. In den Familien der kleinen Gewerbetreibenden, der Kaufleute, die von der Wochenkasse zu leben gezwungen waren, gab es Zank und Streit. Diese Leute hatten es nötig, die sorglose Miene zur Schau zu tragen, mit der die Arbeiter aufzutrumpfen glaubten. Sie bekamen von keiner Seite Unterstützung; um sie kümmerte sich kein Mensch. Dabei sollten sie in Versammlungen beraten, was zu tun sei; im Magistrat Beschlüsse fassen, Gesuche unterschreiben, um ein Eingreifen der Regierung und etwelcher Aufsichtsbehörden zu veranlassen, wo doch alles ruhig war, friedlich geradezu wie im Tode, bloß kein Geschäft; bloß Zahlungstermine vor der Tür, Lieferantenwechsel, Hypothekenzinsen, Steuern, Verbindlichkeiten aller Art und keine Einnahme. Die Sorge stand in der offenen Ladentür. In der einen Gastwirtschaft, Hotel und Ausspannung

mit dem größten der drei überhaupt vorhandenen Tanz- und Veranstaltungssäle, hatte es schon Mord und Totschlag gegeben. Der Wirt war auf die Frau mit dem Hammer losgegangen. Die Frau hatte die Küche zu versorgen, sie verdiente am Kaffee, am Essen und außerdem, was der Kleinviehbestand erbrachte, der Mann dagegen verwaltete das Schankgeld. Das war jahrelang gegangen, Kinder waren herangewachsen, Krankheit war vorübergegangen, Streit, häßliche Mißtöne, Feste und Versöhnung. Es hatte sich keiner näher darum gekümmert. Der Wirt hatte im letzten Jahr eine kleine Landwirtschaft nebenbei gepachtet, hatte zwei Pferde im Stall, Schweine und allerhand Ideen im Kopf, sich zu verändern, irgendetwas neues anzufangen. Das war alles so hingegangen, bis es in diesen Tagen der allgemeinen Unruhe zum Ausbruch gekommen war: der Mann war hinter der Kellnerin her. Schon andere Kellnerinnen hatten das Weite gesucht, die erste war die Hausmagd gewesen — damals war die Sache irgendwie vertuscht worden, mit Geld abgefunden, ein junger Arzt vom Nachbarort, der immer mit dem Motorrad zu kommen pflegte, ein guter Gast fürs Hinterzimmer, und der eine Zeche von ziemlicher Höhe sowieso schuldig geblieben war, man versteht. Aber wegen dieser letzten Kellnerin, strohblond, das Gesicht voller Sommersprossen, ein etwas spitzes Gesicht wie ein Vogel, sehr selbstsicher im Auftreten — — dieser Person wegen war es auf einmal zu Auftritten gekommen. (Jahrelang hatten die Eheleute sich vertragen, wie schon erwähnt.) Schweres Geschütz von Schimpfworten hatte die Frau aufgefahren und den ganzen Fall hinaus bis auf die Straße getragen, und kann man es ihm verdenken, der Mann, der sowieso Sorgen im Kopf und kein Geld hat in den Taschen, die Brauereiabrechnung zu begleichen und lauter fremde Gesichter in der Schankstube, die hämisch grinsen — — jedenfalls ist er wie ein Rasender geworden, hat den Hammer gegriffen und auf die Frau los; die Kellnerin hat Mord und Hilfe geschrien, und alles ist drunter und drüber gegangen. Die Frau, die die Küche bisher versorgt hat, liegt im Krankenhaus, Prozesse drohen am Horizont, die Polizeischreiber haben von Amts wegen das Lokal zu meiden, ein ständiger Skattisch weniger. Dies nur nebenbei.

Unter den Vereinen im Ort, die alle Jahre ihr Stiftungsfest feierten, war auch der Gesangverein „Eintracht". Es gab noch

eine Liedertafel und einen Männergesangverein, der auf jeden weiteren Titel und Namen in den Statuten verzichtet hatte. In der Liedertafel waren die feinen Leute, Verein einer früheren Glanzzeit, der gemischte Chor war kaum noch vorhanden, ein Tanzzirkel war geblieben, ein Winterfest, aber alles schon in der Auflösung. Der Nachwuchs in der Industrie nach dem Kriege war nicht mehr bodenständig und noch weniger sangesfreudig. Die Lehrer im Ort waren den beiden anderen Vereinen verpflichtet, der Kirchen-Kantor dirigierte die Liedertafeln, „Eintracht" und Männergesangverein harmonisierten zusammen, feierten zusammen ihre Feste, und gerade in diesen drückenden Wochen war auch das Stiftungsfest der „Eintracht" wieder an der Reihe. Was sicherlich alle fühlten, von den Mitgliedern hatte es keiner offen ausgesprochen, daß es nämlich das beste gewesen wäre, diesmal das Stiftungsfest ausfallen zu lassen oder zu verschieben, allerdings verschieben kann man ja den Erinnerungstag einer Stiftung nicht so ohne weiteres. Und wider besseres Empfinden, eigentlich beinahe mit einem Schuß von Trotz wurde die Feier wie alle Jahre im Deutschen Haus angesetzt, mochte der Wirt, der, wie oben erzählt, mit zuerst die Ruhe verloren hatte, nun in Freiheit sein oder nicht, und außerdem, hatten die Leute sich einzureden verstanden, es muß mal etwas Leben in den Ort kommen, Abwechslung, es ist ja schon gar nicht mehr auszuhalten. Und während die „Eintracht" noch recht gemischten Mitgliederbestand aufzuweisen hatte, gehörten zum Männergesangverein fast ausschließlich Arbeiter. Von allen Vereinen war der Männergesangverein vielleicht am meisten politisch, das war so eine Überlieferung, Gesang macht die Brust frei, politische Texte, die Vorstellung des Sängers, der unerschrocken vor den König tritt und anderes mehr. Alle Jahre hatte bisher der Männergesangverein vor der „Eintracht" bei deren Stiftungsfest gesungen, traditionsgemäß drei Chöre und ein Trutzlied als Zugabe. Dann wurde das Faß angesteckt, das Fest löste sich in eine Reihe Einzelchöre auf, Tanz und Vergnügen. Was sollte man machen — schließlich war die allgemeine Linie gegeben, die Arbeiter haben es nicht nötig, sich zu verstecken, erst recht nicht in dieser Lage, das wurde geradezu zur Sache einer notwendigen Demonstration, und beide Teile waren zufrieden, die Vorstände jedenfalls, die sich mit den Vorbereitungen zu dem Fest zu be-

schäftigen hatten. Und Dutzende von andern, die aus der dumpfen und brütenden Stille herauswollten, irgendwie Luft schnappen, ein wenig vergessen zu denken die Frage, was wird später und morgen, warum geht es nicht vorwärts, wann machen die Buden wieder auf, noch immer sind die Fabrikanten außerhalb, in Berlin, verreist, die Ingenieure, kein Meister kann einem Bescheid sagen, der Verband zahlt, aber weiß nichts näheres, Broschüren werden einem in die Hand gedrückt, Zeitungen und Zettel, alles Papier bloß — davon kann man nicht leben. Also meinetwegen Stiftungsfest. Man braucht das nicht komisch finden, so war eben die Stimmung.

Von diesem Fest muß jetzt etwas berichtet werden. Obwohl es ein Stiftungsfest war wie jedes andere vorher, langweiliger als früher, die Menschen standen in den Gängen, an den Büffets herum, scheuer als sonst, eine etwas gewaltsame Lustigkeit, Frauen und Kinder dazwischen, mehr als sonst Männer gehen herum, die Rosetten des Vereins an der Brust, eine Festansprache, gemeinsamer Capella-Chor, Ansprache. Vorspruch gesungen an die Gäste, gemischter Chor gesungen von der Welt draußen, Stürmen und Leid, Freude und Zuversicht, und mittendrin — Trubel konnte man es noch nicht nennen — war plötzlich Thomas aufgetreten an der Spitze einer ganzen Rotte von fremden Leuten, ein paar bekannte Gesichter zwar darunter, aber alle, die sich seit Jahren weder bei dem einen noch dem andern Verein hatten sehen lassen. Dann dieser Bork mit ein paar Leuten, dieser Ortsfremde, den die ganze Polizei, hieß es, schon zu suchen begonnen hatte; sollte er sich zum Teufel scheren, Unglück genug war schon über dem Ort — — jedenfalls dachten so darüber zunächst die Frauen. Auch von dem Thomas war nichts Gutes zu erwarten, die Sache mit dem Schwiegervater war ihm in den Kopf gestiegen, wie ein Betrunkener sah er aus, hager und irr in den Augen, fanatisch und gereizt, als wollte er sich auf den ersten besten stürzen. Es hatte den Eindruck gemacht, als sollte das Fest überfallen und gesprengt werden, alle hatten sich nach den Eindringlingen umgedreht — aber es war vorerst ruhig geblieben. Die Leute hatten sich unter die andern gemischt, hier und da gesprochen, die Musik hatte weitergespielt und die „Eintracht" hat angefangen, wieder zu singen. Da hat Thomas in seinem Kreis alter Bekannter, die um ihn herum waren, es muß noch nachgetragen wer-

den, daß Thomas früher ein gewichtiges Mitglied im Männergesangverein gewesen war, ein ganz klarer Tenor, und im Vorstand eine gewisse Rolle gespielt hatte — — also vor dem Gustav Scholz, der Dreher im Eisenwerk war und in der Nachbarhalle mit Thomas auf Arbeit, schon seit Jahren der Vorsitzende im Verein, mit Carl Viersen, dem Schatzmeister, auch ein Kollege von Thomas, und mit noch zwei drei andern Mitgliedern alles alte Bekannte, der eine war Lokomotivführer im Werk, ein anderer Meister in der Schmiede, und einer Werkschreiber — — mit diesen Leuten brach plötzlich ein lauter Streit vom Zaun, erregte Protestrufe, Beschwichtigungen, Rufe nach Ruhe von Weiter-ab-Stehenden, die immer lauter werdende polternde Stimme des Thomas, einer mußte einen Witz gerissen haben, denn dazwischen dröhnendes Gelächter — immer mehr Leute hatten sich um den Kreis gesammelt — es war auch wieder ruhiger zugegangen, eindringlich haben sie aufeinander eingeredet, immer der Thomas noch etwas bellend und polternd. Und dann war es ganz still geworden. Aber die Feststimmung war fort.

Selbstverständlich war das ganze Auftreten von den Leuten, die bei Thomas damals ein- und ausgingen, sorgfältig vorbereitet gewesen und besprochen. Thomas war dafür gewonnen worden, den Sangesbrüdern ins Gewissen zu reden, und er hatte sich nur zu bereit dazu gefunden. Das lag schon damals ganz in seiner Linie. Ebenso selbstverständlich aber war es auch, daß der Vereinsvorstand nicht so ohne weiteres klein beigegeben hätte. Einmal war ja Thomas, der sich seit Jahren völlig vom Verein zurückgezogen hatte, sogar mit Krach und in Unfrieden aus dem Vorstand ausgeschieden war, wahrscheinlich auch keine Beiträge gezahlt hatte, den Vereinsinteressen entfremdet, er war doch sozusagen der Feind, dann aber lassen sich die Oberen nicht gern darauf stoßen, Fehler gemacht zu haben, auch wenn sie es einsehen. Und gerade das letztere war hier der Fall. Der Präses Gustav, eine biedere Haut, gradlinig, war von Jugend auf mit Thomas befreundet gewesen, in derselben Kompagnie im Felde, zusammen nach Kiel reklamiert auf die Werft, später schon durch das besondere Wesen des Thomas immer sehr entfremdet, aber durchaus nicht feierlich, einer, der wirklich sich etwas auf die Eigenheiten des andern verstand. Und der Viersen Carl, einer, der immer Flausen im

Kopf hatte, eine treue Seele, für die Sache der Arbeiter — wie Gold, ein fixer Kerl, guter Kamerad in der Arbeit, sein Wort galt, wenn auch meist die Leute lachen mußten, so konnte er Grimassen schneiden — Carl hätte auf Thomas nichts kommen lassen, hatte damals im Betrieb, als einer bestimmten Sache wegen Verdächtigungen laut geworden waren, Thomas mit seinem ganzen Ansehen, und das war unzweifelhaft recht beträchtlich, verteidigt und gedeckt. Carl war besonders der Frau auch zugetan, die Kinder besuchten ihn, und er hatte oft genug erklärt und jedem, der es hören wollte, daß der Thomas unrecht daran tue, sich von allen seinen Freunden zurückzuziehen. Also wenn diese beiden auf dem Fest anfangs mit Thomas herumgestritten hatten, so war es doch sicher, daß sie ihm im stillen schon recht gegeben hätten. Und der Streit war auch in der Hauptsache darum gegangen, daß ja niemand vorher sich damit gemeldet hätte, denn es war ja allen lange genug bekannt, daß der Verein am Stiftungsfest teilnehmen würde. Denn Thomas hatte dem Vorstand vorgeworfen, den Kampf zu verraten, die Klassengenossen, sich mit den Feinden und Bürgern zu vermischen, Feste zu feiern in dieser Zeit, die Arbeiter liegen auf der Straße, brotlos und den Hunger vor Augen, die ganze mühsam aufgebaute Existenz ist bedroht, nur Frechheit und kalte Schulter auf der andern Seite, Polizeiknüppel, der Bürgermeister, die ganze Bürgerbande in der Stadt will Gewalt, Militär wird gerufen — wo es jetzt darauf ankäme sich zu organisieren, die Zähne zu zeigen — stoßweise kam das alles heraus, unterstützt von Bork und ein paar seiner Leute. Ja, die andern hatten sich am Kopf gekrault, das mochte schon alles seine Richtigkeit haben. Und es war hin und her geredet worden, und Bork verstand sich Achtung zu verschaffen, er war ein glänzender Vermittler, die Wogen einer durcheinandergeratenen Erregung zu glätten — Thomas wurde bestimmt, eine Ansprache in seinem Sinne zu halten. Die Leute waren schon vorher einzeln vorbereitet worden. Es ging ja alles viel leichter, als man gedacht hatte. Die meisten waren ja froh, so viel Unausgesprochenes, das da im Innern schwelte, einmal in einem mächtigen Geschimpfe los zu werden; es war ja wunderbar, die Fäuste zu ballen und Rache zu schreien, endlich! Thomas hat denn auch losgewettert. Es gab einen großen Krach. Die befreundeten Vereine gerieten aneinander,

das Fest war gestört. Verängstigte Frauen waren nach Haus gestürzt, kleine Kinder schreiend hinterher. Es wäre mit einigen Leuten vom Vorstand zu Handgreiflichkeiten gekommen, aber das war schließlich ein gemischter Chor. Der Männergesangverein war ein geschlossener starker Trupp, der auf einmal sehr energisch auftrat, seine Maske fallen gelassen hatte, konnte der Meister Hanke sich nicht enthalten zu bemerken. Ihm wurde bedrohlich eine Faust unter die Nase gehalten. Man fing schon an, sich gegenseitig anzupöbeln. Es zerschlug schon irgendetwas in einer Ecke — der Wirt, sonst ein Rauhbein, an der Spitze seiner Zapfer unüberwindlich, riet zum Frieden, zum Auseinandergehen. Mochte das Geschäft zum Teufel gehen, es war schon alles gleich. Wie so viele starke Naturen hatte das Unglück ihn mürbe gemacht. Nicht daß er Angst gehabt hätte vor der Strafe, es war jetzt schon alles gleich, er war einfach abgekämpft. Wie sich alles so gegen ihn richtete, so war es ihm gerade recht. (Er wurde später, obwohl die wieder Genesende für ihn um Milde gebeten hatte, zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.)

Es gab indessen auch einen ganzen Teil Gäste, die eigensinnig sitzen geblieben waren und sichtlich zu Demonstrationszwecken darauf aus waren, den Tag besonders lärmend und gemütlich zu beenden. Es waren mehr die Alten in der „Eintracht", die Jugend, die zum Tanzen gekommen war, schien schwankend, ein Teil hatte sich gleich von Anfang an verdrückt, der Rest stand zankend in den Ecken rum. Vater Hanke, der dabei das große Wort zu führen begann, wurde von seinem Jungen gestellt. Fritz war ganz verzweifelt. Mit seinem Mädchen hatte er sich gezankt, das Mädchen war ihm verloren. Bei so einem Fest ist meist Gelegenheit, die Sache wieder einzurenken. Aber erstens war das Mädchen überhaupt nicht gekommen. Dann war obendrein das Auftreten des Thomas in aller Munde. Und der Vater hatte besonders laut dagegen gewettert, wozu mußte der sich auch einmischen — man soll doch die Leute in Ruhe lassen; das ist doch klar, daß die Leute erbittert sind, recht haben sie, das wird jeder sagen — in dieser Weise stieß der Fritz mit dem Alten zusammen. Sie standen beide ein wenig abseits. Der alte Hanke aber war seinem Sohn ganz gehörig über den Mund gefahren, Lausejunge und frecher Bengel und es wäre höchste Zeit, sich um den Verkehr des Lümmels zu kümmern, höchste

Zeit Schluß zu machen, und so weiter. Der Junge ließ nicht so leicht locker, er gab Antwort und trumpfte auf. Der Alte mußte einsehen, daß es besser war, schon vor den andern Leuten, den Streit nicht ausarten zu lassen; er hätte dem Jungen am liebsten ein paar Ohrfeigen runtergehauen. So aber gezwungen, jetzt selbst zum Weggehen zu drängen. Ganz bestürzt war der Alte im Grunde genommen, wie weit die Entartung der Sitten bereits in die eigne Familie eingedrungen war. Diese Enttäuschung wird er dem Jungen zu Hause noch heimzahlen. Fritz folgte dem Wütenden auf dem Fuße. Das war ja auch gar nicht das, was er hervorrufen wollte, einen tobenden Vater, der sich obendrein blamiert fühlt. Er hatte ihn bitten wollen, sich doch etwas zurückzuhalten, soll er doch andere Leute vorlassen, es gab doch nur unnötigen Anlaß — er wollte ihn bitten, den Thomas doch wohnen zu lassen, Thomas hat ihm doch nichts getan, es drängt ihn doch niemand dazu, sich als Scharfmacher besonders hervorzutun. Fritz hatte es sich so schön gedacht, vor Lene hintreten zu können, so ganz nebenbei ... übrigens, hört er sich schon sprechen, mit meinem Vater habe ich gesprochen, das Ganze war natürlich ein Mißverständnis, in der ersten Aufregung ... nichts zu danken, war doch selbstverständlich, habe ich nie anders angenommen ... die Brust würde sich weiten, der Kerl, dieser schwarze Aufwiegler, Hochstapler, Spion löst sich in ein Nichts auf, muß sich auf der Stelle verkriechen, wird ganz klein — —

Vorläufig zerrannen diese Träume ins Wesenlose. Der Weg war holprig. Hanke schritt schnell voraus, trat mit jedem Schritt gewichtig genug auf. Und Fritz hatte dabei trotzdem ernstlich Mühe zu folgen. Er hatte, ohne daß die Auseinandersetzung eigentlich begonnen hatte, schon an Terrain verloren. Und es gab Bekannte genug, die den beiden interessiert folgten und das Lachen sich nicht verkneifen konnten. Von Schande und zu Tode schämen brummte der Alte vor sich hin. Dem Jungen war unsagbar wehmütig zu Mute. Der Weg war lang und immer weniger Hoffnung.

III.

Hanke hätte bei anderen kommunalpolitischen Verhältnissen vielleicht Bürgermeister werden können. Unter seinesgleichen geachtet, war er in allen möglichen Bürgerschaftsausschüssen, Sachverständiger und Vertrauensobmann. Aber seit der Krieg im Ort die Industrie zu immer größerer Entwicklung gebracht hatte, waren auch die sozialpolitischen Aufgaben gewachsen, der Verwaltungsapparat war verwickelter und verantwortungsschwerer geworden und ein Akademiker wurde ins Amt gerufen, so gehörte sich das. Obgleich er von der ganzen Sache auch nicht viel verstand, stellten alle fest, unser Bürgermeister. Deswegen war trotzdem Meister Hanke an Bedeutung nicht in den Hintergrund getreten. Solange auch alles ruhig geblieben war, konnten die Leute sich auf seinen rechtschaffenen Sinn verlassen, die kleinen Sparer, die ihr Geld in die Genossenschaftskasse des Haus- und Grundbesitzer-Vereins getragen hatten, die Züchter von Rassehunden und die Mitglieder des Schützenbundes. Mit den paar andern Bäckern im Ort war ein gutes Auskommen, sie kauften gemeinsam ein, sie waren durchaus fortschrittliche Geschäftsleute und mit den Fleischern, Spezereiwarenhändlern, dem Kaufhaus, den Papier- und Buchläden, Schuhmachern und einem Weißwarengeschäft bildeten sie einen Rabattsparverein. Leben und leben lassen — auch in der Familie war Hanke sanfter Gemütsart; er hatte die Schwester ins Haus genommen, seit die Frau im Kriege an der Grippe und an dem fortgesetzten Ärger mit der Kundschaft, den Brotmarken und den ewigen Denunziationen gestorben war. Um den Jungen hatte er sich bisher herzlich wenig gekümmert. Sein Ansehen mußte ausreichen, den Sohn an jeder Stelle gut unterzubringen. Der Ärger war daher nach dem frechen Auftreten des Jungen dem Vater gegenüber doppelt groß. Mit Stumpf und Stiel mußte das ausgerottet werden — es waren die ersten Gewitterwolken, die unmittelbar drohend heraufzogen.

Die Stadt war inzwischen erheblich unruhig geworden. Vorgänge in der weiteren Umgebung, in Halle und Berlin, Hamburg und selbst drüben in Rußland bekamen Bedeutung. Früher war das alles seinen gewohnten Gang gegangen, ab und zu kamen Verordnungen, der Rest stand in der Zeitung; darüber las man so hin. Das Kopf- und Maternblatt, das im Ort erschien

und mit dem der Buchdrucker ganz gute Geschäfte machte, hatte vollauf genügt. Jetzt fingen die Geschäftsleute plötzlich an zu lesen, am Bahnhof gab es eine berliner Zeitung — wer hätte früher daran gedacht. Es war eine Zweigstrecke von der großen mitteldeutschen Magistrale, eingleisig, hauptsächlich dem Arbeiterverkehr zwischen den benachbarten Industrieorten dienend und für den Anschluß an die nächsten Kaligruben, die ein paar Dutzend Kilometer ablagen. Seit die Bauern in den Eisenwerkstätten Beschäftigung gefunden hatten, hatte der Zuzug in die Kali- und Braunkohlegruben merklich nachgelassen.

Alles war auf einmal in Fluß gekommen. Die beiden sozialistischen Arbeiterparteien waren aus dem Dunkel emporgetaucht, mit organisiertem Apparat, mit Funktionären und Ortsbüros, als wären sie, das natürlichste auf der Welt, schon immer dagewesen. Versammlungen fanden statt, Versammlungen im geschlossenen Lokal mit allgemein bildenden Themen, Vorträgen und Versammlungen im Freien, die mit Entschließungen zur gegenwärtigen Lage am Ort und außerhalb endeten.

Ganz bestimmte Gruppen hatten sich herausgebildet, fieberhaft gingen gewisse organisatorisch-politische Vorbereitungen zwischen diesen Gruppen hin und her. Alles hatte einen besonderen erregenden Inhalt bekommen. Seit langer Zeit wurde die Stadtverordnetenversammlung, die so lange friedlich geschlafen hatte, zum Tummelplatz politischer Leidenschaften. Leute fingen an, sich gegenseitig anzuschreien, denen es früher überhaupt niemals eingefallen wäre, sozusagen die gegenseitige Existenz zu bemerken; so geruhsam waren bisher die Geschicke der Stadt geleitet worden. Der neugebackene Bürgermeister, Volljurist, reiner Verwaltungsmann, allerdings ohne vorherige Praxis, hatte alle Hände voll zu tun. Anträge von rechts und links, Berichte an den Regierungspräsidenten, Beratungen mit dem Arbeitgeberverband, Deputation der Gewerkschaften — er hatte sich seine Arbeit ganz anders vorgestellt. Ein breites freundliches Gesicht, im Hinterlande irgendwo einen recht vermögenden Onkel, Jagdliebhaber und mit literarischen Neigungen, am Stammtisch war sogar gemunkelt worden, daß der Bürgermeister an einem Roman schreibe, im Kriege sind Skizzen veröffentlicht worden — und ein guter Kartenspieler, ein gemütlicher Mensch, Dr. Stortz.

Aus den ersten Nachkriegsmonaten war eine größere Selbständigkeit im Überschreiten des städtischen Etats zurückgeblieben, Notfonds konnten geschaffen werden, Sonderbeihilfen für die Bevölkerung und ähnliches mehr. In der Stadtverordnetenversammlung war der Antrag eingebracht worden, die ausgesperrten Arbeiter mit einer einmaligen Ausgabe von Holz und Kohlen zu unterstützen, die aus den Beständen der Stadt entnommen werden sollten; auch ermäßigte Kartoffel- und Fleischpreise sollten eingeführt werden für die weitere Dauer des Arbeiterkampfes, am städtischen Schlachthof sollte eine Freibank geschaffen werden; dieser Antrag lag zwar schon längere Zeit zurück und wurde nur wieder hervorgeholt. Die Mieten sollten gestundet werden, schwebende Steuerverfahren vorläufig eingestellt — kurz aus den ganz vernünftigen kommunalpolitischen Erwägungen heraus, die Mehrzahl der ansässigen Bevölkerung nicht in Bewegung zu bringen und Unruhen vorzubeugen, von denen die Stadt gerade bisher dank ihrer besonderen Lage verschont geblieben war. Die Mittelstandsvertreter in der Versammlung waren im Grunde genommen froh, derartige Anträge unterstützen zu können, und es hatte sich auch bis auf einen höheren Industriebeamten, der gewissermaßen berufsmäßig dagegen gesprochen hatte, keinerlei Widerspruch erhoben; es war ja nur eine andere Verrechnungsart einer Unterstützung, die den Leuten von der Stadt später sowieso zugestanden werden mußte. Aber zur allgemeinen Überraschung erschien einige Tage später nach diesem Beschluß eine Regierungskommission im Ort im Rathaus, um den Einspruch des Regierungspräsidenten zu verkünden, drei beamtete Herren von freundlichen Umgangsformen, wichtigen und hochpolitisch gezogenen Mienen, ein gefährliches Beispiel, in der gegenwärtigen Zeit überaus bedenklich, böse Folgen einer allgemeinen Nachahmung, unnötig die Aufmerksamkeit weiter Kreise hervorrufend, herausfordernd geradezu, Rücksicht zu nehmen auf ... Die Sache war damit ins Wasser gefallen, die Beschlüsse kamen nicht zur Ausführung. Dr. Stortz, höchst ungemütlich zwischen zwei Stühlen am Boden, sehnte dringlichst den Termin des jährlichen Urlaubs herbei, war zugleich überarbeitet, nervös gereizt und krank und hatte nicht wenig Angst, da er niemanden in seiner nächsten Umgebung wußte, von dem er sich hätte beraten lassen können. Die Ladenbesitzer im Rabatt-

und Sparverein diskutierten bereits ernstlich den Plan, zeitweilig die Läden zu schließen, es wird Aufruhr geben, Plünderungen — die Hausbesitzer werden ihre Häuser früher schließen, kein Lichtstreif mehr am Horizont. Ein paar Tage später war ganz offen eine Kompanie Reichswehr am Bahnhof ausgeladen worden, hatte in der alten Kaserne und weiter im Schulgebäude Quartier genommen, Gerüchte wurden schon nicht mehr ernst genommen, Übung oder dauernde Neubesetzung, Putschtruppen gegen die Berliner Regierung oder was sonst noch, den Leuten war das ja ganz gleichgültig. Eine Rotte junger Burschen von außerhalb war gerade am Bahnhof gewesen, ein paar hatten die Palisade um das Kohlenlager eingedrückt, die Soldaten waren mit Kohlenstücken beworfen worden, die Fenster im Wartesaal eingeschlagen, berittene Gendarmen, unter Johlen empfangen, viele hundert Neugierige auf den Straßen. So wie es kommen mußte ... es hatte seinen Anfang genommen.

Im Hause des Thomas hatte der junge Bork sich völlig eingelebt. In den ersten Tagen hatte Bork noch an anderer Stelle Verabredungen gehabt, Direktiven bekommen, Boten waren hin und her gegangen. Bork hatte am Tisch den Tag über gesessen und geschrieben, Berichte, Artikel, Entschließungen und Aufrufe. Bork war mit dem Rad mehrmals über Land gefahren, aber jeweils den gleichen Abend noch immer wiedergekommen. In der letzten Zeit hatte der Betrieb schon etwas nachgelassen. Die Frauen, die ein so feines Gefühl dafür zu haben pflegen, hatten herausgefunden, Bork wartet auf etwas; vielleicht wartet er darauf, fortzukommen, abberufen zu werden; denn Bewegung war jetzt unter den Arbeitern genug, ein Streik- und Aktionskomitee war gebildet worden, Stimmung für einen Kampf mehr als genug vorhanden, und Thomas war überall mit dabei. Thomas führte sogar meist das große Wort. Es war deutlich wahrzunehmen, daß er mit Bork nicht zum besten stand; zugleich, daß er sich mißtrauisch gab, schien er den jungen Mann zu verachten. Dagegen verstand sich Bork mit den beiden Frauen umso besser.
Lenchen besonders war eine begeisterte Zuhörerin geworden, begeistert eigentlich den andern gegenüber und mehr allgemein auf das Wohl und Wehe ihres Schützlinges und Lehrmeisters bedacht. Sie hatten zusammen die Fluchtmöglichkeiten durch-

dacht und durchgeprobt, Verstecke, wenn das Haus bereits umzingelt sein sollte, ein ganzes System von Klopfsignalen und Rufen, falls eine Gefahr droht. Dabei gab es Fragen genug, die Bork zu beantworten hatte, zunächst noch ein wenig schüchtern, dann aber mit besonderem Eifer auch seinerseits die Gelegenheit ergreifend, als Lehrmeister aufzutreten, Zusammenhänge zu erklären, den ersten Aufriß zu geben von der soziologischen Masse der Proletarier und dem Klassenkampf, den Waffen und Kampfmitteln und der politischen Situation der Gegenwart, so wie sie die übergeordnete Zentralstelle für Agitatoren in besonderen Richtlinien ihren Leuten auseinanderzusetzen für gut empfunden hatte, die Ausschmückung ins Allgemeine für den einfachen Mann, den Unaufgeklärten, blieb dem Einzelnen überlassen. Bei solchen Gesprächen pflegen sich weitreichende Verschiedenheiten in Verständnis und Auffassung zu entwickeln. Lenchen konnte derartigen Darlegungen nur gefühlsmäßig folgen, die Bilder glitten vorbei wie auf einem laufenden Band, man erinnert sich an das und jenes, sobald irgend ein Vergleichsbild besonders gegenständlich wird, und zwangsläufig wird der Zuhörer dahin abgetrieben, den andern zu beobachten, hineinzuhören in etwas, das zunächst nicht beabsichtigt, eigentlich verborgen liegt und nur im Eifer des Gefechts und zugleich um die eigene Schüchternheit zu überwinden nach außen tritt. Lenchen konnte bei ihren immer ausgedehnteren Gesprächen mit Bork genau feststellen, wo dieser junge Mann streng am Manuskript blieb, wo er sich besonders bemühte, aus eigenem für sie etwas zu erklären, und wo er sich völlig seinen eigenen Spekulationen hingab, sich an dem eigenen Ideenschwung berauschte und ein großer feuriger Held wurde, den mit eigenen Augen zu sehen ausgerechnet ihr vergönnt worden war. Das gefiel ihr natürlich an Bork am besten. Und das machte ihr auch besonderen Spaß, ihn dann ein wenig zu necken, ihm zu widersprechen und den Eiferer in Harnisch zu bringen, bis er schließlich merken mußte, daß die Gegengründe wenig durchdacht, wenig verstanden und weit hergeholt waren, und er dann plötzlich rot wurde und sich zu schämen begann. Dann hörte sie ihm am liebsten zu, richtig wütend konnte er eigentlich gar nicht werden. Vielleicht hätten sie beide zu lachen angefangen, wenn nicht oft die Mutter mit zugehört hätte. Denn die Mutter, das ist wahr, so mürrisch und

verschlossen sie sein konnte, so reizbar wie sie geworden war, und häufig geradezu zänkisch und ungerecht, bei solchen Gesprächen des Bork war sie ordentlich aufgelebt. Sie verstand viel, verstand mehr als die erwachsene Tochter, die doch schon so manchen Vortrag gehört, Versammlungen besucht und sogar das eine oder andere gelesen hatte, wenn der Vater mal politische Broschüren, wie sie ja in den Revolutionsjahren überall zu Hunderten vertrieben wurden, mit nach Hause gebracht hatte. Eine so ernste Sehnsucht, um nicht zu sagen Feierlichkeit ging dann von der Mutter aus, daß sich Bork ordentlich bedrückt fühlte und der Lene das Lachen völlig verging und die sonstigen Flausen. Sie sah dann ihren Agitator erst im richtigen Lichte und wurde in einer gewissen schwärmerischen Verehrung noch verstärkt. Eigentlich hatte die Mutter die Anregung gegeben, aber Lene führte sie durch, daß ein paar Gleichaltrige aus dem Jugendverein, Ansatz von Jugendverein, Wanderklub, Tanzgesellschaft, Lesezirkel und was noch alles, Jugend wie sie aus der Schule noch zusammengeblieben war, weil sie ziemlich an der gleichen Stelle Arbeit gefunden hatte, Kontorarbeit und Lehrlingsarbeit — — daß diese Jungens und Mädels hinten im Garten manchmal zusammenkommen sollten, um sich besser über das, was vorging, unterrichten zu lassen, die Aufgaben der Zeit besser zu verstehen. Und wie oft nur ein geringer Anstoß nötig ist, weil das Gesuchte gewissermaßen in der Luft liegt, die Jugend kam, soweit sie mitfeiern mußte, in hellen Scharen; andere kamen noch dazu, junge Schreiber, Lehrlinge, die bei den städtischen Handwerkern im Dienst waren, Dorfjungens aus der Nachbarschaft kamen. Auf einmal war sozusagen über Nacht eine starke Jugendgruppe da. Alle hatten schon ihre fertigen Ansichten, ihre Forderungen, alles war allen schon bekannt, worüber die Alten erst umständlich und verbissen zu diskutieren begonnen hatten; es hatte eben nur der Anstoß gefehlt, und der damalige Augenblick war eben besonders günstig. Hinten im Garten, das hieß zwischen den Stallungen auf einem Platz, der mit Rasen bedeckt war und zum Wäschetrocknen benutzt wurde, kreuz und quer waren Leinen gezogen, dort saßen sie jetzt Tag für Tag, und Bork hatte alle Hände voll zu tun, in das Chaos des Durcheinander-Fragens und -Forderns etwas Ordnung zu bringen. Direkt hinter dem Hause stieg ein Kiesberg an. Vor Jahren hatte mal ein Pächter

angefangen, diesen Hang abzubauen, aber das Unternehmen verkrachte bald, die Bautätigkeit war ja völlig eingeschlafen. Seit der Zeit hatte sich jeder, der etwas brauchte, auf eigene Rechnung selbst geholt, im Abhang war eine Grube entstanden, ein großes Loch, das bequem ausgebuddelt war zu einer richtigen Höhle. Dorthin zogen die Stammkunden an diesen Diskussionen, verlegten die Operationsbasis, ein Tisch wurde da hineingestellt und Stühle, die meisten lagen allerdings einfach auf der Erde, und jetzt konnten richtiggehende Versammlungen abgehalten werden. Die Geister schieden sich. Führer waren sofort da, besonders Vorlaute als die Anfänge der immer vorhandenen Opposition, bewegungslose Masse, Ängstliche und Nichts-als-Begeisterte, denen Begriffe wie Pflicht und Disziplin eingehämmert werden mußten. Merkwürdig wie sich die Dinge verschieben — — Lene war bisher unter den Gleichaltrigen im Ort nie besonders hervorgetreten und auch nicht besonders geachtet gewesen, irgendwie mochten die andern den Eindruck gehabt haben, sie suche sich abzusondern — jetzt war sie mit einem Male zum Mittelpunkt dieses Kreises geworden. Schon in einer ganzen Reihe von Fragen, über die hin und her gestritten wurde, hatte sie den Ausschlag gegeben, taktische Fragen darüber, was hat die Jugend zu tun, eingerichtet auf die Zeit nachher, wenn die gegenwärtige Auseinandersetzung der Alten im vorliegenden Konflikt vorüber ist. Zukunft also, alle dachten damals noch ausschließlich an die Zukunft, Bork griff immer wieder vermittelnd ein. Jungens waren darunter, die mit dem Kopf durch die Wand gingen. Hämisch gegen die Alten wußten sie alles besser, und, wo die ganzen Jahre überhaupt keine Bewegung gewesen war, redeten sie sich in eine Art von Begeisterung hinein, mit einem Tage alles umzustürzen und alles neu aus dem Boden zu stampfen. Sie waren noch unverdorben genug, den Meinungsstreit untereinander sogleich mit den Fäusten auszutragen. In diesem Strudel kreiste schließlich doch alles um eine fieberhafte Erwartung, es steht etwas bevor, etwas wird kommen, auch der Jugendliche, der Noch-nicht-Fertige hat schon was zu sagen, füllt seinen Platz — (heute ist das so selbstverständlich geworden, ergreift das Kind schon) — das gerade hielt sie mit einem unzerstörbaren Kitt zusammen. Das mußte so ausführlich gesagt werden, weil es schließlich einen bedeutsamen Aufschluß für das spätere Verhalten der Väter zu

geben bestimmt ist, der erwachsene Mensch holt immer noch einmal dasjenige nach, was die Generation hinter ihm schon vorausgefühlt hat. Es wird nichts übersprungen, ein Hindernis wird nur niedergelegt, die Vorstellung einer Schranke, die schon das ganze letzte Jahrzehnt im Leben gar nicht mehr da war.

Aber immerhin — es soll nicht verschwiegen werden, daß die Mädchen ein wenig eifersüchtig aufeinander waren. Der Fritz Hanke mußte für Lene mächtig herhalten. Fritz hatte noch ein paar Versuche gemacht, im Hause Thomas wieder festen Fuß zu fassen. Seine Lage war ja nicht gerade ganz einfach, Thomas hatte ihn eines Abends, als er im Hausflur auf Lene wartete, kurzerhand vor die Tür gesetzt; auch die Mutter fing an den Jungen scheel anzusehen, wahrscheinlich aber hatte sie sich früher überhaupt nicht um ihn gekümmert. Fritz war auch dem ganzen Kreis etwas entfremdet, schien als der Vertreter einer feindlichen Macht — und hätte so gern mitreden und mittun mögen. Aber es war ja beinahe unmöglich geradenwegs hineinzukommen, ein Wall von Feindseligkeit — blieb nichts übrig, als draußen herumzuschleichen, eine günstige Gelegenheit abzuwarten. Die Mädchen, die Jungen, das gab auf Kosten Lenchens zwischen all den ernsten Diskussionen etwas zu lachen. Lene konnte allerdings der Sticheleien sich erwehren, solange Bork so gut wie keine Notiz davon nahm; sie schüttelte sogar den Jungen auch vor den andern ganz kalt ab und heimste dafür Beifall bei den andern Jungens ein. Nur die Mädchen sahen schärfer und ließen es nicht so ohne weiteres durchgehen. Jeder Mensch ist doch so froh, wenn er unbeteiligt dabei stehen kann und es wird nur vom andern gesprochen. Einmal war eins der Mädchen dabei übers Ziel hinausgeschossen — mit irgend einer schnoddrigen Bemerkung etwa des Inhalts, Lenchen hat jetzt einen andern gefunden; natürlich, jetzt ist sie auch auf einmal für die Politik, sie ist ja geradezu schon die geborene Führerin, wo der von allen angestaunte Macher, sozusagen Bork, so dicht in der Näh ist. Lenchen ist ja ganz weg, wenn Bork nur den Mund auftut — und solche Redensarten. Man muß sagen, das Mädchen, ein friedliches kleines Mädchen, körperlich etwas zurückgeblieben, Kontorfräulein wie Lene und in der Registratur beschäftigt — war nur so ausgerutscht, hatte es gar nicht so bös gemeint. Fiel aber doch sehr auf, erst betre-

tenes Schweigen — es war nur gut, daß überhaupt nur ein paar herumstanden — also verlegenes Schweigen, die Kleine wollte sich verteidigen, mußte auftrumpfen, um sich blicken: „Na was denn — etwa nicht?" Lene, glutrot im Gesicht, hatte sich auf die Freundin gestürzt, alle fünf Finger der andern ins Gesicht gekrallt. Erst dann waren die andern hinzugesprungen, rissen die beiden auseinander, sprachen erregt durcheinander, ratlos und wütend zugleich — Bork war hinzugekommen und konnte vermitteln. Aber es war ihm nicht gelungen, Lene zum Sprechen zu bringen, sie war vor ihm einfach weggelaufen. Saß weiter oben am Abhang, hatte die Hände vor das Gesicht gestützt, schwieg trotzig auf alle Rufe, und es war ihr furchtbar wehleidig zu Mute. Sie war böse und sie schämte sich und hätte gegen die ganze Welt angehen wollen und schließlich hatte sie angefangen zu weinen, dieses Weinen, das statt zu beruhigen sticht und weh tut und so sehr verbittert. Alle waren ganz verlegen geworden, und jeder hatte sich schnell irgendwie zu drücken verstanden. Bork war ganz ratlos allein zurückgeblieben.

Warum das hier erzählt werden muß? — Um die Kraft zu ermessen, das Tempo der Veränderungen, die das Schicksal so vieler Menschen bald völlig aus der scheints vorbestimmten Entwicklung werfen sollten. Thomas war zwar ein anderer Mensch in diesen Wochen geworden, gesprächig und zugleich polternd, von einer fanatisierten Idee entflammt, etwas zu tun, sich an die Spitze zu stellen, den Kollegen zu zeigen, daß er trotzdem die Jahre über nicht abseits gestanden habe. Nachzuholen, was er verschlafen und versäumt hat, dachte die Frau im Stillen. Es war eine seltsame Scheu zwischen den beiden, sich über die letzten Ereignisse, die das tägliche Leben im Hause auf den Kopf gestellt hatten, auszusprechen. Man hätte eher den Eindruck gewinnen können, sie meiden sich geflissentlich. Thomas fühlte sich auch von der Frau beobachtet, umlauert. Wenn er mit den anderen spricht (das große Wort führt), sieht sie ihn unverwandt an, als wollte sie ihn prüfen, ob er es auch ehrlich meint, hat er es nötig, sich das gefallen zu lassen — die Spannung war rasch angestiegen; die Frau hatte einen hämischen Zug um den Mund bekommen.
Früher mal, schon eine ganze Reihe von Jahren zurück, hat der

Thomas fast mit dem gleichen Fanatismus sich in die Ereignisse gestürzt, geredet und getan, und es ist schnell alles wieder zusammengefallen, Strohfeuer. Die Frau hat ja damals nicht viel verstanden von den ganzen Sachen, sie hat nur geglaubt, Thomas war ihr heldenhaft und bewundernswert erschienen, blind hatte sie geglaubt und war glücklich dabei. Aber es war auch furchtbar gewesen, wie sich dann Thomas von den Leuten zurückgezogen hat, sich auszusprechen war ja nicht seine starke Seite. Dieselben Leute, die vorher noch seine besten Kameraden gewesen waren, wurden über Nacht erklärte Feinde, kein Mensch war mehr zu ihnen ins Haus gekommen, gemieden von allen, die Frau hatte sich in den ersten Wochen kaum mehr aus dem Haus getraut. Dabei war im Grunde genommen nichts vorgefallen. Thomas hatte sich einfach mit seinen Leuten nicht mehr verstanden. Damals war ihr zu Bewußtsein gekommen, daß der Mann einen ganz eigenartigen Charakter haben mußte, mißtrauisch und unverträglich und zugleich so herrisch und selbstbewußt — man kann sich doch vertragen, sollte man meinen, sie haben es doch alle schwer —. Aber Thomas war eben zu empfindlich. Sie ging in der Zeit schon mit dem dritten Kind, demselben, das in der ganzen Aufregung zu Haus und dem fortgesetzten Zank und Streit nicht lebensfähig war und schon nach einer Woche starb. Dabei war in den ersten Jahren Thomas ein so fröhlicher, übermütiger Mensch gewesen, den Kopf voller Späße, ein bißchen zwar schon ein Sinnierer, aber die Arbeit war ihm flott von der Hand gegangen, machte ihm sichtbar Vergnügen, die halbe Nacht konnte er noch sitzen und bastelte in der Küche. Wie abgeschnitten war das damals alles. Den Ärger aus der Arbeit braucht man doch nicht ins Haus zu tragen, sie, die Frau und die Kinder, haben doch daran keine Schuld. Sicherlich nahm der Mann auch den Ärger zu schwer, sie hatten doch noch ihr Auskommen, Thomas verdiente doch noch ganz gut — daß der Mann sich so ändern konnte, wenn nicht alles gleich nach seinem Wunsch geht. Das waren so die allgemeinen Gedanken, denen die Frau hätte Ausdruck geben können. Sie bildeten sich nur bruchstücksweise, von Jahr zu Jahr, es war mehr ein Querschnitt aus den Erfahrungen der letzten Jahre, beinahe eines ganzen Menschenlebens, denn die Kinder hatten den Vater überhaupt nicht anders kennengelernt als mürrisch und verschlossen. Manchmal hatte die Frau ge-

dacht, vielleicht wäre es besser, er würde mal wieder ein Glas trinken, so wie früher, nicht daß er ein großer Trinker gewesen wäre, aber er konnte ganz lustig sein, jemand hatte ihr eingeredet, man muß auf den Mann aufpassen, daß es nicht zur Gewohnheit wird, Gott ja wie so geredet wird und als junge Frau redet man mit — aber jetzt rührt er schon lange keinen Tropfen mehr an, er raucht nicht, es muß doch etwas sein, das ihn quält und das er ständig in sich hineinfrißt. Die Frau hat schließlich andere Sorgen; wenn er nicht spricht, muß man den Mann gehen lassen, ordentlich fürchten konnte man sich manchmal. Die Kinder mußten großgezogen werden, mußten sattgemacht werden, angezogen — die Lene besonders hatte manche Eigenart des Vaters, mit dem sie sich sonst gar nicht gut stand. Sie war auch verschlossen, die Mutter erfuhr nichts und war auch zuletzt eingeschüchtert, viel zu fragen; Lene ging ihre eigenen Wege.

Es war kein schönes Leben, die letzten Jahre, eintönig, grau in grau, keine Freude, immer sich Gewalt antun — das verbittert zuletzt. Der Mensch wird selber zänkisch und einer macht dem andern das Leben schwer. Thomas hätte ein Lied davon singen können. Er hatte sich hundertmal gesagt, daß er sich das Leben mit dieser Frau ganz anders vorgestellt hätte. Sie ließ ihn im Stich, er hätte nebenan verrecken können, sich aufhängen, und das Leben der anderen wäre seinen Trott weitergegangen, ohne viel Aufhebens. Sein eignes Fleisch und Blut wird ihn allein lassen, die Tochter ist ihm fremd, die Kleinen fürchten sich wie die Mutter auch, sie finden nicht mehr zusammen, meinetwegen. Thomas konnte seinen Trotz bis zu einer Art Selbstvernichtung steigern. Als ihm die andern in der Firma den Weg zu versperren begannen, Sticheleien und Denunziationen, Mißgunst der Werkmeister, der Betriebsleiter hatte ihn später selbst zuerst fallen gelassen, als es hätte hart auf hart gehen müssen, da sah er sich betrogen, zum ersten Mal wirklich ausgebeutet, vorher hatte er nur allgemein davon gesprochen. Er war weggegangen, gewiß — aber woanders, wo es nicht besser war, im Gegenteil genau dasselbe, sofort wieder untergekrochen. Was hätte er auch anders tun sollen, die Familie zu Haus hielt die Mäuler offen, die Frau am Lohntage hielt die offene Hand hin, fragte nicht viel woher und wieso — so waren sie alle. Er hätte alles um sich herum kurz und klein schlagen kön-

nen, er allein war derjenige, den man zu Boden geschlagen hatte, den man am Boden niedergedrückt hielt, angeschmiedet, dabei verlohnt es sich nicht noch zu jammern, er hielt den Mund geschlossen, die Zähne aufeinandergebissen, Stechen im Kopf vor Anstrengung, sich ruhig zu verhalten. Sich nach außen nichts anmerken zu lassen, das sollte seine Rache sein. Die andern aber bis auf die Frau vielleicht lebten ungestört darüber hin, sie wunderten sich wohl zuerst, sie nahmen indessen sein verändertes Verhalten nicht besonders schwer — — wird sich finden — — und dann war es Gewohnheit geworden; wer nicht von selbst kommt, dem geht man aus dem Wege. Und sie waren auch wiedergekommen, ohne sich große Gedanken darüber zu machen, als es sich jetzt mit dem besonderen Schicksalsfall mit Thomas' Schwiegervater einfach so getroffen hatte. Thomas war eben ein wenig Sonderling, das war alles; sonst ein Kerl mit Verstand, einer, der schon wußte, was er wollte, man brauchte ihn bloß anzupacken verstehen. Was früher war, war vergessen und im Grunde genommen war auch nichts, etwas Verärgerung, Überempfindlichkeit, Einzelgänger, der zu hoch hinaus wollte. Keiner, der gefragt worden wäre, hätte etwas Bestimmtes zu sagen gewußt. Thomas tat selbst geflissentlich, als ob nie eine Entfremdung gewesen wäre. Er übersprang einfach die ganzen Jahre. Es gab doch jetzt anderes zu tun, es gab überhaupt etwas zu tun, und Thomas war sogar mitten drin, er stand an der Spitze, er war an die Spitze gestellt worden, und er hatte eine Aufgabe übernommen, die ihn noch weit höher hinauf führen wird. Er fühlte sich allem gewachsen, er hatte Kraft gespart und gesammelt, wie ein Staudamm war irgend ein Hindernis im Wege gelegen, war jetzt hinweggeräumt, weggespült von der Zeit vorwärts stürmenden Tatendranges, das Erlebnis sich durchzusetzen in der Vergeltung, in dieser Flut Vergessen zu suchen, einmal und für die Zeit so vieler Jahre unterdrückt worden und beiseite geschoben zu sein. Es war nicht mehr nötig sich Rechenschaft zu geben, nachzugrübeln, die andern abzutasten — vorwärts, wer fragt danach.

Deswegen konnte er auch den höhnischen Zug um die Mundwinkel im Gesicht der Frau nicht vertragen. Höhnisch — so schien es ihm wenigstens. Er hatte sich zuerst einen Ruck gegeben, dies nicht zu sehen. Aber es begann ihn zu quälen, es

kreiste ständig um ihn. Nur jetzt keine Aussprache oder sofort Erledigung bis auf den Grund, gleich ganz abrechnen. Ein Gefühl, als ob einem schon der Schweiß auf der Stirn steht. Er vergaß nur, daß die Frau Sorge und Zeit genug gehabt hatte, ihn die letzten Jahre über zu studieren, wie man sich manchmal in die Gedankengänge eines wilden Tieres hineinversetzen möchte, wird es anfangen auf einen loszuspringen —? Die Frau studierte einfach nur weiter, es war wieder etwas Neues, eine Wandlung, sie wäre entsetzt gewesen, wenn man ihr gesagt hätte, der Mann empfindet das als Hohn. Sie war nur erstaunt und in neuer Sorge. Und etwas, worüber der Mann die Jahre über so leicht hinweggegangen war, sie fühlte sich zutiefst mit den Menschen ihrer Klasse und Umgebung verbunden. Sie konnte schon von vornherein verzeihen, wenn von dieser Seite her ihr irgend ein Leid geschehen wäre, das waren Menschen wie sie und die Kinder, sie lebten zusammen, arbeiten und haben ihre Sorgen, dem einen geht es ein wenig besser, dem andern schlechter, alle bleiben sie doch zusammen in demselben Topf, werden gebrechlich und sterben, wenn ihre Zeit um ist; viel gab nicht das Leben, aber man mußte es eben so machen, daß es gerade noch reichte — sie verstanden sich, die Mutter Thomas und die andern, wenn auch die Thomassen eingeschüchtert worden war und scheu. Etwas davon hatte Thomas, der sich stolz darauf vorgekommen wäre, diese Geduld nicht zu besitzen, bestimmt übersehen. Und so war eines Tages, zur bestimmten Zeit ausgelöst wie ein Uhrwerk, die Explosion gekommen.

Nebensächliche aber durchaus unpassende Bemerkung, es war doch gleichgültig, ob ihr Schützling noch ein paar Tage länger mit verpflegt wurde oder nicht, wen ging das etwas an. Indessen Thomas bestand darauf, daß der junge Mann endlich aus dem Haus müsse, die Leute regen sich schon darüber auf. Welche Leute, es heißt doch, Bork ist der Mann, den sie selbst gerufen haben, schon vor Wochen haben sie verlangt, daß er noch hierblieben soll, da wird davon geredet, daß er die Aktion zu Ende führen muß — wir brauchen ihn nicht mehr, wird ihr darauf zur Antwort, machen unsere Sache alleine, brauchen keine unnützen Esser, keine Schwadroneure. „Auf einmal so —?“ „Was soll das heißen?!“ Die Frage war schon wutgeladen. Erregung noch mühsam unterdrückt. „Wenn Bork

nicht glauben würde, verpflichtet zu sein auszuhalten, geradezu das Opfer zu bringen — bei dem Volk hier —" Der Hohn begann zu wirken; der Frau wurde es heiß bei dem Gedanken, daß diese Leute jetzt alles besser machen wollten — „Er muß aus dem Haus, und zwar sofort" schrie jetzt Thomas. „Ihr seid mir Revolutionäre." „Das geht dich nichts an. Ich will das Haus rein haben. Der Kerl braucht nicht alles zu hören." „Das lügst du. Ich werde die andern fragen. Und wer bist du denn, ha?!" Thomas schluckte mit Mühe die Erregung hinunter, würgte schließlich heraus: „Siehst du denn nicht, daß der Bengel bloß hinter der Lene her ist, was anders hat er ja nicht im Kopf, einfach der erste beste Schürzenjäger." Die Mutter war ganz außer Atem gekommen. „Seit wann kümmerst du dich denn darum, kriechst jetzt plötzlich allen möglichen Leuten in den Hintern, früher konnte er sie gar nicht ansehen ohne gleich loszufluchen, neidisch ist er, hat sich in den Kopf gesetzt —" und jetzt war ein langes Register heruntergekommen, Widersprüche und Verdächtigungen, Bosheiten, Anklagen — eine gequälte Seele, ein armes Weib, das sich mit der Sprache bisher keinen Ausweg gewußt hatte, mußte sich einmal Luft schaffen. Thomas hatte erst die Faust geballt, hielt sie krampfhaft, dann die Schultern hochgezogen — er erinnerte sich später immer wieder und so stark wie in jenen ersten Minuten, unsäglich hatten ihn die Worte seines Weibes gequält. Er war unfähig geworden sich zu rühren, abzuwehren, konnte schließlich nur die Achseln zucken, halt ein — laß erklären — es ist nicht so — das fehlt den gequälten Menschen, darauf hören zu können, sich und den andern dazu zwingen, verdammt, daß alles Gute in Dreck gehen muß. Noch bösartiger war der Thomas geworden. Aber er schwieg jetzt. Die Mutter hatte schon eine Zeitlang aufgehört, sich erschöpft, ganz leer geredet; und in großer alles durchwühlender Angst, bis in die Fingerspitzen. Warum sprach er nicht mehr — Grauen hielt sie an der Kehle umklammert. Das, was sie sagen wollte, hatte er nicht verstanden, den Ruf, es war ein Hilferuf, nicht gehört, die Bitte jetzt zu Tode geschwiegen, zerdrückt, wie er dabei war, ihr aller Leben zu zerdrücken, aus Eigensinn und Hochmut. Dann hatte sie angefangen zu weinen, hemmungslos zu weinen, sie schluchzte so laut wehklagend, jammernd und schreiend, es quälte sie, es wollte etwas heraus, das sich nicht fassen ließ, nicht aussprechen — daß Lene ins

Zimmer gestürzt kam, die kleine Grete mit Fritz dem Nesthäkchen an der Hand, und beide begannen sogleich mit zu weinen ... Thomas hatte sich mit dem Gesicht zur gegenüberliegenden Wand gedreht, müde sah er aus, keine Miene im Gesicht verzogen, aber straff und beherrscht (wie ein Schauspieler, erinnerte sich Lene später ihres ersten Eindruckes). Lene konnte keine Antwort bekommen, weder von dem Vater noch der Jammernden, die sich schließlich zu beruhigen begann — — da war zum Unglück auch noch Bork eingetreten. Die Mutter hatte ihm sogleich abgewinkt. Bork stand verdutzt, wußte nicht was zu tun, was er davon denken sollte, wußte überhaupt nicht, daß von ihm gesprochen wurde und richtete an Thomas eine Frage. Der sah ihn nur wütend an, gab keine Antwort, aber dann musterte er ihn noch einmal, so voller Haß, so verächtlich und gewissermaßen Kräfte sammelnd, um einen Streit vom Zaun zu brechen, daß die Mutter dem jungen Mann zuschrie: „So gehen Sie doch schon, Sie sehen doch —" Lene erfaßte jetzt alles schneller, sie schob Bork zur Tür hinaus, griff die beiden Kinder am Arm und zerrte sie nach, alles das Werk eines Augenblickes. Dann hatte sie gerufen, zornbebend und doch zugleich wieder auch gelassen: „Schämt euch!" Die Mutter konnte gar nichts sagen, der Vater begann auf der Fensterscheibe zu trommeln. Auf eine weitere Frage erhielt Lene keine Antwort mehr. Endlich klopfte einer von draußen, und Thomas konnte hinausgehen, dem Besucher zu öffnen. Als er zurück kam, war das Zimmer leer. Diesmal wenigstens hatte ihn die Frau verstanden.

IV.

Wenn ein Dutzend Menschen, die zu einem besonderen Zweck gewählt worden sind, zusammenkommen, so haben sie bestimmt darüber auch ein Dutzend verschiedene Meinungen und Vorschläge. Niemand ist etwa böse, daß von vornherein ja nur ein einziger Vorschlag ausgeführt werden kann, dem sie obendrein noch alle zustimmen sollen, das macht nichts. Es ist auch gar nicht nötig, einander zu überzeugen, jeder bleibt sowieso bei seinem eigenen, was auch geschieht; es ist dieses so wohltuende Überbleibsel in der Erinnerung, es besser gewußt und

schließlich recht behalten zu haben, denn jeder hat Recht und behält es auch.
Immerhin, der Aktionsausschuß der von den ausgesperrten Arbeitern gewählten Betriebsräte, Bevollmächtigten, Vorständen und Vertrauensleuten gliederte sich weiter nach verschiedenen Gewerkschaften, örtlichen Räten, nach den Parteien, nach Frauen und Jugendlichen, das Heer der menschlichen Arbeit in den verschiedensten Querschnitten, und doch alles in allem knapp dreißig Personen, die wiederum einen engeren Ausschuß von sieben Mann bestimmt hatten. Dort lag die Entscheidung, dort wurde die Kraft geboren und gespeichert, mit der ein Schlag geführt werden konnte. Thomas war mühelos bis zu dieser Spitze vorgedrungen, und andere, die vielleicht einen Anspruch, in den engeren Ausschuß zu kommen, geltend zu machen hatten, traten zurück. Noch unter den Mitgliedern waren welche, die Thomas mit scheelen Augen sonst angesehen hätten, aber, das geht schon aus dem Vorhergesagten hervor, Thomas ließ ihnen gar nicht die Möglichkeit dazu, sich darauf zu besinnen.
Der erste Mann, der die Verhandlungen zu leiten hatte, es mußte jemand sein, der zu vermitteln verstand, war gefunden in Gustav Scholz, dem Leser schon vom Stiftungsfest her bekannt. Gustav konnte, wenn es darauf ankam, den Mund halten, er nickte den Heißspornen, jedem zu seiner Meinung, Beifall zu und konnte warten, bis sich die Ansichten etwas geklärt hatten, ein Gefühl von Sicherheit ging von dem Mann aus, sollte er also auch bei der ersten großen Aktion an der Spitze stehen, das gehörte sich so. Gustav unterstützte den polternden Thomas allein durch sein Schweigen nicht schlecht.
Carl, ebenso schon vorgestellt, war auch dabei. Das ist ein Mann mit scharfem Verstand, sagten die andern, wenn es sich mal um etwas Ernstes handelte. Ein Mensch, der alle andern zum Lachen bringen konnte, muß immerhin etwas mehr wissen, der hat seine eigenen Ideen, ein erfahrener Mann; der würde schon aufpassen, daß sie nicht übers Ohr gehauen werden; mit wem man schon gelacht hat, der verdient unbedingtes Vertrauen. Carl Viersen wäre vielleicht lieber in der Masse verschwunden, aber er wurde, unmöglich sich zu drücken, nach vorn geschoben. Er fühlte sich als Anführer alles andere als sicher. Wenn es angängig gewesen wäre, hätte er sich selbst

ein wenig lächerlich gemacht. Mit Gustav und Thomas bildete er so eine Art engeren Rat, die drei hielten, ohne sich erst besonders zu verständigen, in allen Fragen zusammen. Fuhr Carl dem Thomas einmal ins Wort, ließ er sich die grobe Zurechtweisung ohne weiteres gefallen, es war nicht so schlimm gemeint; er konnte es immer noch so drehen, daß die andern lachten und Gustav zum Frieden eingreifen konnte. Außerdem mußte Thomas sogar zugeben, daß Carls Einwand nicht zu unrecht war. „Mensch, mit deinen Schnoddrigkeiten, du verbrennst dir noch mal die Fresse —" Gustav verstand sich darauf, dazwischen zu reden: „Laß mal, die Alte zieht ihm dann die Leine schon wieder ein." Thomas war schon entwaffnet, und Carl konnte seine Ausführungen, die ihm die wütige Abwehr eingetragen hatte, beenden: „Wenn ihr nicht solche Kaffern wärt, ihr seid ja verblödet, ihr habt ja nichts in der Hand, könnt bloß quatschen, erst müßt ihr doch wissen, was wir eigentlich wollen." Na ja, recht hat er, mußten sie sich sagen, die sieben, die darüber zu beraten hatten, was jetzt zu tun war.

Die vier anderen waren schon schwieriger zu nehmen. Da war noch ein zweiter Carl, Leberecht mit Vatersnamen, im Grunde genommen ein unangenehmer Mensch, das heißt, niemand konnte ihn so recht leiden. Eigensinnig und rechthaberisch, bissig, jedem andern schob er schon von vornherein das Schlimmste unter, überall sah er sogleich Verrat und Betrug, immer war der nächste dabei, sich auf Kosten der andern nach oben zu schieben. — Dieser Mann, der eine Atmosphäre von Gift und Galle um sich verbreitete, war zu der Vertrauensstellung gekommen, gewissermaßen als Sicherheit und Bremse, als Sauerteig und um ihn mit seinem boshaften Gekläffe einfach loszuwerden — jetzt mochte er mal selbst sehen, wie der Laden anzupacken ist. Leberecht aber hatte sich in diesem oberen Kreis bisher sehr zurückhaltend gezeigt, zu den meisten Vorschlägen und Maßnahmen ganz geschwiegen, irgendwelchen Nutzen konnte er nicht bringen, er besaß keine Erfahrungen, keinen Überblick und noch weniger Wagemut. Gustav, Carl und die anderen, die sich ein wenig vor ihm gefürchtet hatten, fanden, daß er nichts weiter als ängstlich war. Thomas kam ganz gut mit ihm aus; Leberecht hatte noch keine Veranlassung gefunden, ihm zu widersprechen.

Dagegen machten zwei andere, alte eingefleischte Gewerk-

schaftler, viel zu schaffen. Sie stellten sich in allem den im polternden Ton vorgetragenen, sprunghaften Anordnungen des Thomas entgegen. Wenn es auch schließlich den andern gelang, sie schließlich umzustimmen, ein ständig schwelendes Mißtrauen war nicht wegzubringen; sie machten daraus auch kein Hehl. Der eine war in den ersten Organisationskämpfen im Kalibergbau hervorgetreten, hatte an der Spitze einer kleinen Schar von Entschlossenen einen zähen, damals allerdings ergebnislosen Kampf geführt, denn die Mehrzahl der Kalibergarbeiter waren nur schwer für den gewerkschaftlichen Organisationsgedanken damals zu gewinnen, in der Mehrzahl Häusler und kleine selbständige Bauern und Landarbeiter. Jahrzehntelang war eigentlich die Auseinandersetzung im Gange, Werner, so hieß der Mann, war schon längst der Bewegung entfremdet. Wenn auch andere Zeiten nach dem Kriege gekommen waren, im Arbeitgeberverband stand er auf der schwarzen Liste. Im Kalibergbau konnte er, nachdem ihm mehrfach seiner Organisationspropaganda wegen die Tür gezeigt worden war, keine Arbeit mehr finden. Er hatte es aber auch gar nicht mehr nötig, denn er wurde von der Kasse beschäftigt und stand sich mindestens ebenso gut wie die Arbeiter unter Tage. Später war er von einer anderen Kasse übernommen worden. Er war die letzte Zeit kaum mehr irgendwie politisch oder gewerkschaftlich hervorgetreten, aber ihm ging der Ruf eines zähen und bewußten Klassenkämpfers voran. Er hätte gar nicht nötig gehabt, sich in dem gegenwärtigen Streik überhaupt zu betätigen — — dieser Mann war einer der unerbitterlichen Gegner von Thomas. Er war ganz offen gegen alles, was Thomas sagen und tun würde. Unterstützt darin von einem Kollegen, Ortsvertreter der Bauarbeiter, der zwar gleichfalls mit den ausgesperrten Metallarbeitern direkt nichts zu tun hatte, aber doch großen Einfluß besaß, hauptsächlich seiner organisatorischen Fähigkeiten wegen. Dieser vertrat wie Werner die alte Schulung, alles wird sich zu seiner Zeit von selbst entwickeln, nur aufpassen und sich nicht in Abenteuer stürzen lassen, noch dazu von Leuten, die heute so und morgen anders reden können; beiden war Thomas ein Dorn im Auge.

Schließlich ist noch ein junger, noch unverheirateter Dreher zu erwähnen, Paul Fiedler, ein quicklebendiger Mensch, der mit allen gut Freund war und mit seiner gleichmäßig guten Laune

und fröhlichem Wesen nicht zuletzt dazu beitrug, alle Klippen in ihrer Tätigkeit zu umsegeln. Diese Tätigkeit war im übrigen nicht etwa gering einzuschätzen; man muß sich vergegenwärtigen, daß hundert verschiedene Meinungen ständig unter einen Hut zu bringen waren, daß die Mehrzahl der Arbeiter überhaupt nirgendwo bisher organisiert war, daß die Spitze sich gegenseitig mit dem größten Mißtrauen umlauerte und ähnliches mehr. Fiedler Paul, den die Ausgesperrten der großen Metallbude sofort und einstimmig bestimmt hatten, war ein sehr wirksames Bindeglied. Vor den beiden alten Gewerkschaftern hatte er eine überzeugte Achtung; wie es im Innern wirklich ausgesehen haben mochte, hat ihn keiner fragen können. Zu Thomas hatte er geradezu eine schwärmerische Zuneigung. Endlich einer, der mal zupackt, der die langsam verfaulten Dinge hier in Fluß bringen wird — — so sah er Thomas an. Ihm war alles recht, wenn nur zugeschlagen wurde. Zuschlagen um jeden Preis, sich wehren, zum Angriff übergehen, die Zähne zeigen, zuschlagen, und wenn alles in Klumpen geht — — Bewegung, raus aus dem Sumpf, hinter ihm standen die Hunderte, die nichts gelesen hatten und nicht organisiert waren, aber standen und sich darauf beriefen, sie sind es, die die Zeit verstehen. Hauptsächlich solchen Argumenten vor allem und diesem Heißsporn, dem niemand etwas übel nehmen konnte, beugten sich die andern, die mit Thomas, der zwar dasselbe verlangte, nicht einverstanden sein konnten. Daß Thomas sich mit dem jungen aufgeregten Paul hielt, wird man jetzt verstehen.

Der Streit untereinander in dieser Spitze der Bewegung ging die längste Zeit über nur darum, was werden die andern tun — — das war für die sieben schwer zu entscheiden, keiner hatte auch nur die geringste Vorstellung davon. Es war nur insoweit zu übersehen, daß die Stimmung der Parteien, wenn man als Gegner der ausgesperrten Arbeiter die Handwerker und kleinen Kaufleute, die Beamten, Lehrer und so weiter als einheitlich rechnete, von Tag zu Tag feindlicher wurde. Es war eben einer dritten Macht, ob dem Arbeitgeberverband oder einer militärischen Stelle oder einem politischen Drahtzieher im Regierungsbezirk oder der Kreisverwaltung gelungen, die streikenden und ausgesperrten Arbeiter mit ihrem direkten Anhang als eine Masse für sich von der übrigen Bevölkerung, die von

Natur aus alles andere als feindlich war, lebte sie doch auch direkt zum größten Teil von denselben Arbeitern, zu spalten. Zwei feindliche Gruppen waren so entstanden, Haß wurde geschürt und getrieben, sich zu entladen. Überhitzt wurde die Atmosphäre, und eine Explosion stand unmittelbar bevor, alles drängte darauf hin.
Die Stadt war gezwungen worden, durch einfachen Mehrheitsbeschluß der Stadtverordnetenversammlung, eine Beihilfe zur Auszahlung zu bringen. Aber die Kassen waren leer. Überdies war der Bürgermeister vom Präsidium aus angewiesen worden, den Beschluß nicht zur Ausführung zu bringen. Unter den Gewerbetreibenden hatte eine heftige Agitation dagegen eingesetzt. Es war in den Lokalen zu Reibereien gekommen, es hatte sogar neue Zusammenstöße in den Straßen gegeben, die Fensterscheiben des Warenhauses waren dabei eingeworfen worden. Die beiden Bankfilialen hatten ihre Schalter geschlossen, gleichfalls auf Anweisung von oben. Der Bürgermeister konnte ja nicht anders, als auf alle Vorstellungen die Achseln zu zucken. Der Beschluß war auf Grund eines formalen Fehlers beanstandet worden; man konnte vielleicht daran denken, ihn bei gegebener Zeit unter anderen Voraussetzungen zu wiederholen. Hoffnungen und Aussichten wurden an die Wand gemalt, demnächst würden Verhandlungen von Regierungsseite aus mit den Arbeitgeberverbänden stattfinden, die Metallindustriellen seien bereits zu Verhandlungen unter einander zusammengetreten — — Gerüchte um Gerüchte. Aber es zeigte sich nirgends ein praktisches Ergebnis. Es war sogar nicht möglich nachzuprüfen, ob an diesen Meldungen etwas Tatsächliches daran war. Einer Deputation der Arbeiter zur Direktion der Eisenwerke wurde am Fabriktor der Eintritt verwehrt. Ein paar Stunden später war die Deputation mit an hundert Arbeitern zurückgekehrt. Mit den Fäusten wurde Einlaß begehrt, mit Knüppeln ans Tor geschlagen. Sie hätten sicherlich das Tor niedergelegt, wenn nicht plötzlich von innen Schwerbewaffnete erschienen wären, Militär kriegsmäßig ausgerüstet — — weiß Gott, wo die hergekommen waren. Ein ganz neuer Vorgang, niemand hatte davon etwas gewußt, das mußte in aller Stille geschehen sein, daß die großen Buden militärisch besetzt worden waren. Dies und das, schließlich alles zusammengenommen, schlug das dem Faß den Boden aus. Auch die Arbeiter haben

noch Waffen. Der eine hat sie vom Kriege noch mitgebracht und zu Hause gut aufgehoben. Dann waren im ersten Revolutionsjahre Bürgerwehren gebildet, Fabrikswehren, die großen Güter hatten Bewaffnete gegen die Felddiebe, die in der dortigen Gegend in ganzen Banden aufgetreten waren, Arbeitslose aus Halle und den angrenzenden Braunkohlegebieten — — die meisten hatten die Gewehre und Pistolen sich zu behalten gewußt; ein paar Kisten Handgranaten waren auch irgendwie beiseite gebracht, und im übrigen in den nahegelegenen Schächten gab es Dynamit genug, aus dem man sich selber in einer Konservenbüchse geballte Ladungen herstellen konnte. Wir greifen an — — das war die Losung. Heftig wurde darüber gestritten.
Es versteht sich, daß besonders Thomas sich diese Forderung zu eigen gemacht hatte. Und seltsam, so sehr sie auch untereinander dagegen stritten, vor allem Werner und der andere, die tausend Gründe dagegen ins Feld führten, im Grunde wollte keiner zurückstehen. Vielleicht höchstens der Leberecht, der die Meinung vertrat, warum sollten sie gerade für die andern, die ruhig zu Hause sitzen bleiben würden, die Kastanien aus dem Feuer holen. Dem Werner dagegen war alles zu unbestimmt, kein direkt greifbares Ziel und was weiter — — darauf kam es doch an. Gustav und Carl müßten ihm sogar recht geben. Aber ebenso dann auch dem Gegeneinwande Pauls, der Thomas darin unterstützte, daß sie von ihren eigenen Leuten ausgelacht werden würden, wenn nicht bald etwas Entscheidendes geschah. Darin stimmten sie schließlich alle überein. Und es wurde dann auch beschlossen, umzufragen und zu hören, wieviel Waffen denn vorhanden wären, und wieviel Leute denn überhaupt bewaffnet werden könnten und was dann weiter zu tun sei. Das weitere ging dann sehr schnell, und die Aufforderung, sich nach Waffen umzusehen, war auf fruchtbaren Boden gefallen.
Zweifellos, und das stand fest, waren Beschlüsse der Stadt nicht durchgeführt worden, und die Verwaltung — Magistrat, Bürgermeister und Beamte — unfähig oder eingeschüchtert und nicht Herr mehr ihrer selbst, mußte entfernt werden, unter Druck gesetzt und ihr bewiesen, wer zu bestimmen hätte — — die Arbeiter sollten in geschlossenen Gruppen ins Rathaus ziehen, die ganze Bude besetzen und den Beschlüssen der Stadtverordnetenversammlung Geltung verschaffen. Verlangt muß wer-

den, daß das Militär aus der Stadt abzieht, Forderung nach oben an den Regierungspräsidenten, Forderung nach Verhandlungen mit den beiden Arbeitgeberverbänden, eine Arbeiterwehr wird wieder ins Leben gerufen — — alles das wurde beraten und beschlossen, gedruckt und an den Ecken in den Straßen plakatiert, der Drucker war der Gewalt gewichen und hatte seine Presse den Abgesandten des Siebener-Rates, die mit ihm verhandeln wollten, einfach überlassen.
Einige Stunden später war über der Stadt der Belagerungszustand verkündet in einer roten Bekanntmachung mit der Unterschrift: Hauptmann Fritsche. Die Bewohner wurden darin aufgefordert, innerhalb 24 Stunden alle Waffen im Rathaus abzuliefern, Versammlungen, Umzüge, Ansammlungen wurden verboten, folgt dann die Liste der Strafandrohungen — —

In der Kiesgrube gab es am nächsten Abend allerhand Aufregung. Bork war zu der üblichen Aussprache nicht erschienen. Bork war schon am frühen Nachmittage in den Aktionsausschuß berufen worden. Dort soll jetzt aufs Ganze gegangen werden. Dort sind sie mächtig aneinandergeraten, hatte es geheißen. Gruppen werden gebildet, Kompanien werden aufgestellt, Waffen werden verteilt, es wird losgehen, von außerhalb sind Leute gekommen, es sind bestimmte Befehle gekommen, es ist schon etwas Bestimmtes vereinbart worden zum Losschlagen — — voll brennender Neugierde warteten die Jungens auf Bork. Und dann war einer auf die Idee gekommen, sie müßten Wachen aufstellen, Patrouillen gehen zu zwei und zwei abwechselnd. Die Jungen und Mädels sprachen alle durcheinander und alle auf einmal, begeistert von der Aussicht, daß etwas vor sich geht, mit Feuereifer dabei, sich jetzt in Reih und Glied zu stellen, was wo und wie, das spielt überhaupt keine Rolle. Aber Bork war nicht da, Bork war noch nicht zurückgekommen, Bork wird die Befehle bringen, wird die Anordnungen geben, und dann können sie sich beweisen; die einen fühlten, man muß ganz still sein, lautlos wie die Indianer sich anschleichen und irgendetwas ausrichten; die andern hätten ihren Mut und die Begeisterung herausbrüllen mögen, jemanden herausfordern mit Lärm und Feldgeschrei; die Mädchen waren mehr so mitten drin.
Das sind Gegensätze, über die man sich streiten kann. Aber mit

einemmale wurde es in der Kiesgrube totenstill. Ohne besonderes Kommando und doch mit einem Schlag. Oben am Wege, man konnte das gerade noch gegen die steil abfallende Wand sehen, hatte sich der Kopf eines Fremden gezeigt. Jemand spionierte dort oben, tastete sich behutsam vor, der Kopf war im Augenblick verschwunden, nach einer ganzen Weile kam von oben das Geräusch eines Schrittes, scharrend — zwei besonders Beherzte schlichen sich von beiden Seiten aus der Grube im Bogen nach oben, und dann war wieder eine Weile alles still, die in der Grube Versammelten sahen sich erwartungsvoll an, die erste Regung einer unbestimmten Angst war bereits verschwunden, das Abenteuer war jetzt im Fluß. Da stieß sich ein Laut durch die Stille, laute Zurufe, Poltern, etwas an der Wand kam ins Rutschen, Fauchen — — das war deutlich einer der Boten — endlich kam ein ganzes Knäuel von Erde, Sand und Mensch unten an, landete auf dem Fußboden der Höhle, ein zweites Knäuel folgte sogleich hinterher. Und vor aller Augen stellte sich Fritz Hanke auf die Beine, schüttelte sich, war wütend und atemlos. Die beiden andern brachten ein paar Worte raus, aber der Rest der Umstehenden hatte sich schon auf Fritz gestürzt, hielt ihn am Kragen, an den Ärmeln, am Rockschoß, drohend und zugleich Ruhe heischend. Fritz wurde mehr nach hinten geschleppt, ein Gefangener, ein Spion, und einer gab ihm einen Puff in den Rücken, ein langer Schmiedelehrling, ungebändigt und immer widersprechend, war schon im Ausholen, um Fritzen niederzuschlagen, als die Aufmerksamkeit geteilt wurde, denn Bork war am Eingang erschienen. Ein müder und mürrischer Bork, ein feindlicher und bösartiger, fremd — das empfanden die meisten sofort. Er gab sich durchaus keine Mühe, im Verschwörerton leise zu sprechen, erst allmählich ging er dazu über. Eigentlich erst, als der Fritz Hanke, der sich jetzt aus den Händen seiner Häscher befreit hatte, gleichfalls im Flüsterton sich zu verteidigen begann und seine Kenntnisse auspackte. Fritz bekam aber noch nicht sogleich freie Bahn. Der Schmiede-Paul fuhr im energisch mehrmals dazwischen, hat hier rumspioniert, muß zunächst den Mund halten, ist vorläufig geschnappt worden, am besten den Kerl gleich ganz zum Schweigen bringen und ähnliches. Die Stimmung war bestimmt gegen den Eindringling, sie wollten lieber erst gar nichts hören, Bork wird schon wissen, wie man mit so einem fertig

wird. Es bedurfte einer ziemlich energischen Anstrengung Borks, daß er sich mit seiner Meinung durchsetzen konnte, erst doch den Menschen mal sprechen zu lassen. Fritz machte auch einen durchaus verwirrten Eindruck, er brachte keine zwei Sätze vernünftig und zusammenhängend heraus. Daß ihn die anderen pufften und stießen, störte ihn scheints noch am wenigsten. Er hatte zu seinem Bedauern bereits festgestellt, daß Lene im Augenblick gar nicht anwesend war — sie mochte gerade ins Haus gegangen sein. Aber so viel kam schließlich heraus: Fritz hatte bei seinem Vater gehört, daß noch in der gleichen Nacht ein entscheidender Schlag geplant werden sollte. Militär ist zusammengezogen, der Aktionsausschuß soll verhaftet werden, eine ganze Liste von Leuten ist aufgestellt, die festgenommen und abgeschoben werden sollten, Säuberungsaktion. Er selbst, Fritz, hat im Nebenzimmer gesessen und zugehört, wie der Vater das dem Lehrer Bienert auseinandergesetzt hat, und wie sie beide noch gestritten haben, denn der Bienert hat manches nicht glauben wollen, aber der alte Hanke ist selbst eben aufs Kommando berufen worden, hat dort alles mitangehört und ist um Rat gefragt worden, denn früher war er mal Vorstand der Einwohnerwehr gewesen, und außerdem sitzt ein richtiger Hauptmann jetzt im Rathaus, der alle Befehle hat und ganz rigoros vorgehen will. Der Bürgermeister kriecht vor dem, hat der Vater Hanke gesagt, wie ein kleines Hundel.
Quatsch, hat es geheißen, es ist nur die Frage, ob man das glauben kann und — — sollen sie nur kommen! Die meisten konnten sich die Sachen ja auch nicht zusammenreimen, dazu behielt eine gewisse Wut gegen Fritz Hanke die Oberhand, der will sich nur einschleichen — — Bork hat zwar verstanden, Ruhe zu schaffen, aber sie wird auf die Dauer nicht vorhalten. Bork rief den Schmiede-Paul beiseite, und dann rief er noch zwei drei andere, Hitzköpfe, von der Seite der Schreier. Bork hatte ja den Auftrag zu übermitteln, eine Gruppe zu bilden, eine Kundschaftergruppe, ein paar Radfahrer sollten ausgewählt werden, es mußte noch in dieser Nacht Verbindung aufgenommen werden mit einigen Nachbarorten. Bork war außergewöhnlich müde; die Zügel entglitten seiner Hand, eine schwammige Stimmung, alles glitt auseinander, unmerklich. Bork erinnerte sich jetzt, daß er Lene noch gar nicht gesehen hatte, und er fragte nach ihr. Er bekam eine schroffe Antwort,

patzig, man weiß es nicht, hat auch keinen Auftrag, mochte sie bleiben — — es war so ungerecht und ohne Grund und es tat Bork weh. Eins von den Mädchen, die sich bisher ganz zurückgezogen hatten, begann wieder Fritz Hanke zu verdächtigen, zu hetzen. Es wurde unerträglich für Bork, er wird die Geduld verlieren, fühlt er, die ganze Bande auseinanderjagen; aber er nahm sich noch einmal zusammen.

Er riß sich zusammen, die Beschlüsse des Aktionsausschusses, soweit sie den Kundschafterdienst betrafen, mitzuteilen, einige Worte über die allgemeine Lage, und was man so erfahren hatte. Der Fritz Hanke rückte damit zugleich wieder in den Vordergrund; es bekam manches von seiner Erzählung dadurch mehr Wahrscheinlichkeit. Fritz beteuerte immer wieder, daß er nur gekommen sei, sie zu warnen. Es wurde, wenn auch freundlicher, entschieden: das wissen wir nicht. Immerhin ließ man ihn laufen, man ließ ihn gehen, das heißt, er solle noch warten, vielleicht bis alles vorüber ist — — Fritz zeigte keine Furcht, er war fremd, aber so würde er Lene treffen, der Vater war besonders in Gefahr — — er wird ihr zureden, zu einem Verwandten aufs Dorf zu gehen, den Vater dort unterzubringen, er wird der Lene alles klar machen, beweisen, daß er ganz unschuldig an dem Vorgehen seines Vaters ist und zugleich, wenn es sein muß, auch ein Held, ihm war es gleichgültig. Bork hatte manches von seinen Gedanken und begann mit ihm ein Gespräch, ein wenig stockend und unsicher.

Indessen nahmen die andern die Durchführung der ihnen zugewiesenen Aufgaben in die Hand. Erst hatte Paul, nachdem Bork sichtbar ausgefallen war, noch hin- und herkommandiert. Dann war er aber von einem Stellmacher-Lehrling abgelöst worden, der rote Erich. Ein kleiner rothaariger Kerl, sonst ziemlich verschlossen, den anderen kam er manchmal so etwas obenraus und dünkelhaft vor — dieser hatte den Schmiede-Paul nach ganz kurzer Zeit schon beiseite geschoben, und Paul, so hitzig er sonst sein konnte, wenn ihm jemand widersprach, hatte sich ohne Widerrede gefügt. Erich gab die Kommandos. Unter den Mädchen stimmte zuerst etwas nicht, so ein Tuscheln, aber Erich hatte da kurz abgeschnitten: Entweder — oder ihr schert euch nach Haus! Und zwar sofort! Da gab es kein Mucksen. Sie bleiben noch hier — — zu Fritz, die ersten Verbindungen werden aufgenommen nach rechts und links, oben auf

den Berg gingen welche, andere hinein in die Stadt, den Mädchen sollten noch besondere Aufgaben zufallen, Verpflegung, Listenführen, Licht besorgen — es ging in die Nacht. Bork wurde von Paul gefragt, ob er bei ihnen hier bliebe. Erich verstand, daß Bork in den Aktionsausschuß müsse. Bork nickte. Er hätte ihnen erzählen können, daß es zu einem heftigen Streit gekommen war. Bork hatte sich Thomas widersetzt und dieser ihn dafür verdächtigt, einen Feigling geschimpft, bezahlten Schönredner. Bork hatte geschwiegen, niemand hatte sich besonders für ihn eingesetzt, wenn sie auch zur Ruhe und Verständigung gemahnt hatten. Bork nickte jetzt, natürlich würde er hingehen, hier war seine Aufgabe erfüllt, hier und dort; es schien, für ihn war kein Platz mehr. Er ging langsam ins Haus. Lene rann ihm entgegen, stürzte an ihm vorbei, „wo sind sie, sind sie noch da?", glühend vor Eifer, irgendwo bisher zurückgehalten, ließ sich auch nicht bereden, wieder ins Haus zu kommen. Sie muß ja annehmen, ich komme gleich zurück, dachte Bork, nicht mal bitter, nur müde — — Thomas hatte ihn tief beleidigt, so getroffen, daß ein Mann erst Zeit braucht, sich davon zu erholen. Er ging wie im Traum. Generalstreik soll sein, Aufstand — beschlossen worden war, die Grubenbahn, die die Arbeiter von hier nach den benachbarten Schächten außerhalb fuhr, in die Luft zu sprengen, das heißt, die Weichen, und morgen den ganzen Betrieb lahm zu legen und mehr Menschen auf die Straße zu bringen; ein paar Gewehre waren verteilt worden, welche hatten ihre übergehängt, für andere war es so ungewohnt wie ein Stock, sie hatten nur immer die Beamten mit einem Spazierstock gehen sehen, in manchen Gegenden ist der Spazierstock ungewohnt.

In der Küche traf Bork auf die Mutter Thomas. Er hatte sie die ganze Zeit über im Hause nie anders als Mutter anreden hören, auch von den Draußenstehenden, der Name Mutter Thomas war ihm geläufig, er hätte keinen andern gewußt. „Thomas ist noch nicht gekommen", hatte ihm die Mutter Thomas entgegengerufen, „wir warten schon die längste Zeit, geht was vor?" Dabei war sie aufgestanden und ein wenig hin und her gegangen, noch zögernd und überlegend. Aber dieser Schritt war immer sicherer geworden. Bork konnte bestellen, daß voraussichtlich Thomas nicht nach Haus kommen würde. „Sie geben

keine Ruhe, immer haben sie was vor", kopfschüttelnd und vor sich hinbrummend ging die Frau weiter auf und ab. Bork mußte daran denken, er wußte es nicht, wen die Mutter Thomas damit gemeint hat, die ihrigen oder die Bürgerwehr — —. Dann aber sagte sie: „Es ist ja gar nicht nötig, daß immer gleich Fremde kommen, es hat sie niemand gerufen" — und Bork bezog das einen Augenblick sogar auf sich selbst. Ihm war so elend zu Mute, daß er sich auf die Ofenbank fallen ließ; ganz verzweifelt und wie vor den Kopf geschlagen stierte er vor sich hin. Aber dann ließ ihn die scharfe Stimme der Mutter Thomas auffahren aus seinen Gedanken: „Den Thomas hätten sie sollen nicht an die Spitze stellen, der Thomas hält nicht durch." Bork hätte unter keinem Zwang der Welt etwas darauf zu antworten gewußt. Es war ihm einfach unmöglich, die Zänkereien der letzten Tage auch noch in dieses Haus zu übertragen. Er merkte dabei ganz gut, daß die Frau ihn ausholen wollte, und auf einmal wurde es ihm klar, wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, diese Stimme, die er so scharf und schneidend gehört hatte, war nichts als Angst. Die Mutter Thomas hatte Angst und Sorge, er sah sie wieder ganz mütterlich, er fühlte sich hingezogen, den Kopf hätte er mögen in ihren Schoß legen und sich streicheln lassen. Die Mutter mochte ihm das angesehen haben, sie setzte sich neben ihm auf die Bank. „Sehn Sie", begann sie zu erzählen und tastete nach seiner Hand, „ich hab mich gefreut, daß Sie ins Haus gekommen sind. Es wird ihn aufrichten, hab ich mir gedacht. Die ganzen Jahre war ja der Thomas kein Mensch mehr. Ich hab schon gesehen, wie es ihn gequält hat. Er hat ja niemanden, mit dem er sich mal aussprechen kann, er schließt sich ja von allem ab, und ich kann Ihnen sagen, gern hat er Sie gehabt, vom ersten Augenblick an, ich kenne das — wir haben ja nur alle unser Kreuz, vielleicht haben Sie das nicht so recht bemerken können. Ich weiß ja, Sie können es ja nicht wissen, aber er ist ja kein schlechter Mensch, ich weiß das. Er meints nicht so, nach all dem Unglück, das er gehabt hat." Bork wand sich und wollte abwehren, wenigstens erklären, daß Thomas ihn, den Bork, nicht verstehe, seine Mission, er will ja nur Ratgeber sein, sogar Schüler, aber die Mutter hörte nicht hin. „Nein, sagen Sie das nicht. Das dürfen Sie nicht. Damals haben sie alle gesagt, Thomas hätte sie verraten, als er nicht aus der Bude raus ging, und ich weiß es besser,

er konnte einfach nicht, es lag anders, und das wurmt ihn noch heute, daß er es damals nicht erklären konnte; das vergißt er ihnen nicht. Es ist ja alles schon ruhiger geworden jetzt, aber die erste Zeit, er zwingt sie jetzt, ja aber — — er wird nicht durchhalten. Er hat nicht mehr den Glauben an sich, und was war er für ein forscher Mann — — es ist ein Unglück — —", sie war wieder aufgestanden, ging wieder hin und her. Bork erzählte, wie Thomas sich durchsetzt, jeden Widerspruch im Keim erstickt, hört sich erzählen von Leberecht und Werner, von Gustav und Carl und dem jungen Paul. Er erzählt achselzuckend, daß Thomas ihn selbst, wo er nur kann, zu treffen sucht, er nimmt es hin, Thomas hat kein Vertrauen zu ihm, was soll er tun — — und dann erzählt er, was alles beschlossen ist, getan ist, was zu befürchten ist, der geringe Zusammenhalt, die schwache Organisation, keine Grundlage, keine richtigen Verbindungen. Ihm scheint es, sie werden nur hervorgelockt, ein Anlaß soll gefunden werden — — da erschüttert die Druckwelle einer Explosion das Haus, der Herd mochte etwa tausend bis zweitausend Meter weit sein. Mutter Thomas bleibt stehen und lauscht, wie freudiges Erschrecken huscht es über ihr Gesicht, aber dann schlafft die Miene ein, wird grau: „Sie werden es nicht schaffen, er wird nicht durchhalten — —". Kopfschüttelnd. Bork ist lebendiger geworden, die Bedenken sind gleichsam mit diesem Ruck gefallen. „Jetzt haben sie gesprengt. Es gibt kein Zurück, wahrscheinlich die Bahnüberführung, ich dachte, zuerst wollten sie bloß die Weiche." „Na ja! —", ein tiefer Seufzer antwortete, eine unsäglich schwere Last hebt und senkt sich, möchte sie doch fallen.

V.

Thomas war doch noch zurückgekommen. Aber davon gleich nachher.

Die Explosion hatte die Jugend in der Kiesgrube in Unruhe versetzt, ein bißchen schon Panik, allerdings wenn man nicht weiß, was los ist — — keiner wußte. Lene war ins Haus gelaufen, um Bork zu fragen, zum Teil aus eignen Stücken, zum Teil im Auftrag. Sie war auf Bork zugestürzt, ganz ohne Schrecken ein zitternder Mensch, vertrauensvoll, daß Bork ihre Hand

nehmen mußte und tätscheln, ein Kind und Kinder alle zusammen unter Kindern, Bork kam wieder zu Bewußtsein, daß ihm auch die volle Entschlußkraft zurückkehrte. Er wurde ordentlich wieder froh und konnte lachen, lachen mit Lene zusammen, die es erst gar nicht dazu kommen ließ, sich ihrer Aufregung zu schämen. Auch die Mutter Thomas hatte an den beiden ihre Freude. „Früher", begann sie zu erzählen, „haben wir uns auch keine großen Gedanken gemacht. Da war einer, der wäre hingegangen und hätte das Garnlager angezündet, wenn ihm nicht andere in den Arm gefallen wären, so ein forscher Kerl war das, einmal muß es doch werden, wer weiß, wenn sie damals die Bude hätten in die Luft gehen lassen" — — dann hatte es ihr die Sprache weiter verschlagen, Thomas war vom Flur hereingetreten und hatte nach etwas gefragt, vorher war er schon im Oberstock hin- und hergelaufen, er suchte etwas — — jetzt wollte er aber die Mutter sprechen. Anscheinend war er auch mit den Kindern nicht gerade freundlich umgegangen, die kleine Liesbeth oben hatte angefangen zu greinen. Lene mußte hinaufrufen: Sei still.

Dann aber hatte Bork es nicht über sich bringen können und mußte den Arm des Mädchens fest drücken, und es war so eine beschwingte Stimmung über ihn gekommen, und er zog den Arm näher an sich und das Mädchen mit, bis beinahe die Köpfe zusammenstießen und dann küßte er das Mädchen, erst auf die Wange, wie es gerade kam, und dann rutschte er weiter bis zum Mund, Lene hielt ganz still; sie war warm und freudig, wenn man ein Gefühl so ausdrücken darf, das man selbst anfaßt, und es mußte ihr wohl gefallen. Beide waren sicher mit sich sehr zufrieden — — wenn bloß das Poltern nicht gewesen wäre. Die Mutter hatte mit Thomas sich wieder in den Haaren, sie sprachen oben nicht gerade sehr laut, aber so bestimmt, jeder so fordernd, daß die beiden zwangsweise darauf hören mußten. Dann aber wurde es wieder still und dann küßten sie sich wieder, und einer von den beiden flüsterte irgendein Kosewort.

Von oben kamen Tritte die Stiege herab. Thomas hatte sich eine Joppe umgezogen, einen Gürtel umgeschnallt, in der Hand trug er ein kleines verschnürtes Paket — — sah aus, als wollte er auf Reisen gehn. Die Mutter folgte auf dem Fuße. Sie nickte Bork zu, der beiseite getreten war und jetzt etwas verlegen

herumstand: „Ich habe es ihm schon gesagt, daß ich dir alles erzählt hab; es hilft doch nichts und ist doch besser so." Thomas verzog keine Miene. Er fuhr da noch im Werkzeugkasten mit der Hand nach irgendetwas suchend herum und steckte dann auch noch etwas ein. Keiner hätte sagen können, haßt dieser Mann jetzt, ist er weich, und nimmt er Abschied, klagt er an, beschwert er sich, jammert — — keine Miene, steif und stumm. Beinahe neugierig schaute er auf Lene und den Mann daneben, Lene konnte nicht verbergen, daß sie zu diesem Mann hielt. Thomas schaute interessiert, wenn auch schließlich wieder gleichgültig darüberhin. Der Mutter fiel es schon schwerer, die Tränen stiegen auf, sie mußte die Zähne fest zusammenbeißen. „Ist schon gut so, das wird vielleicht alles — —" Thomas nickte, im Hinausgehen. Dann blieb er plötzlich wie erstaunt vor Bork stehen, sah ihn von oben bis unten an, aufflackernd geradezu in einer Leidenschaft, vielleicht Wut, und brummte: Mitkommen, mitkommen — so zwischen den Zähnen, drängend und wie ein Vorwurf. Bork stieß hervor: Selbstverständlich — — ordentlich erbittert, streitsüchtig, aber er sackte schnell wieder ein. Dachte der, er wollte sich drücken — — das war doch selbstverständlich, er findet auch alleine seinen Weg, hätte auch alleine den Weg gefunden; es zog ihn trotzdem etwas mit, eine neue tiefe Kameradschaft. Er war auf einmal gar nicht mehr soviel jünger. Mochte Thomas poltern, ihm Unrecht tun, er hatte sich ja nichts vorzuwerfen und — — Thomas ist stärker. Wieder stieg, wie schon in der ersten Minute ihres Zusammentreffens, so etwas wie Hochachtung vor diesem Mann in ihm auf. Er fühlte noch gut, es hätte auch Liebe werden können. Das Mädchen verhielt sich ganz still. Die beiden Männer gingen hinaus, legten ganz leise die Tür an, gingen Schritt für Schritt draußen, behutsam — — drinnen erstarb ihnen das Wort auf den Lippen. Die Mutter wischte den Handrücken über beide Augen. Eine bedrückende Dunkelheit draußen.

Wenn es bisher nicht erwähnt worden sein sollte, muß es jetzt nachgeholt werden; das Städtchen lag in einer ziemlich lang gestreckten Bodensenke, die nach beiden Seiten hin ziemlich von den unmittelbar aufsteigenden Plateau-Höhen umschlossen und

wie umspült war. Das Land auf den Höhen war eben und gleichmäßig kahl, so weit das Auge reichte. Rübenland, kein Baum, kein Strauch, schmale Landwege, und aus der Senke führte in ihrer Längsrichtung die Kreischaussee, ab und zu aber mit größeren Unterbrechungen von alten schon krummgebogenen und vielfach gespaltenen Weidenbäumen umfaßt. Wenn diese Chaussee, neben der parallel noch eine Zeitlang der Eisenbahnstrang läuft, die Höhe erreicht, sieht man zu beiden Seiten und in immer größer werdenden Abständen, sofern man den Weg voran geht, die Fabrikwürfel der Spinnereien, das unregelmäßig verworfene Massiv der Eisenhütte mit einer Reihe von Schloten überkrönt, weiter ab taucht eine Ziegelei auf, ein Sammelplatz von Landwirtschaftsgebäuden, dahinter zu beiden Seiten wieder Werkhallen, Schachteingang rechter und linker Hand, Ventilatoren — — ein endloser Weg.

Dort, wo die Straße eintritt in das Plateau, war ein altes Gasthaus mit Ausspannung und großem Garten. Seit die Bauern aus der Gegend verschwunden waren, hatte auch der Verkehr von Dorf zu Dorf, der eine Ausspannung benötigt, aufgehört. Das Gasthaus war kaum mehr besucht, es verfiel allmählich. Der Wirt hatte sich ein paar Stammkunden gezogen, die aus dem einen oder anderen Grunde die Gastwirtschaften unten in der Stadt mieden. Er selbst betrieb noch recht und schlecht ein wenig Landwirtschaft. Diesen Platz hatte der Aktionsausschuß sich als Basis ausgesucht.

Man konnte von oben geradezu in den Markt hineinsehen. Der Zugang zu den Fabriken und in die Schächte war gesperrt; jeder, der dahin aus der Stadt hätte rein- oder rausgehen wollen, mußte daran vorbei. Im Garten war eine Kegelbahn. Dort wurden die Arbeiter und die jungen Burschen, die eine Waffe in die Hand nehmen wollten, eingeschrieben. Den ganzen Tag über war dort großer Betrieb. Es war zugegangen wie in einem Ameisenhaufen. Radfahrer waren aus den benachbarten Gruben erschienen und mit Berichten und Informationen wieder weggefahren. Generalstreik. Sie sollten nur kommen, da unten — — hieß es, dann werden sie schon empfangen. Vorläufig war noch alles unten am Markt still geblieben. Die Kleinbahn war wie zum Hohn mit dem Abendzug fahrplanmäßig erschienen, aber die Grubenbahn fuhr nicht mehr. Wachen waren eingeteilt, Gewehre geschultert.

In der Gaststube standen sie Kopf an Kopf, als Thomas mit Bork erschien. In einem hinteren Zimmer wurde für den Ausschuß Platz gemacht. Fragen hin, Fragen her, die Spannung war schon ins Unerträgliche gestiegen. Aus Halle wollte jemand einen Bericht gehört haben, aus Braunschweig, Hannover und Magdeburg, ja sogar aus Berlin, aber keiner hätte etwas Bestimmtes zu sagen vermocht. Fest stand nur, daß das Militär, das in den letzten Tagen in der Stadt erschienen war, vertrieben werden mußte, und zwar mit Waffengewalt, alle sprachen gleichzeitig darüber, daß ein entsprechendes Ultimatum abgesandt werden müsse, eine Deputation muß nach unten, die Fühlung aufnehmen, die strategischen Punkte um die Stadt herum, oben auf den Höhen, sind zu besetzen, eine Deputation wird auch wirklich mit einem Schreiben zum Bürgermeister herunter abgeschickt, Bork hat sich freiwillig gemeldet. Alle waren froh, daß Bork sich freiwillig gemeldet hatte, er war der geeignete Mann, alle haben einmütig schon vorher daran gedacht, ihn zu beauftragen. Werners Freund war mitgegangen und ein Fremder. Sie hatten alle den Auftrag, nach dem Bürgermeister wenn möglich auch den Hauptmann noch zu stellen, selbst ihm die Forderung vorzutragen; sie hatten laufend Bericht zu geben, Kuriere sollten in einem gewissen Abstand folgen. Am nächsten Tage wird man mit den Verbänden verhandeln, die Fabrikanten unter Druck setzen. Protokolle, Listen wurden geschrieben, die Verpflegung mußte beraten werden, Lohnempfang, und dabei tausend Fragen und Antworten, alle Augenblicke hatten die draußen beim Ausschuß drinnen etwas zu bestellen und klug zu reden. Die Stunden vergingen so. Die Abordnung war schon lange unterwegs. Endlich waren auch die Gruppen, die Patrouillen, die Mannschaften unterwegs, die Wirtschaft ist allmählich leer geworden, der morgige Tag ist eingeteilt, nur Berichte kommen noch, Radfahrer, die wieder in den Abend hineinfahren. Der Aktionsausschuß und noch so zehn andere vielleicht sind anwesend und beraten noch einmal flüsternd die Lage. Es ist ihnen allen ganz sonderbar zu Mute.

Von draußen kam jemand gelaufen, hinten im Lande steigen Leuchtraketen hoch. Einer wollte genau gesehen haben, wie von unten von einer bestimmten Stelle her Signale gewechselt werden — — dann waren sie alle wie gebannt an die Fenster gestürzt, tatsächlich — — eine Leuchtkugel stieg aus der eng-

sten Umgebung des Marktes hoch, die Kaserne — dachten alle sofort. Die Gespräche wurden noch leiser. Dann hatten sich Gustav und Thomas über irgend eine Ansicht in den Haaren. Thomas, fühlte man, konnte sich nur mühsam beherrschen, um nicht laut loszuschimpfen, sicherlich quälte ihn die Untätigkeit und das Warten. Gustav aber sprach so leicht darüber hin, so von der Seite, und auf einmal war so eine merkwürdige Stimmung da, ein direkter Umschwung — — es war ganz deutlich, Gustav war schon ein wenig betrunken. Man muß das verstehen, den ganzen Tag nur sitzen und reden und beraten und nichts Ordentliches zu essen, Gustav hatte inzwischen sich Stimmung angetrunken. Es war, als hätte er sie damit rausgelockt — — er konnte nämlich Thomas keine klare Antwort mehr geben — — auch Carl hatte schon einen sitzen. Er kam jetzt mit seinen Späßen raus, und die Mehrzahl ging von vornherein auf eigne Kosten, die Frau wird ihn schon zu Hause erwarten, und er wird ihr sagen, er hat jetzt guten Verdienst, der Ausschuß führt Tagegelder ein, zwanzig Mark Spesen den Tag und freies Essen — — ein schallendes Gelächter belohnte den Spaßmacher. Nur Leberecht brachte es fertig, laut durch das ganze Lokal hindurch seine Lage Kognak zu bestellen, bezahlen wird sie der Hauptmann unten — — dem Wirt war das nicht so ganz sicher, aber er fühlte sich wenigstens verpflichtet, den Spaß mit guter Miene mitzuhalten. (Später war der Wirt der erste, der umfiel.)

Dann fiel irgendwo ein Schuß. Unerträgliche Spannung. Lange Zeit darauf blieb es wieder still.

Leberecht saß breit auf seiner Bank zurückgelehnt und griente vor sich hin, das Urbild eines harmlosen Gemütsmenschen. Jetzt hielt er seine Zeit für gekommen, die ganzen Tage hatte er sich vor Thomas ducken müssen. „Sag mal", redete er ihn an, „machst du immer noch die Bolzen?" „Was für Bolzen?!" „Na tu doch nicht so" — — die andern waren inzwischen ganz Ohr, das war etwas, was sie endlich alle anging. „Mensch, Thomas, stell dich doch nicht dumm. Du weißt doch, die Bolzen, wo du darauf eingearbeitet warst. Mensch haben wir gelacht, du warst doch ganz verrückt auf deinen Akkord" — Thomas schluckte und schwieg. Werner nahm den Faden mit besonderem Vergnügen auf. „Ja das war einmal, das hat böses Blut genug gegeben, jeder hat halt mal seine Zeit, wo er —" „Halt dochs Maul",

Thomas konnte es sich nicht verkneifen, wenigstens Bescheid zu geben. „Na hör mal", begehrte aber Werner sogleich auf, „das sind doch keine Lügen, die reine Wahrheit." „Nu laßt doch Kinder", mischt sich Carl dazwischen, Werner aber blieb eigensinnig „nein Carl, das ist ja vorbei, aber was war — — war, das stimmt doch." „Ach, wenn wir alle wollten darauf gehen –" auch Gustav hatte jetzt Anschluß gefunden. Und Leberecht konnte jetzt fortfahren: „Verdient wird er ja genug haben, na wenn schon —" diesmal fingen die andern an zu lachen. Thomas wurde aufgezogen, vielleicht war es der Spaß, der die Kameradschaft bringen sollte. Es rächt sich doch — — hatte am Tisch schon ein Unbeteiligter gerufen. Thomas verstand es nicht, darauf einzugehen, er fühlte sich verraten und verkauft, die Wände wurden zu eng; er konnte nur mit den Achseln zucken. Carl rettete ihn noch einmal, indem er eine Geschichte anfing von dem ältesten Jungen des Werner, er hätte ihn vorher gesehen, was hatte der bloß zu bestellen — — Werner mußte darauf lang und breit Antwort geben, und daß der Junge am liebsten Lehrer werden möchte. Das konnte der dicke Gustav auch bestätigen, heute wollen die Kinder aus den alten Arbeiterfamilien alle Lehrer werden, dagegen die Kinder der Zugezogenen gehen ins Kontor. Ja, die werden alle Kaufleute, das glaubten auch manche andere. Diesmal verstanden sich bloß der junge Fiedler Paul und Thomas. Sie warfen sich zwischendurch Blicke des Einverständnis zu, wütende und bezeichnende — — mit was für Idioten man hier am Tisch sitzen muß, unerhört. Dem Paul kribbelte es in den Beinen, etwas zu tun. Was wollten diese Kaffern verstehen von einem Kampf — — aber Paul war nicht im Felde gewesen, er war der einzige unter ihnen, der den Krieg nicht gesehen hatte. Aber auch die andern schwiegen darüber. Paul, der sie deswegen anzapfen wollte, erfuhr eine schweigende Ablehnung; sie waren überhaupt nicht darauf eingegangen und mochten ihre guten Gründe gehabt haben. Paul hatte es sich anders vorgestellt.

Dann waren von unten her in immer kürzeren Abständen Schüsse gefallen. Es wurde allenthalben unruhig. Man hörte nichts Näheres, man sah nichts, keine Berichte, wieder stiegen Leuchtkugeln auf. Völlig außer Atem kam Bork ins Zimmer gestürzt. „Aufgeben die Stellung hier", schrie er, „die unten haben soeben den Bahnhof besetzt, ein paar hundert Mann,

werden nach hier vorstoßen — —“ Bork kam nicht weiter, kam gar nicht dazu zu berichten, was der Bürgermeister und wer sonst noch gesagt haben mochte, und wo die beiden andern geblieben waren. Thomas unterbrach ihn mit einer höhnischen Lache: „Das hab ich mir gedacht, und so etwas ähnliches — —“ murmelte er dazwischen. Die andern waren nicht einen Augenblick im Zweifel, daß der Stab über Bork gebrochen war, daß es sich gegen Bork richtete. Thomas hatte eine Lösung von dieser quälenden Unruhe und Bedrückung gefunden. Er schob Bork einfach vor sich her und zur Tür hinaus, die andern drängten nach. Thomas hatte mit einem Schlage seine Leute wieder hinter sich, die Leute fest in der Hand. Draußen hielt er sie mit neuen Befehlen zusammen. Ein Berg Gartenstühle wurde rangeschleppt, beim Wirt sollten sie nach Matratzen fragen, Matratzen einfach beschlagnahmen, ein Laternenpfahl wurde umgelegt, weiter unten nach der Stadt zu die Lichter ausgedreht, fieberhaft wurde an der Barrikade gearbeitet. Bork hatte von irgendeinem einen Fußtritt erhalten, als er im Wege stand, vielleicht auch aus besonderem Grunde — — er hatte sich aufgemacht, die Nachricht weiter zu tragen, er kannte ja einige Posten — — er ist verschwunden, hieß es dann, als nach ihm gefragt wurde; denn inzwischen war es einigen eingefallen, Bork nach dem Ergebnis seiner Mission zu fragen.

Irgendwo in der Stadt, der Schußrichtung nach am Bahnhof, war schon ein regelmäßiger Feuerwechsel entstanden. Ein paar Jungens kamen gelaufen, die Soldaten schwärmten in Schützenkette durch die Stadt. Es hieß sich entscheiden. Thomas setzte es durch, Thomas bestimmte allein — — sie blieben. Sie erhielten jetzt Zuzug von allen Seiten, die Botengänger kamen zurück, die Kundschafter, sie wurden zu einer Gruppe an die vierzig fünfzig Mann stark. Dann erhielten sie von der Straße her das erste Feuer. Wer ein Gewehr hatte, schoß zurück. Sie verrieten sich so als Zentrum des Widerstandes. Sie wurden unter Feuer genommen, aber nur vereinzelt. Es wurde nur geschossen, wenn eine größere Bewegung zu erkennen war. Die Angreifer verfolgten den Plan, die da oben festzuhalten. Thomas schoß mit seinen Leuten, aber wild darauf los. Sie schossen mit Mut und Ausdauer.

Es waren noch eine ganze Reihe von Stunden, bis man in der Dämmerung dann schon etwas sehen konnte. Sie konnten um-

gangen werden. Zeitweilig wurde doch rings um die Stadt von allen Seiten geschossen. Einige kamen schon jetzt mit dem Vorschlag heraus, sich in loser Kette rings auf den Höhen zu verteilen. Es war gegen solchen Vorschlag eigentlich nichts einzuwenden. Während einer längeren Feuerpause waren so einige der Besatzung abgezogen, es waren später auch noch andere gefolgt. Thomas setzte alle Hoffnungen auf den Morgen. Er hatte zu dem Abzug geschwiegen, er hätte sie doch nicht halten können, er konnte es auch nicht darauf ankommen lassen, einen Streit heraufzubeschwören. Wer bleibt — hatte er herumfragen lassen; es waren immer noch eine große Anzahl. Werner hatte ihm auf einmal die Hand gegeben, hatte seine fest gedrückt; das war schon immerhin etwas, eine Anerkennung. Auch die andern werden ihm schon noch kommen. Leberecht fluchte zwar vor sich hin, aber er blieb auf dem Posten. Er gab nur eine Menge Ratschläge, auf die Thomas antworten mußte. Carl Leberecht war im Kriege Feldwebel gewesen, etatsmäßiger. Thomas hatte es nur zum Unteroffizier gebracht in der kurzen Zeit, die er im Felde war. Aber schließlich verträgt man sich, wenn man muß. Gustav sah verbissen drein und gab keinen Mucks von sich. Carl hattte auch die Sprache verlernt. Thomas hätte es gern gesehen, wenn Carl jetzt das Maul aufgemacht hätte. Es wäre ganz gut gewesen, die Stimmung mit ein paar Witzen zuversichtlicher zu machen. Aber Carl sah alles andere als dazu aufgelegt aus, eher direkt melancholisch und zum Gotterbarmen. Fiedler Paul war die Straße hinuntergeschlichen auf Erkundigung. Thomas hatte ihn nicht mehr wiedergesehen. Er wurde mit der Waffe in der Hand abgefangen; der Zugführer, in dem Bestreben, seinen Leuten ein besonders schneidiges Beispiel zu geben, ließ ihn sogleich in den nächtlichen Hof führen, in dem er einen behelfsmäßigen Stand eingerichtet hatte, und kurzerhand niederschießen.

In den ersten Morgenstunden wurde das Grundstück des Bäckermeisters Hanke, das dem Thomas zur Miete überlassen war, von Gendarmen umstellt. Ohne weitere Ankündigung waren ein paar Beamte ins Innere gedrungen. Sie hatten die beiden Frauen noch oder schon wach gefunden, fertig zum Ausgehen; Thomas war nicht nach Hause gekommen. Eine gründliche

Durchsuchung des Hauses und der anliegenden Stallungen verlief ergebnislos. Es wurde dabei kaum Lärm gemacht, die Suche ging schweigend vor sich, aber wirklich gründlich, auch die Mutter Thomas und Tochter, die sich nach unten begeben hatten, verhielten sich still. Nachdem man das obere Zimmer, in dem die beiden anderen Kinder noch fest schliefen, in Augenschein genommen hatte, darin war bei der äußerst bescheidenen Möblierung nichts zu verbergen, sollten sie ruhig schlafen — — Aber Thomas wurde nicht gefunden, und auch der andere nicht, von dem die Nachricht ging, daß er der Leiter der ganzen Bewegung sei und bei Thomas Unterschlupf gefunden habe. Nachdem die Beamten das Haus bereits verlassen hatten, kam einer der Führer nochmals zurück. Er bedeutete der Frau, daß er sie gern allein gesprochen hätte, aber die Mutter Thomas gab zur Antwort, daß die Tochter ruhig zuhören könne, wenn noch etwas zu fragen sei. Dabei war ihr der Mann erst jetzt aufgefallen als einer, den sie beide gut kannten und mit dem sie schon oft gesprochen hatten, wie es sich so gerade traf. Es war der Kassenvorsteher der städtischen Sparkasse, ein Mann, der sich nach allen Richtungen hin gut einzuführen verstanden hatte und Vertrauen genoß. Er war auch der Vorsitzende der Lese-Vereinigung, der Thomas bei der Gründung seinerseits beigetreten war, und organisierte Vorträge, er beriet den Hotelwirt, der mehrmals im Jahr künstlerische und kulturpolitische Vorträge veranstalten ließ, sogar Theatergesellschaften waren dort schon aufgetreten. Thomas hatte immer großes Interesse dafür gehabt. Dieser Mann steckte also jetzt in einer Bürgerwehr-Uniform und suchte nach Thomas — — er wollte das beruhigend sogleich aufklären. „Das hat gar nichts auf sich, Frau Thomas. Wir hätten ihm gar nichts getan, schade — —“ Und dann beugte er sich zu ihr runter und sprach sie ganz vertraulich an, „wir sollten ihn nämlich bloß festmachen. Er hat da oben große Fürsprecher. Es geschieht ihm nichts, bloß damit Ruhe ist. Das regelt sich nämlich dann schon. Wissen Sie, wenn Sie ihn noch treffen, vielleicht benachrichtigen lassen können, er soll gleich aufs Rathaus kommen, oder direkt hinkommen zu Dr. Schmitten, er kennt ihn sicher schon noch — — Schmitten schickt uns, bloß damit nichts passiert, hat hier jetzt die große Nummer, verstehen Sie, also nichts für ungut — — offiziell darf ich ja gar nichts sagen, die

andern sollen auch nichts merken, aber Sie verstehn schon, sich sogleich melden lassen, direkt hinführen, nicht?" und mit einem Kopfnicken verschwand er dann. Er war beunruhigt, daß die Frau so gar keine Miene machte, ihm zu antworten. Wie ein Stein war die kleine Frau und starrte geradeaus, vielleicht, daß sie sich vor der Tochter genierte, sie hätte sie wegschicken sollen, unangenehm, so einen Auftrag vor mehreren auszurichten. Frau Thomas kannte diesen Vorsteher sehr gut, er war immer recht freundlich auch zu ihr gewesen. Als sie die Tür ins Schloß fallen hörte, stieß sie die Tochter an, die mit verkniffenem Gesicht dabei gestanden hatte. „Hast du den gehört? Er meints ganz gut. Aber er ist ein Schwein — — wo Thomas bloß stecken mag?" Lene gab tonlos und andern Gedanken nachhängend zur Antwort: „Es wäre schon ganz gut, dem Vater dies mitzuteilen. Mit Bork würden sie ja anders verfahren." Die Mutter seufzte tief auf und schickte sich an, wieder mal nach oben zu gehen, als leise ans Fenster geklopft wurde. Lene ging nachsehen und wurde ganz aufgeregt. Tuscheln; dann wurde, vorsichtig jedes Geräusch vermeidend, Bork ins Haus gelassen, die Tür hinter ihm zugeschlossen.

Bork war sehr niedergeschlagen, sah aber sonst wie ein Mensch aus, der sich nach schweren Kämpfen zu einem Entschluß durchgerungen hat; er hatte keine Furcht mehr. Das sagte er sogleich den Frauen, die ihn bestürmten, nach der Erzählung von der Haussuchung sich zu verbergen, am besten noch sogleich zu fliehen versuchen. Lene betonte dabei: „Auf dich wird das Schwerste fallen, und es dankt dir doch niemand." Das wollte zwar die Mutter nicht wahrhaben. Lächelnd, wenn man den weichen entspannten Ausdruck im Gesicht so nennen darf, hörte Bork diesem Meinungsaustausch zu. „Das muß ich schon zu Ende durchmachen." Er erzählte von Thomas und der Barrikade, er glaubte, daß in den ersten Morgenstunden jeder Widerstand gebrochen sein würde, es sei ja auch zwecklos bei dieser Übermacht; überhaupt könne man das kaum mehr verstehen, wie das alles so gekommen sei, so eine Art eigensinniger Wahnsinn — —. Die Mutter war auch seiner Meinung, daß die Bewegung künstlich geschürt und zu einem besonderen Zweck hervorgerufen worden sei. Lene sagte zwar nichts, aber sie war sichtlich anderer Meinung, sie kämpfte auch mit einem Entschluß. Sie erzählte, wie ihre Jugendgruppe bei den ersten

Schüssen auseinandergelaufen sei. Der Schmiede-Paul hätte den Fritz erschießen wollen, wenn die andern sich nicht plötzlich einmütig dagegen gewehrt hätten. Bei dem sich daraus entspinnenden Streit, zuerst waren sie ja auch alle gegen Fritz gewesen, wären sie denn auch auseinandergelaufen. Im übrigen hat Fritz, wie vorauszusehen, eine klägliche Rolle gespielt: erst hat er solidarisch sich gegeben, hat sie retten wollen und weiß Gott was alles, und nachher hat er gebettelt und gewinselt, als sie ihm an den Kragen wollten. Lene glaubt, daß er auf dem Wege nach Hause irgendwie festgenommen worden ist, er hatte sich das Bein verstaucht und konnte nicht mehr so gut laufen. Lene ist ordentlich in Eifer gekommen, wie sie das alles erzählt. Aber dann hat sie sich zu dem Entschluß durchgerungen. Sie nimmt Bork am Arm und fleht ihn an zu fliehen, sie kommen sicher noch aus der Stadt raus. Er soll sie mitnehmen, sie wird ihn führen; sie hat Verwandte ein paar Kilometer von hier, einen Bruder der Mutter, wo sie schon öfter auf Ferien war, der Onkel kann sie gut leiden, der Onkel wird sie beide gut aufnehmen, wenigstens für ein paar Tage sind sie völlig sicher. Es ist so eine Art Vorwerk, außerdem lesen sie dort keine Zeitungen, sie hören nichts und wissen von nichts, und ehe der Onkel wirklich, vielleicht im Gasthaus, etwas erfährt, können sie schon längst wieder fortsein. — „Bruno", drückt sich Lene an ihn, „hör doch auf mich, hier ist doch nichts zu tun. Du kannst sicher sein, sie bringen dich alleine raus. Wollen wir doch gleich losgehen — —" Die Mutter hat zu diesem Eifer die ganze Zeit geschwiegen, hat aufmerksam und forschend Bork angesehen, der bisher keine Miene verzogen hat. Bork ist müde geworden und hat sich gesetzt, ab und zu hat er nur mit dem Kopf geschüttelt. Es sind schon die ersten Schatten der Dämmerung am Fenster. Die Mutter steht, als lausche sie angestrengt heraus, Geräusche werden kommen, etwas wird dieser quälenden Stille weichen müssen — — voll Vertrauen schaut sie auf den jungen Mann, der wie innerlich jetzt vor ihr auf der Ofenbank sitzt. Lene hat sich abgewandt, ganz gekrampft, wütend in der Ohnmacht, den andern zu bestimmen.

Und mit einem male ist wie von einer übermächtigen Flutwelle jeder Widerstand fortgespült, die ganze Grundlage des Menschen ist erschüttert, Erinnerungen tauchen auf, blitzschnell, kaum im Bewußtsein, nur als Erschütterung und Zusammen-

bruch, das Leben in dieser süßen lebendigen Ruhe in der Mutter Schoß — — Bork muß mit beiden Fäusten den Kopf festhalten und fängt bitterlich an zu weinen. Dieses Weinen reißt auch den Oberkörper mit, der ganze Mensch zuckt und weint und möchte sich auflösen und nichts deutet auf eine Beruhigung, keine Entspannung, kein freundliches Aufatmen, ein wenig noch verschämt. Lene ist noch einen Schritt zurückgewichen, sie kann das Gewaltsame dieses Zusammenbruches nicht verstehen, später erinnert sie sich, daß sie nichts anderes als nur erstaunt gewesen ist — — Mutter Thomas aber streichelt den Mann über den Scheitel, sie will ihn aufsehen lassen, behutsam die Fäuste unter dem Kopf wegziehen und ihn dann aufrichten, sie spricht einige beruhigende Worte, Silben mehr, keiner würde sich mehr eines bestimmten Sinnes dieser Worte erinnern können, Laute nur, gleichförmige, schmeichelnde, wohltuende — und doch irgendwie fremd. Die Mutter bleibt so abwesend, sie muß nach draußen hören, und vor ihr der fremde Sohn, dem die Zeit und alle Welt weh tut — — sie kann ihn zwar trösten, aber sie kann ihm nicht helfen, sie kann ihn nicht ganz an ihr Herz betten, sie ist so voller Sorge, und sie fühlt sich selbst so verzweifelt, so bitter, so zerstört und kahl. Bork hat sich schon etwas gefunden, er zuckt wie entschuldigend die Schultern. „Das wird schon alles wieder werden", sagt die Mutter noch.

Da zerreißt eine Explosion die Stille. Kracht durch die Dämmerung. Mit Donnergepolter der Verzweiflung. Die Luft hat aufgeschrien, der erste Rauch über den Dächern. Sicherlich hat die Erde sich aufgetan, alles Blut geht zum Herzen und ballt sich dort. Die Frau muß sich nach dem Herd tasten und dort stützen. Sind noch Menschen da, sie sind im Nebel, wird sie nicht mehr sehen, alles verschwindet ringsum — — dann fühlt sie, daß Sekunden verstreichen, und nichts rührt sich. Dann gewöhnt sich erst wieder das Ohr. Ein Rieseln bleibt noch, letztes Splittern, Knacken, dann erst trifft das Ohr auch menschlicher Laut. Rufe, ein scharfes Kommando, schneidende Stimme, Brüllen — — dann fallen ein paar Schüsse. Wie eine Erlösung aus entsetzlicher Spannung. Es wird heftig geschossen. Der Tag erscheint — — beinahe hell. Man hört Leute laufen, Fenster knallen zu, Türen, Kommandos, Befehl: stehen bleiben, halt! Jetzt ist es wirklich Tag geworden. Noch immer

wird vereinzelt geschossen. Bork ist aufgesprungen, taumelnd, und stottert: „Das war ein Minenwerfer. Sie haben die Barrikade umgelegt." Aber es war nur dieser eine Schuß. Das Gewehrfeuer schlief wieder ein. Tritte kamen, ein geschlossener Trupp, Gleichschritt — — gingen vorüber. Ein Stimmengewirr, etwas weiter entfernt, stieg an und erstickte, wie ein Aufbäumen unter einer mächtigen Last. Sonst kein Laut mehr, kein Schrei. Vereinzelte Tritte, anschwellend und im Vorübergehen, näher und entfernter, vergleitend bis zu dem Punkt, der still wird — — wie ein alles verschlingender Abgrund.

VI.

Den Vormittag über fuhren die Lastwagen nach der nächsten größeren Stadt. Der Major hatte ein Abkommen getroffen mit der dortigen Polizeibehörde, die alle Gefangenen zunächst übernehmen und vorläufig verhören sollte. Der Major hatte diese Maßnahmen für sicherer gehalten.
Ein Polizeibüro ist ziemlich in der ganzen Welt überall gleich. Aus dem kaufmännischen Bereich ist das große Empfangszimmer entnommen, das den Konferenz- und Expeditionsraum zugleich darstellt, mit der Galerie-Absperrung quer durch das Zimmer und dem breiten Verhandlungstisch dahinter. In dem so abgesperrten Raum sitzen an verschiedenen Tischen die Beamten, zum Teil verschieden gestreut, einige sitzen sich gegenüber, andere drehen dem Fremden, der da eintritt, geradezu den Rücken. Manchmal steht einer auf, wenn an ihm anscheinend die Reihe ist, um nach dem Anliegen des Eintretenden sich zu erkundigen. Die andern achten darauf, davon keine Notiz zu nehmen, sie unterhalten sich ungestört weiter, oft vom Krieg, noch öfter vom letzten Bierabend und selten genug von einem Vorgang im täglichen Amtsverkehr, zu dem die Akten gerade fehlen. In den anschließenden Räumen spielt sich dann mehr der interne Geschäftsverkehr ab, zur Rechten beispielsweise das Zimmer des Kriminalbeamten, der Kleiderschrank mit den verschiedenen Büroüberröcken und Uniformteilen, die Pritsche für den Nachtwachenden, eine Ecke für Unterhaltungen und peinliche Verhöre, wahrscheinlich mit Ausgang nach dem Korridor, zum Austreten und in diesem Fall in die Haft-

zelle — — zur Linken etwa das Kabinett des Vorstehers, meist ein nervöser und dafür gewichtiger Herr, mit einem Sekretär im Zimmer; merkwürdig, dieser sieht meist gutmütig und melancholisch aus, so bildet den Menschen der Beruf.
In dem großen Abwicklungszimmer sieht der eine Beamte genau wie der andere aus, man unterscheidet sie erst, wenn man sehr genau auf Einzelheiten achtgibt oder wenn einer zu sprechen beginnt. Die Sonne warf Kreise und langgezogene Rechtecke über den Raum, und es war sehr still. Die einzelnen Herren hatten zu schreiben aufgehört, und sie waren auch nicht daran interessiert sich gegenseitig zu stören, denn vom Nebenraum kam die heftig erregte Stimme des Polizeichefs, der einen jungen Mann, der vor einiger Zeit gesondert eingeliefert worden war, in der Arbeit hatte. Der Chef hatte eine besondere Art, seine Leute klein zu kriegen, und die Herren im Vorzimmer waren sichtlich darauf bedacht, sich davon nichts entgehen zu lassen. Es tut so wohl, in der ruhigen Geborgenheit einer allgemeinen Ordnung zu sitzen, wenn ein anderer im Gefühl einer qualvollen Unruhe, mit der er aufgefallen ist, schwitzt.
„Sie sind wohl verrückt?!" hörte man nebenan den Chef schnauzen, „erzählen Sie mir nicht solchen Quatsch! Also wirds bald?!"
Der so Angeredete schien indessen noch nicht erschüttert. Man hörte ihn in einem Tonfall, als wenn er vor seinem Vater stände, beteuern: „Ich kann es aber beschwören. Ich weiß es wirklich nicht." „Dir Junge werde ich schon nachhelfen" brüllte der andere. Er mußte irgendeine Geste gemacht haben, auf die das Opfer sich erschreckt hatte, denn es folgte die untergründige dunkle Frage: „Oder?" „Lassen Sie mich doch" flehte jetzt der Eingeschüchterte, „es ist ja nur ein unglücklicher Zufall, ich wollte nur — —" „Na also, was wollten Sie?" unterbrach der Chef. Stotternd sagte der jetzt: „In dem Hausflur, sehen Sie, wo man mich festgenommen hat, ganz zufällig war ich dort, ich bin ja jeden Tag — —" Jetzt verlor der Chef wieder die Geduld, brüllend, daß ordentlich die Nebenwände zitterten: „Was wollten sie?!" „Ich wollte meine Braut besuchen." „Ihre Braut — —" der Hohn zerfloß wie Schmalz auf der Zunge. Die Zuhörer sahen sich bedeutsam an, ein Lächeln in Erwartung, es wird eine interessante Abschweifung geben.
Dann hörte man ein trockenes Lachen. Es war übrigens unser

unglücklicher Liebhaber, der in der Zange saß, Fritz Hanke, diesen Morgen eingeliefert mit einem besonderen Vermerk. „Also komm mal näher, mein Junge", setzte sich das Verhör fort. Fritz Hanke begann jetzt zu erzählen; er lief geradezu um die Wette mit einem Phantom, das ihm zuvorkommen würde, und das anscheinend mehr Glauben verdiente als er selbst, der so in Angst und so unglücklich war, sein rechter Arm schmerzte, den man ziemlich derb seinerzeit angefaßt hatte, durcheinandergeschüttelt wie er war. Er erzählte, daß er doch in guter Stellung sei und doch gar nicht daran beteiligt, mit den Streikenden gemeinsame Sache zu machen. Er habe sich nur mit seinem Vater entzweit, wegen desselben Mädchens, das er in der Frühe aufsuchen wollte. Er hätte ja seit Jahr und Tag im Hause verkehrt.

Der andere unterbrach den Redestrom mit der sehr geschäftlichen Frage: Was heißt Braut? was er sich darunter vorstelle, und was seine Festnahme überhaupt mit einer Braut zu tun habe. Nun eben das, daß er sie besuchen wollte — — der Chef wird wahrscheinlich darüber gelächelt haben. Denn der andere fuhr überzeugend und in seinem Wortschwall sich geradezu überstürzend, in seinen Beteuerungen fort: „Ich brauch mir von meinem Vater nicht immer hineinreden zu lassen. Ich kann mir mein Brot auch selber verdienen. Natürlich habe ich ihm erst gar nichts davon gesagt, aber ich habe noch den Tag vorher meine Stellung aufgegeben, Sie können ja den Rendanten danach fragen. Ich habe auch eine andere Stellung in Aussicht, da ist auch gleich eine Möglichkeit, daß ich vielleicht heiraten kann. Ich hab auch geschrieben, daß man das Mädchen dort unterbringen soll, es ist so ein Verwandter von mir, der ein eigenes Büro hat, und der mir mal geschrieben hat, wenn es nötig ist, soll ich mich an ihn wenden. Das wollte ich eben alles dem Mädchen sagen. Es ging ja so drunter und drüber alles in den letzten Tagen, daß ich nicht dazu gekommen bin. Es ist ein so gutes Mädchen. Sie wurde ja ganz verwirrt gemacht. Sprechen wird man doch noch das Mädchen dürfen — —" Der andere unterbrach wieder, Fritz redete sich allmählich zu sehr in eine Gegenwehr hinein. Und Fritz sprach dann weiter von den Hoffnungen seiner Zukunft, das Mädchen sei bloß verrückt gemacht worden, er hätte schon mit ihr reden können und ähnliches.

Draußen vor der Station war ein Lastkraftwagen unter Getöse vorgefahren, die Aufmerksamkeit drinnen war abgelenkt. Eine ganze Anzahl von Arbeitern, die man bei dem großen Kesseltreiben festgenommen hatte, wurde unter schwer bewaffneter Bedeckung hereingeführt. Der Mann zunächst der Rampe, der so eine Art Ältester im Zimmer war, nickte nur bestätigend mit dem Kopf, so als ob er sagen wollte, da haben wirs ja, die Bescherung, so mußte es kommen — — aber er enthielt sich doch jeder direkten Anrede. Die Gesichter der Eingelieferten spiegelten eine entsetzliche Verwirrung, Enttäuschung und Wut, sogar Verbissenheit und Trotz hätte man herauslesen können. Es war besser mit diesen Leuten im Augenblick erst gar nicht anzubinden. Der Mann gab den Begleitern mit dem Arm nur ein Zeichen: Da hinein — — und der Transport ging ins Wachtzimmer nebenan weiter. Einer von der Begleitmannschaft gab einem der Gefangenen, der an der Tür stehen bleiben wollte, um irgendetwas zu äußern, Bitte, Frage oder Beschwerde oder sonstwas, Nachhilfe in den Rücken: Los! „Erlauben Sie mal", schrie der, „fassen Sie mich nicht an — —" inzwischen waren Begleiter und Eingelieferte im Nebenzimmer verschwunden — — „noch schöner so etwas!" hörte man schon undeutlicher den Getretenen, der begonnen haben mochte, sich zu wehren. „Wollen Sie wohl", schrie dann einer ganz grob. „Erst die Hand weg!" Schwupp — irgendein dumpfer Laut, ein wenig Poltern. „Schwein Sie — —" „Was?!" „Laßt mich — laßt mich —" erstickend irgendwie schon in der Tonspitze, keuchend. Witsch — — wie ein Kolben stampft ein Zylinder, stampft zu Matsch. Ach — Seufzer? Keine Klagen. Erbitterung? Die Nerven springen an. Die Leute vorn fassen sich an den Kragen, es ist aufregend, der Dienst. Mehr Luft — muß das sein — — am besten sich zu ducken. Alles nur Menschen. „Ja", sagt der Älteste vor sich hin und vorsichtig tastend zu den andern hin, „wie sich einer bettet, so liegt er — — wollen es ja nicht anders." Gut, daß wenigstens einer gesprochen hat, die Spannung im Raum löst sich. Ein Seufzer, aus irgendeiner Ecke. Zu unserer Zeit — — fängt einer an, aber schweigt. Von der andern Seite fängts wieder an. Der Chef macht seinen Spaß. Abwechslung.

„Haben Sie es gehört", fragt der Chef. „Haben Sie gut zugehört. Ich lasse Sie sofort mit abholen. Ich drücke hier auf den

Knopf — —“ Eine zitternde Stimme antwortet, undeutlich, die Worte durcheinander. Und sehr bestimmt setzt der Fragende das Verhör fort: „Ich will von Ihnen nichts weiter als die Wahrheit. Hörst du, mein Jüngelchen, nur die Wahrheit. Du siehst, wie wir mit dir auch anders reden können.“ Das wird nicht schlimm, denken die Beamten. Sie kennen die feinste Schwingung im Ton ihres Vorgesetzten, er spielt — — sie können sich mit einem Zuzwinkern, einem versteckten Lachen etwas entlasten. Drinnen der bittet schon: „Fragen Sie doch meinen Vater. Wenn Sie mir nicht glauben, mein Vater wird es Ihnen doch sagen. Ich habe gar nichts damit zu tun. Ich habe nichts Böses getan. Ich bin ein treuer Anhänger — —“ Weiter konnten sie nicht hören. Einer hatte angefangen laut los zu meckern, und dann schließlich, was soll man schon tun, wenn man zwischen Tür und Angel sitzt, das heißt zwischen der linken und der rechten Tür, sie mußten alle vernehmlich lachen. Aber diese Stimmung fror sogleich wieder ein.

Der Chef mochte nach hinten gesprochen haben. Einer der aus dem ersten Transport Eingelieferten, der schon auf Zelle 7 saß, wurde vorgeführt, begleitet von einem Militär, den Revolver gezogen — — No. 7, der mit besonderen Vorsichtsmaßregeln behandelt worden war, irgend ein besonderes Tier, Bork. War im Auto in aller Frühe gebracht worden. Die meisten Beamten hatten sich überhaupt nur von ihm erzählt, kaum einer hatte ihn gesehen, daher die besondere Neugier — — Bork wurde ins Zimmer des Chefs geführt. Bork machte sozusagen überhaupt keine Miene, er war nicht herausfordernd, und er war nicht ängstlich, beinahe ein Unbeteiligter, hätte man denken können — — darüber flüsterten sie.

Von drinnen stieß die Frage auf: „Kennen Sie diesen Menschen?“ Keine Antwort. Bork war gefragt. „Sie sollen mir antworten, ob Sie diesen Menschen kennen?!“ Bork wird unbeteiligt geblieben sein, man konnte beinahe fühlen, daß ein verächtlicher Blick den Chef gestreift haben mußte. Der Ton stieg noch mehr an: „Ich werde auch Sie noch zum Sprechen bringen!“ Räuspern, ein Aktenblatt wird umgewendet, sichtlich Nervosität. Da drängte sich eine Einrede Fritz Hankes vor, lief wiederum wie um die Wette, diesmal nach der andern Seite. „Ist das der Lump, mit dem man mich gesehen haben will? Ich habe aber gar nicht das geringste damit zu tun — — aus-

spucken müßte man — — gestatten Sie, daß ich ihn — —" Der andere fiel ihm sehr energisch jetzt in die Tirade: „Genug, genug — —" hat ihn wahrscheinlich wieder auf den Stuhl niedergedrückt, der Chef ist schon abgespannt, die Stimme klingt müde, als er dem Beamten sagt: „Führen Sie diesen Kerl wieder ab, die Anweisung liegt drüben." Die Tür geht auf. Bork und der Begleiter trotten beide wieder durch den Raum und verschwinden nach rechts, man hört sie noch über den Korridor trappen, so still ist es geworden. Nur noch ein Murmeln nebenan. Sind einig geworden — —

Dann erscheint der Chef selbst. Hat ein Taschentuch in der Hand, als hätte er vorher sich geschneuzt, den Schweiß von der Stirn wischen müssen. Er lehnt sich über den Tisch und flüstert mit dem Ältesten. Der winkt einen Beamten und flüstert mit dem, der Chef steht unbeteiligt dabei. Der Gerufene geht durch die Sperre und verschwindet nebenan, Fritz bekommt einen Gesellschafter.

Der Chef hat das Bedürfnis, sich seinen Beamten menschlich zu nähern. Die Kameradschaft, heißt es in der Instruktion, ist der beste Kitt. „Also", sagt der Chef, „der hat vorläufig genug." Pflichtschuldiges Grinsen. „Wissen Sie, diese Jungens von heute, die haben nur einen Span im Kopf; sie sind gar nicht so zäh, wie sie aussehen — — man muß den Span nur ausziehen — —" „Herr Inspektor", antwortet der Beamte vorn am Tisch, „und ein großes Maul haben sie dazu." „Na wenn schon." Und ein anderer, hinten am Fenster, immer schon ein Vorlauter: „Sie lernen ja auch nichts heute. Sie wollen ja nichts lernen." Der Inspektor zeichnet ihn nur durch Kopfnicken aus. Er ist ja noch nicht fertig, und er wendet sich wieder an den ersten: „Das ganze war ja nicht so schlimm. Der Vater hat mir schon vorher geschrieben, ein durchaus honoriger Mann — — sollen dem Jungen erst ein wenig den Kopf zurechtsetzen." Er lacht und gibt das Zeichen zum Lachen. Der Älteste hat das Vorrecht, das Gespräch in Gang zu halten: „Ja, die Väter haben ihre Sorgen — —" sie sind alle Väter, die Herren im Publikumszimmer, wohlbestellte Väter, etwas knapper gestellte, schimpfende, richtige Väter und zahlende. Darüber kommt aber eine Unterhaltung nicht auf.

Denn von draußen näherten sich die Tritte eines Transports. Sind Leute, die schwer zu tragen haben. Jetzt hört man auch

noch das Surren eines Motors. Das Anfahren des Autos war ganz überhört worden. Etwas wird abgesetzt und mit Seufzen wieder aufgehoben. Und dann tragen sie endlich einen Menschen auf einer Bahre ins Zimmer. Der Inspektor ist am Eingang zu seiner Tür neugierig stehen geblieben, kommt jetzt, nach dem die Bahre abgesetzt ist, wieder einen Schritt näher und nimmt von den Begleitern Papiere in Empfang. Der Beamte vorn ist aufgestanden und beugt sich über die Schranke.

Hm — äußert sich der Inspektor, während er in den Papieren liest. Der Beamte aber ist ganz entsetzt, er hat den Menschen vor ihm auf der Tragbahre erkannt, er kann zunächst vor Erstaunen nur mit dem Kopf schütteln. Der Verletzte hält die Augen geschlossen; vorhin, als er aus dem Auto gehoben wurde, ist er von diesen Schmerzen, die am Knie beginnen und sich hinaufwinden und den ganzen Körper fressen wollen, ohnmächtig geworden. Es ist Thomas, der Arbeiter Thomas, der nach dem Zusammenschießen der Barrikade mit ein paar anderen im Wirtshausgarten standgehalten hatte und so allmählich aus seinem Winkel herausgeschossen worden war. Das Ganze war ja nur das Werk weniger Minuten, aber es mußte ihm eine Ewigkeit gedünkt haben. Jahrelang war er noch gezwungen, von dieser Erinnerung zu leben. Das rechte Knie war ihm zerschmettert, ein paar Streifschüsse an Arm und Schulter.

Der Inspektor reichte eins der Begleitpapiere weiter, ein Arzt ist unterwegs, der Verletzte soll hier wenn möglich operiert werden; der Arzt wird bestimmen, ob er transportfähig ist, Lazarett des Untersuchungsgefängnisses, es wäre ja peinlich, wenn er ihnen hier im Polizeigewahrsam auf dem Halse bleiben müsse, man wird schon sehen, ihn loszuwerden, gar kein Platz da, sollen sie doch ihr Krankenauto schicken und manche guten Ratschläge mehr. Währenddem — —

Der erste Beamte fing gerade den ersten Blick des Thomas auf, der noch um die Erinnerung bemüht war, den Kopf drehte und Anstalten machte, sich aufzurichten.

„Thomas", redet ihm der Beamte zu, „was ist denn mit dir, was hast du denn damit zu tun?"

Thomas aber sank mit Fluch und Seufzer wieder hintenüber, der Körper lag schon steif und fest; Schmerzen, die wie Feuergarben sprangen.

„Ihr verfluchte Bande — —“ stieß er zwischen den Zähnen heraus.
Der Mann hatte schon ein paar Jahre Thomas nicht gesehen, war versetzt worden. Damals hatten sie zusammen gekegelt, damals, als Thomas drauf und dran war Werkmeister zu werden und auch schon so eingeschätzt wurde; der Verdienst war sogar höher, als der eines üblichen Werkmeisters, Thomas verdiente noch Extraprozente, Beteiligungen — — war kein schlechter Kegler, der Thomas, und ein Gemütsmensch, nahm einen guten Spaß nicht übel, ein flotter Kerl, das erläuterte der Mann seinen Kollegen, die gleichfalls an die Schranke getreten waren, nachdem der Inspektor nebenan verschwunden war; ihm mochte der ganze Auftritt peinlich sein, die Anordnungen waren ja getroffen; wenn es etwas Neues gibt, wird man ihn rufen. Thomas hatte anscheinend das Bewußtsein wieder verloren, die Augen waren zwar offen, die Pupillen aber in die Winkel gedreht.
Mit einem tiefen Stöhnen machte er sich wieder bemerkbar. Der Blick wurde auf einmal scharf und bohrend: „Ihr dreckiges Gesindel, schert euch doch weg! Arschkriecher —“ Röcheln.
Einer von den Transporteuren, die noch verlegen herumstanden, niemand hatte bisher ihnen eine besondere Anweisung gegeben — der eine machte ein Zeichen nach dem Kopf. „Der ist jetzt nicht ganz richtig, war auch ein verdammter Weg, am besten, man läßt ihn reden.“ Und der andere fügte hinzu: „Der Doktor muß ja bald kommen, dann kriegt er erst mal seine Spritze. Müßte ja schon da sein, ja.“
Der Kegelbruder war von Mitleid erfüllt. „Kennst du mich denn? Kennst du mich denn überhaupt noch, Thomas?“
„Schwein!“ keuchte Thomas.
„Aber Thomas — — kennst du denn Alberten nicht mehr?“
„Schwein! Raus! Allein sein! Knechte elende! An die Wand stellen! Ausräuchern! Alles Pack! Kommt doch her! Kommt doch, kommt doch ... ich tret euch in die Fresse, Schweine!“
Man konnte jeden Atemzug hören, so still verhielten sie sich.
Dann flüsterten sie miteinander. Die Transporteure konnten mehr erzählen. Sie hatten einen Begleiter bei sich gehabt, der die ganze Geschichte von Anfang an mitgemacht hatte. Es war erstaunlich, was so alles vorkommt — —

Dienst ist Dienst. Ein anderer Beamter mußte etwas Tröstliches von der Seele reden. „Ach, das wird ja alles schon wieder werden. Nachher ist alles halb so schlimm. Das Bein heilt sich wieder aus. Das ist noch gar nicht gesagt, daß so etwas immer gleich zum Prozeß kommt. Wenn er oben gut angestrichen ist und auch sonst angesehen, heutzutage — (etwas lauter) machen Sie sich nur jetzt keine Kopfschmerzen. Der Doktor wird gleich kommen und dann gehts ins Krankenhaus, lieber Mann, hier bleiben Sie nicht — —"

Thomas sagte nichts mehr. Der ganze Körper zuckte zuweilen, dazwischen lag er steif und stumm, wie tot.

„Mensch", ließ sich wieder der eine vernehmen, „die haben sich ungeheure Mühe gegeben mit dem. War ja nichts zu machen. Der ist ja direkt in die Schüsse reingelaufen. Ich hab so den Eindruck, der wollte direkt, als ob er es darauf angelegt hätte —" „Ja ja" — schloß ein anderer das Gespräch.

Die Uhr ging weiter. Es war gar nicht schön, so still dazusitzen und zu warten.

Der Älteste mußte sich opfern und den Mund auftun. „Ja, am besten ist, ihr tragt ihn rüber über den Korridor —" und zu einem Beamten hinten: „Geh doch mal mit und zeig denen den Weg."

„Ich meine ja bloß, der wacht uns hier wieder auf und staubt wieder los. Es muß ihm ja auch weh tun."

Der zweite: „Ich kann euch sagen, den ganzen Weg hat er keinen Mucks getan, und das muß gezogen haben, Donnerwetter. Ich dachte, der beißt sich die Zähne raus, aber wie dann diese Löcher kamen, hier kurz vor der Stadt, so rauf und runter und holterdipolter, Donnerwetter, da wars doch aus, ja —"

„Weg muß er aber hier, das geht einfach nicht", der Älteste muß ja schließlich auf Ordnung sehen, sonst kriegt er es auf den Kopf, er doch alleine, was kümmern sich denn die andern drum, die jetzt klug reden können — — „ja, also Leute, anfassen und nach hinten, helf er sich."

Ein Stöhnen zeigt an, daß die Tragbahre jetzt wieder in der Schwebe ist.

Der eine Träger sagt noch: „Das sind so unsere Doktors. Um zehn Uhr liegt so ein Aas noch im Bette."

Der andere schreit: „Paß doch auf, Mensch — —"

Das ist gar nicht mehr der Arbeiter Thomas. Ein zuckendes

Bündel Mensch. Das schreit aus tiefster Not. Tier! — Endlich sind sie draußen. Weg. Haben die Trage irgendwo niedergesetzt.
Ein jüngerer Assistent sagt, Volontär, der auf Empfehlung im Büro abgegeben worden ist: „Wie so ein Schwein, so'n Bulle, der abgestochen wird — —" Er bleibt mit seinen Worten in der Luft hängen, dicke Luft. Er hats nicht bös gemeint. Aber die andern sind auf ihn wütend, vorlauter Bengel, grüner Junge. Sie stieren da auf ihre Akten, und müssen überlegen, ob sie die Feder aufnehmen sollen und weiterschreiben, Dienst ist Dienst. Der Alte hätte auch die Sache alleine in die Hand nehmen können. Ist schnell verschwunden. Bei so etwas läßt er sich nicht blicken. (Hat auch seine Nerven).

Ende des ersten Teils.

Zweiter Teil

I.

Es gibt Einrichtungen, die je nach der Zeit ihrer gesellschaftlichen Bedeutung in ihrer Wirkung durchaus verschieden sind. Wie die drei Zeiten von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ineinandergreifen, so sind auch die großen Epochen verschiedener Gesellschaftsformen nicht scharf von einander geschieden. Der einzelne Mensch ist von jeher gezwungen gewesen, sie gewissermaßen als Querschnitt zu erleben. Der Mensch allein ist schon so unterschiedlichen Deutungen unterworfen, vielmehr noch seine Einrichtungen.

Als man angefangen hatte, sich um das Gesetz, das der Erhaltung der jeweiligen Gesellschaftsformen dient, bewußt zu kümmern — — schließlich beißen sich auch die Tiere gegenseitig weg, fressen die Schwachen und entfernen Mißliebige und Missetäter — — war man auch genötigt, sich der Einführung einer organisierten Strafe für die Verletzer dieses Gesetzes zuzuwenden, mit andern Worten, um sogleich hier einen mehrtausendjährigen Gesellschaftsablauf zu überspringen, die Mehrzahl fängt den Einzelnen, hält ihn fest, merzt ihn aus und straft. Die Gefangenenanstalt hat sich entwickelt.

Wozu noch untersuchen, ob es wirksamer erscheinen mag, Kopf und Hände abzuhacken und dem Gefangenen die Augen auszustechen, oder ihn nur in seinen Gewohnheiten zu beschränken, zwangsarbeiten zu lassen, ihm die Luft abzuschneiden und seine aus der Allgemeinheit übernommene Vorstellungswelt in eine besonders ausgeklügelte Ordnung zu zwängen, die den Gefangenen zunächst einmal ein wenig quälen soll. Wenn man so reden will, dann straft sich jeder Mensch am besten selbst und zwar wirksamer. In der heutigen Welt laufen überhaupt nur Gefangene herum.

Daher geht beispielsweise die Sehnsucht mancher Menschen auch genau dahin, was andern der Inbegriff alles Schreckens erscheint und eine Qual, der auszuweichen schon allein das Leben lohnt, selbst auf die Gefahr zu kriechen wie ein Hund. Im Mittelalter dieser Zeit wird man genug Menschen finden, und zwar wenn man genauer hinsieht, die offenen und versteckten,

zusammen bei weitem noch die Mehrzahl — — also Leute, die danach streben sich abzusondern und auszuschließen, sich selbst zu quälen, sich stumpf und unempfindlich zu machen und einem Gesetz nach zu leben wünschen, das jedem andern schon unverständlich und ihnen selbst von Geheimnissen umwoben ist. Daneben sind sicher auch Menschen unserer Zeit vorhanden, aus dem Altertum stammend und welche schon der Zukunft zugehörig, die nichts so sehr fürchten, als allein zu sein. Wenn die Zeit als dritte Person ausnahmsweise mal angenommen werden darf, so muß man sagen, allen kann sie es nicht recht machen.

Was dem einen sein Kloster ist dem andern sein Gefängnis, die Studierstube wird zum Zuchthaus, und der Kaufmann, der im berechtigten Stolz auf seine geschäftliche Tüchtigkeit seine Wechselverbindlichkeiten deckt, ist nur der Sklave seiner Gläubiger, denen er sich verschrieben hat. Das Kloster ist meist etwas abseits vom Verkehr gebaut. Eine Reihe schwerer Prüfungen sind notwendig, ehe der von der Gemeinschaft der Menschen Erschöpfte als Insasse einziehen kann, um dort einer neuen Gemeinschaft teilhaftig zu werden, der Versammlung der Einsamen, dem Bunde der Abgeschlossenen, dem Verein der Abkehrer vom gewohnten Leben. Der Blick flackert durch ein kleines vergittertes Fenster, ganz im Dunkeln wollen die wenigsten Menschen leben, flackert trübe hinaus in das weite Land, bricht sich an den gegenüberliegenden Wirtschaftsgebäuden, stößt sich an der kahlen Wand des benachbarten Zellengebäudes. Und doch mag es schön sein. Die Laute von draußen kommen vereinzelt, ein Vogel piepst und schwirrt dicht am Fenster vorbei, allerhand dumpfe Geräusche, deren Entfernung man der Ablenkung wegen zu schätzen sich anschickt, kriechen aus den Ecken — — während vielleicht gerade die Sonne versinkt. Endlich allein.

Dem Arbeiter Thomas waren allerdings derartige Regungen noch nicht vertraut. Die Heilung des zerschossenen Knies hatte eine ziemliche Zeit in Anspruch genommen, während der er fast ausschließlich im Krankenhaus untergebracht war. Inzwischen hatte auch sein Gerichtstermin stattgefunden. Wegen Aufruhr und einige zwanzig weiterer damit zusammenhängen-

der Strafrechtsparagraphen war Thomas zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden. Eine gewisse Zeit hatte er auch nachher noch im Lazarett des Untersuchungsgefängnisses verbracht, um verschiedene Behandlungen noch an dem verletzten Bein durchführen zu lassen. Schließlich ist das Bein doch steif geblieben, wirkt dazu noch verkürzt, Monate waren über dem Hin und Her dieser Versuche noch vergangen, bis er in die Strafhaft überführt werden konnte. Dieser erste Tag, dem er zwar ängstlich, aber auch ein wenig neugierig entgegen gesehen hatte, war nicht schön.

Die Wände der Zelle begannen ihn zu erdrücken, und die Brust schnürte sich zusammen, er wird niemals mehr voll und tief atmen können. Unmöglich das Gitterfenster oben in der Wand zu erreichen, wenn man auch hätte springen können — — aber Thomas konnte obendrein nicht mehr springen. Das Blut schoß ihm in den Kopf und hämmerte, die Faust mußte er in den Mund stecken, um nicht laut heraus zu schreien. Er hörte sich nur stöhnen. Es war schon alles gleich, und er hatte kein Auge dafür, daß durch das Bullauge in der Tür von draußen der Wärter beobachtete, wie der Mann sich zurechtfinden würde, er war ja im Tageszugang nur eine Nummer, die Nummer 17, das war ihm haften geblieben; allerdings rangierte er in der Zelle beträchtlich höher, im dritten Stockwerk — — später wird man ihn nach unten legen, Vorschrift und Platzmangel und Beobachtungssystem.

Unbewußt tat er jetzt das, was in solchen Fällen, in denen die Enge der Zelle übermächtig zu werden droht, erfahrene Gefangene, alte Praktiker zu tun pflegen, er lehnte sich an, preßte sich mit dem ganzen Körpergewicht gegen die Wand und schloß die Augen, mochte der Kerl vom Korridor draußen auch zusehen. Der Atem ging sogleich ruhiger, die Hände tasteten an den kühlen Wänden auf und ab. Es war eine Betonwand. Sie gab von dem Schlag ein dumpfes Echo wieder. Und dann pflanzte sich dieser Schall fort, wie ein einziger großer Schlag, der das ganze Haus hätte in Trümmer schlagen sollen.

An diesem Tisch wird er sitzen, einer Holzplatte, die noch an der Wand hochgeschlagen war. Den kleinen Schemel stieß er mit Füßen, daß er umfiel und am Boden ins Rutschen kam, polternd und mit einem hohlen drohenden Laut; er nahm ihn aber wieder in die Hand und stellte ihn auf, ein armes Stück

Holz nur ist dieser Schemel. An der gegenüberliegenden Wand war das Bettgestell angeschlossen, die Matratze in den Gestängen verzwängt, auf der oberen Schemelseite lag die zusammengefaltete Decke, alles da — — wieder ging der Blutdruck hoch, die Lust loszubrüllen. Die Zeit spielt keine Rolle, Stunden um Stunden, und vielleicht auch nur Minuten. Er hielt die Augen krampfhaft geschlossen, um die Gedanken fernzuhalten, nur nicht denken, nicht sehen, fühlen — — zum ersten Mal schmerzte ihn der Rücken, er wird noch lernen müssen, auf dem Schemel zu sitzen. Es ist unmöglich — — krampfte sich in ihm alles zusammen.

Er wird noch genug Gelegenheit haben, die Tabelle mit Verordnungen neben der Tür zu studieren. Im Wandschrank stand die Blechschüssel, daneben lag der Löffel. Nach dem Klappern in den Galerien werden bald die Leute kommen und das Fressen bringen. Auch der Abort war an seinem richtigen Platz mit Wasserspülung, für alles war eben gesorgt. Es war nicht sehr lange, daß es ihn wieder überfiel. Ob ein Mensch, der mit einer solchen Gewalt von den Eingeweiden bis zum Kopf umgestülpt wird, schon mal daran krepiert ist, einfach tot umgefallen? — — Es lohnte sich wenigstens das zu wissen, scheint aber nicht der Fall zu sein. Die Gedanken begannen sich wieder zu verwirren. Hätten sich brauchen im Krankenhaus nicht erst soviel Mühe zu geben, hier hält er es doch nicht aus, und wozu auch. Dabei haben sie das Bein trotzdem schlecht behandelt; das haben ihm die andern im Saal gesagt. Er hätte ganz anders Bewegung haben müssen, und dann die Schweinerei, er ist viel zu spät operiert worden, irgendein Pfuscher vom Dorf hat den ersten Verband gemacht, dann haben sie ihn einfach liegen lassen, ein Tag um den andern, Pfui Teufel, ein Stück Vieh ist man als Mensch, weiter nichts. Die Erinnerung daran schafft ihm ein wenig Beruhigung.

Aber es ist doch eng, verflucht eng. Viel laufen kann er allerdings sowieso nicht. Jetzt können sich ja die andern ihn ansehen. Bei der Verhandlung hat ihn keiner von den Leuten richtig ansehen können; sprechen gabs ja nicht, aber sie haben überhaupt getan, als ob er gar nicht da wäre. Alle haben sie ja ordentlich was abbekommen, einige sogar Zuchthaus. Besonders der Carl tut ihm leid, dem haben sie das meiste aufgepackt, der hat bei der Festnahme einen Wachtmeister niederge-

schossen. Trotzdem hat sich auch Carl bisher nicht um ihn gekümmert, seltsam. Jetzt ist ja Gelegenheit, das aufzuklären. Einer hat ihm auf dem Transport erzählt, daß die meisten seiner Mitverurteilten auch irgendwo hier im Hause sitzen. Der Kopf wird ihm zum Zerplatzen. Sich aussprechen wenigstens, er hat vieles zu erklären, das wird man ihm doch lassen — — die Gerichtsverhandlung war ganz blödsinnig verlaufen, er hat ja nichts hinzutun können, was der eine oder andere von den Zeugen gesagt hat, auch der Verteidiger hat Quatsch geredet, wäre überhaupt nicht nötig gewesen, die meisten von den andern haben auch keinen gehabt.
Es geht weiter. Die Tür wird aufgeschlossen. Einer kommt und fragt etwas, Thomas muß Antwort geben. Dann kommt ein Oberwärter oder der Inspektor sogar, redet ein paar Worte auf Thomas ein, und Thomas muß stillhalten, die Redensarten kennt er jetzt schon. Es wird eine verdammte Zeit, und er beginnt zu zittern, als die Beamten endlich gegangen sind. Der Schemel erscheint ihm wie ein vertrauter Freund.

In dieser ersten Nacht erlebte Thomas in einer quälenden Bildhaftigkeit noch einmal einige der Begleitumstände seines Prozesses, Auseinandersetzungen mit Zeugen, die ihren Eindruck von Thomas, seinem Charakter und seinen Fähigkeiten wiederzugeben hatten, die er selbst weder bestellt noch gerufen hatte und gegen deren weitere Befragung er selbst in der Verhandlung sich heftig gewehrt hatte. Es war soweit gekommen, daß er sich dieser Zeugen, die nur gekommen waren, über ihn Gutes auszusagen, schämen mußte, sollte doch endlich einmal alles vergessen und zugeschüttet sein. Mit einer, so war es ihm erschienen, teuflischen Bosheit hatte der ganze Apparat des Gerichts die Mauer zwischen ihm und seinen Kollegen, die ohne sein Zutun in den Jahren gewachsen, und die er endlich niedergerissen hatte, befreiend geradezu und in wildem Drauflosstürmen — — hatte diese Mauer, unter der er mehr gelitten hatte, als er der Frau beispielsweise hätte zugestehen wollen, künstlich wieder aufgerichtet. Daran mußte Thomas immer wieder denken, als er unter der Decke lag, ungewohnt dieser feindlichen Umgebung, die ihn verhöhnte. In der ersten Nacht schlafen die Gefangenen schlecht.

Dieser aufgeblasene Werner, große Töne von dem Erwachen des Proletariats, das hinter ihm steht, billige Redensarten, und dann dieser jämmerliche Leberecht, die große Schnauze war verschwunden, aber irgendwie hatte er immerhin noch Achtung eingeheimst, der prächtige Gustav, der eine Sache nahm, wie es eben kam, diesmal wars schief gegangen, ohne Klagen und weinerliches Getue wie der Leberecht, und Carl — — selbst die andern Angeklagten hatte Carl noch zum Lachen bringen können, bloß der Thomas war unberührt geblieben von allem wie ausgestoßen. Natürlich hatte er selbst auf das Gericht den schlechtesten Eindruck gemacht, trotz der unerwünschten Zeugen. Die andern wollen es ja nicht wahr haben, er hat sich geopfert, niemand hat ihn verstanden, niemand hat es gemerkt, niemand hat es ihm gedankt. Er allein hat gerade zeigen wollen, daß er der Feind ist, unnachgiebig — — vielleicht lachen sie ihn jetzt schon aus. Die Frau hat während der ganzen Verhandlung ein so merkwürdiges Gesicht gemacht, als mochte sie sich schämen. Das quält in der Erinnerung.

Zureden hilft. Er redete sich selbst ein, daß vielleicht bestimmte taktische Gründe vorgelegen haben, er war ja der Anführer, der Vorsitzende gewesen, der Rädelsführer. Hundertmal schon hatten seine Gedanken den gleichen Kreislauf genommen. Der tote Punkt war nur, daß er von allem nach wie vor abgeschnitten blieb. Das wird jetzt besser werden. Er wälzte sich auf seinem Lager, er zog das gesunde Knie so heftig an, daß das steife Bein unerträglich zu schmerzen begann, er stöhnte laut. Aber das hat ja keinen Zweck. Er begann vor sich hin zu murmeln, zu sprechen, zu erklären, eingehend wie er die ganze Zeit niemals den Leuten gegenüber sich zu erklären imstande war. Er durchlebte noch einmal die letzten Tage dieser Aktion, das Sängerfest und wie die Ausgesperrten dann ihn an die Spitze gestellt hatten. Er glühte noch einmal in fanatischem Eifer für die Sache der Streikenden. Er hörte wieder die Versammlung auf dem Marktplatz, den Demonstrationszug, sah sich in der Küche sitzen und wie es ihn mit allen Fasern auf die Straße zog und die Qual dieses verfluchten Eigensinns, der ihm nur einzuflüstern verstand, was hast du eigentlich dort zu suchen, niemand will etwas von dir — — aber er hat das jetzt abzubüßen, meinetwegen! Mehr noch der Art! Er marschiert jetzt in Reih und Glied, er wird in der Reihe bleiben. Der Gesang,

das Demonstrationslied wurde ihm noch lebendig.
Unter all den Ereignissen der Nachzeit war dieses Lied am stärksten haften geblieben. Die andern hatten es nicht mehr gesungen, es schien vergessen. Aber er hatte es nicht mehr vergessen. Er hätte anordnen müssen, daß es auch in jener Nacht, in der die Waffen verteilt wurden und die so böse geendet hatte, gesungen wurde; es hätte mehr Zusammenhalt gegeben, vielleicht wäre manches anders gekommen. Dieses Lied stieg vor ihm auf. Der Zug der Demonstranten zieht zum Rathaus, die Schritte der Masse an seinem Fenster vorbei. Und er hätte sich festkleben können, damals noch wäre die Zeit gewesen, sich aufzuschließen, altes hinwegzutun, mitzumarschieren, einer nur unter den vielen, nicht der erste wie dann später, verbohrt wie er war, so ganz frei und unbeschwert mitmarschieren, verdammt — — daß dies noch einmal wiederkommen sollte? — — das muß wiederkommen. Und dann wird er nicht mehr warten, wird sich gleich von Anfang an die Spitze stellen, den Zug anführen.

Wir treten, wir treten das Pflaster
Marschieren die Straße entlang
Wir stürmen gesperrte Tore
Mit unserm Gesang
Wir marschieren gegen die ganze Welt
Verdammt, wer sich uns entgegenstellt
Kommt ihr Brüder, laßt jetzt alle Arbeit stehn
Diese Welt wollen wir uns mal von nah besehn.

Der Rhythmus schlug ins Blut, die Melodie ging ins Hirn und grub sich dort ein, Thomas konnte nicht an sich halten, er brummte erst vor sich hin, und dann lauter, und dann mußte er laut heraussingen. Das war erlösender Trotz. Und das tat doch ein bißchen wohl. Er bekam etwas Luft. Das Licht einer großen Bogenlampe im Hof flutete so gar nicht mehr feindlich durch das kleine Gitterfenster in die Zelle.

Thomas war noch nicht zur Wirklichkeit zurückgekehrt, als ihn ein Wärter mit den Worten anfuhr: „Stehen Sie auf." Thomas erhob sich mühsam und stellte sich am Kopfende des Bettgestells auf; er konnte es nicht verhindern, daß er ein wenig dabei zitterte. Der Wärter, der wahrscheinlich schon die längste Zeit

den Gefangenen durch den Spion an der Tür beobachtet hatte, hielt eine energische Abreibung für angebracht; dann passen sich die Neuen schneller ein und die Beamten haben Ruhe. „Was fällt Ihnen ein! Sind Sie verrückt geworden?! Marsch in die Ecke! Hingestellt sage ich! Wollen Sie wohl?!" Und schließlich ging der Wärter näher heran, Gummiknüppel und Schlüsselbund in der Hand, dicht und drohend, unmittelbar am Kinn des noch ganz Verschreckten, der sich erst zu sammeln begann. „Sie werden hier noch Ordnung zu lernen haben. Der geringste Mucks, und Sie kommen runter in den Keller, verstanden?!" Thomas vermochte keine Antwort zu geben. Einen leichten Widerstand hatte allerdings der Beamte erwartet, ein Gefangener soll sich empören, wenn er allerdings nicht zu laut ist, er darf eine Miene aufsetzen, als wollte er den Beamten auffressen, das ist alles verständlich, er darf auch vielleicht einen leisen Fluch vor sich hinbrummen. Aber völliges Schweigen, beinahe unbeteiligte Miene, das fällt auf. „Antworten Sie!" schrie der Wärter. Aber Thomas, noch völlig verwirrt, brachte es mit Mühe und Not fertig, wenigstens mit der Schulter zu zucken — — er weiß nicht, was um ihn herum vorgeht. Im geschäftsmäßigen Tone erweitert der Wärter die übliche Ermahnung: „Ich werde Sie jetzt aufschreiben, Sie werden sich morgen früh zu melden haben. Wir werden Ihren Trotz schon brechen. Hier kommen Sie damit nicht durch. Sie scheinen ja ein ganz Verstockter — —" damit drehte er sich um, und im Hinausgehen: „Los! Ins Bett!" und dann fiel die Tür ins Schloß, das heißt, es wurde nach lautem Gerassel, das sich für immer dem Gedächtnis des Gefangenen einprägen wird, die Tür geschlossen — — es ist dies so ein besonderes und aufreizendes Geräusch.

Für Thomas trat dies noch gar nicht ins Bewußtsein. Der ganze Auftritt hatte nur eine neue Entspannung ausgelöst, noch ungewiß, ob sie zu einer intensiveren Erbitterung und Verzweiflung führen oder sich im Gefühl einer vollkommenen Ohnmacht begnügen würde. Thomas war von neuem beleidigt worden, Unrecht hatte man ihm getan, er war daran ganz unschuldig. Er fühlte noch, er selbst hatte das größte Interesse daran, sich ruhig zu verhalten und unter den andern zu verschwinden. Er muß danach trachten, auch die geringste Berührung mit der Beamtenschaft zu vermeiden, sich völlig abzuschließen — —

sonst wird er nicht die Kraft aufbringen können, die Zeit in diesen Wänden zu verbringen. Er war jetzt schon zu schwach, sich von neuem zu ereifern; er war so schwach, daß er einen Augenblick auch daran dachte, sich aufzuhängen; er hatte die Empfindung, damit endlich in Gefilde der großen Ruhe einzugehen, nichts mehr zu hören und sehen. Aber dieser Gedanke hielt nicht lange stand, die Verwaltung hat dafür sicherlich vorgesorgt, der Nagel steckt einem zweifellos nicht vor der Nase, es kostet besondere Mühe, eine Möglichkeit und Gelegenheit ausfindig zu machen. Der Kamerad da draußen im Korridor, der noch immer den Spion auf und zu klappt und sich außerordentlich für die weiteren Vorgänge im Innern interessiert, soll keinen neuen Anlaß finden, erzieherisch sich zu betätigen. Das Blut schlug schon wieder etwas ruhiger. Und so wie ein plötzlicher Windstoß über den Weg erst die Sekunde vorher geradezu die Luft zusammenballt, um dann das Ganze weiterzutragen, so wirbelten auch noch die Gedanken manchmal durcheinander, ein tiefer Seufzer, der ein gefährliches Kreisen um den einen toten Punkt, laut aufzuschreien gegen die Gewalt, wieder in Bewegung setzte, und mit einer ruckhaften Anstrengung, wobei ihm das Bein half, das unverändert gleichmäßig schmerzte, verscheuchte er andererseits wieder ständig rieselnde Stimmen, die das Bewußtsein einzuschläfern drohen, um Hilfe zu rufen und um Gnade zu flehen. Gebete drängen sich auf die Lippen, Satzgebilde aus der Kindheit, mit Vater und Mutter im Hintergrund, die Hände gefaltet, einen trennenden Ozean zu überqueren und das Unmögliche möglich zu machen. Thomas wurde zwar heiß dabei, aber er konnte sich dessen nicht schämen, so wenig er sich überhaupt der Schwere dieser Versuchung bewußt war. So viele Gewalten hatten sich seiner Welt bemächtigt und fraßen daran. Er hatte nichts weiter zu tun, als still zu halten, zu atmen und zu warten. Das Geschenk, so kam es ihm vor, in der Verzweiflung zu versinken, sich auszuweinen, in Demut sich zu zerstören und sich ins Dunkel zu verkriechen und auf den Tod zu warten, wird ihm nicht gewährt werden. Er wird aufrecht bleiben müssen, voll auf den Beinen stehen, wenn es auch unerträglich schmerzt, und immer wach. So verging diese erste Nacht.

II.

Und so vergingen allmählich die Tage, Tag um Tag.
Thomas wird Frieden schließen und ist zugleich allen Menschen fremd. So oft sich der Sturm im innern Menschen erhebt, beginnt er zu hassen und am meisten sich selbst.
Daß man ihm Unrecht getan hat, daß man ihm immer noch weiter Unrecht tut, das ist recht so; er würde es nicht anders machen, warum auch nicht — so schält sich manche Klarheit heraus.
Die Frau, von der er nur in langen Abständen ein Lebenszeichen erfährt, dabei hat er das Vorrecht eines Politischen, vierzehntätige Besuche zu empfangen, er darf allerdings auch nicht vergessen, daß er im Anfang sich überhaupt Besuche verbeten hat, daß er in einer derartigen Besuchsstunde auf die Frau losgegangen ist, nachdem er sie beschimpft hatte, der Ältesten wegen, so daß der Wachtmeister dazwischenspringen mußte — — die Frau hat immer zu den andern gehalten, die ihn am liebsten jetzt nicht für voll nehmen und über die Achseln ansehen, dieselbe Rasse, liegt alles auf derselben Linie. Zwar ist er mit den andern jetzt zusammengekommen, Leberecht ist da, der Werner, Carl und ein paar andere, die noch so mit hineingezogen worden sind, Gustav ist krankheitshalber schon entlassen worden, auch merkwürdig, hat sich Thomas damals gewundert, aber dem sagt man ja nichts nach, der kann machen, was er will. Immerhin ist die Stimmung kühl. Und wenn Carl sich ein wenig Mühe gibt, mit einander, die andern halten wie die Kletten zusammen, in engere Verbindung zu kommen, so hat sich dann gerade Thomas ablehnend verhalten; jetzt denkt er dann, hat er es gerade nicht nötig. Er verzeiht es ihnen nicht, daß sie ihn in der Verhandlung und schon vorher haben links liegen lassen. Carl kann auch nicht viel mehr tun, zu großen Aussprachen und Erklärungen ist keine Gelegenheit gegeben; alles muß erst über eine Kette von Leuten getragen werden, in der Schlosserei arbeitet Thomas mit einem zusammen, der mit Leberecht Verkehr hat, und hin und wieder kann Carl, der in der Bibliothek untergekommen ist, den andern Nachrichten stecken. Sonst sieht man sich nur.
Aber Thomas weiß jetzt zu genau, daß er gleich nach dem Zusammenbruch verdächtigt worden ist. Auch die Frau hat ihm

das nicht zu sagen gewagt. Das hat sich so mit der Zeit bei ihm festgesetzt, daß er es beinahe bedauert, in der Verhandlung geschwiegen zu haben. Die andern haben sich aufgespielt als Helden, sind gefeiert worden — — von Thomas hat kaum einer gesprochen. Ein Name, den man sich scheut überhaupt in den Mund zu nehmen, und nur mit Vorsicht. Es soll ja besser geworden sein, besonders Gustav, hört Thomas ab und zu, hat sich für ihn eingesetzt, und in irgendeiner Zeitung haben sie nochmal einen Artikel über die ganze Sache geschrieben, gewissermaßen zum Jahrestag, und dort ist Thomas breit genannt worden, von Verdächtigungen nichts mehr zu spüren. Die Zeitung bekommt er zwar nicht, aber einen Brief hat er bekommen von der Kleinen; die hat es ihm geschrieben, und sicher hat die Mutter dahinter gestanden und gesagt, was sie schreiben sollte.

So kreisen die Gedanken und gleiten ständig weiter. Denn Gustav, überlegt sich Thomas, hat auch alle Veranlassung, solchen blödsinnigen Gerüchten, die ihn in Verdacht ziehen sollen, entgegenzutreten. Dafür kennen sie sich beide zu genau. Und es ist nicht seine Schuld, daß er damals Gustav nicht ins Vertrauen gezogen hat, erstens pflegt er mit sich selbst alleine fertig zu werden, zweitens hat ihn auch niemand danach gefragt. Darum kreisen die Gedanken.

Eine Welle von Bitterkeit schlägt hoch: das ist doch seine ureigenste Sache, ob er von der Arbeit etwas versteht oder nicht. Er versteht eben, er versteht mehr davon, als die meisten der Kollegen wissen, er hat Freude daran, er versteht so viel, daß die Leute oben im Büro auf ihn aufmerksam geworden sind. Mit so einem Ingenieur, wie sie heute die höhere Schule auf die Menschheit losläßt, kann er es ruhig aufnehmen. Wenn er auch als Metallscheifer in der Lohnliste steht, so heißt das noch nicht, daß er einen besonderen Aufpasser braucht, ihn hat niemand mehr anzulernen und der Meister in der Bude ist froh, wenn er selbst mit ihm, dem Thomas, keine Zusammenstöße hat, sie gehen sich geflissentlich aus dem Wege, er legt ihm seine Arbeit hin und damit fertig. Damit hatte es angefangen, von niemandem hat sich der Thomas in seine Arbeit hineinreden lassen. Und der Thomas hat offene Augen in seinem Betrieb gehabt. So ist er schon nach kurzer Zeit dahinter gekommen, daß die Shapings für die Arbeit, die er darauf hatte, ein

wenig anders eingerichtet werden müßten, damals wurden dort Gewehrschlösser hergestellt. Auch das tote Metall lebt, es hat seine Eigenarten und Launen, ein guter Arbeiter wird das schon am Stück erfühlen. Das gilt besonders für die Werkzeuge. Der Stahl muß eben in seiner besonderen Art gefeilt und geschliffen werden, das kann man nicht völlig lernen, das muß man dem Stück geradezu ansehen können, sonst platzt es nachher in der Schmiede beim Härten weg. Thomas verstand sich darauf, bei ihm saß das Stück, wenn er es in die Hand genommen hatte. Er erfand eine Reihe Verbesserungen im Arbeitsgang, erfand neue Hilfsmittel, die auch der weniger Vertraute anwenden konnte, er konnte für jedes einzelne Stück in der Schmiede genaueste Anweisungen geben, wie es behandelt werden müßte, er konstruierte neue Teile an der Shaping, mit denen man an Arbeit sparen und das Material schonen konnte, seine Fürsorge erstreckte sich auch auf die Dreh- und Revolverbänke, und oben die im Kontor ließen ihn ruhig gewähren. Von Zeit zu Zeit wurde er nach oben gerufen, er sollte Zeichnungen begutachten, wurde zur Kalkulation herangezogen. So war es denn auch gekommen, daß er mit besonderen Zuschlägen arbeitete, solche, die mit im allgemeinen Akkord waren, und solche, die nur ihm gegeben wurden, und die in der Verrechnung als Prozente an eingeführten Verbesserungen erschienen. Damals hatte Thomas einen Haufen Geld verdient und Gustav, der neben ihm an der Drehbank stand und ihm zuarbeitete, mit, denn sie hatten den Akkord am Stück gemeinsam. Überhaupt wurde in dieser Abteilung auch allgemein, natürlich nicht zuletzt durch die Ratschläge des Thomas, ganz gut verdient. Es wäre vielleicht das Gegebene gewesen, Thomas in die Betriebsleitung zu übernehmen. Damals bekam Thomas von den kleinen Krautern aus der Stadt, Schlossermeistern, die sich im Krieg erweitert hatten und zum Fabrikanten aufgestiegen waren, für irgendeine Teilproduktion verlockende Angebote. Er hätte es leicht zum Werkmeister bringen können, ja bis zum Teilhaber, wenn er sich um Kredit oder Geld bemüht hätte. Gustav, der zwar sehr phlegmatisch tat, aber sonst sehr gewitzt war, der einzige übrigens, an den sich Thomas ganz angeschlossen hatte, vor dem er keinerlei Geheimnis halten konnte, Gustav hatte ihm sogar geraten, mit der Firma Kippe zu machen; Thomas setzte sich im Auftrag der Eisenwerke in so eine

Spezialbude hinein und schanzte dann den Kleinen dem Großen in die Arme; damals war erstmalig im Ort die Spezialität aufgetaucht, Stanzwerkzeuge und Stempel herzustellen, für Firmen im Auslande, die auf diese Weise eine Massenfabrikation ins Leben rufen wollten, indem sie sich die Werkzeuge, die mangels gelernter Facharbeiter an Ort und Stelle im Lande selbst nicht hergestellt werden konnten, einfach laufend bestellten; das war lohnende Arbeit für diese Schlossereibetriebe und eine gefährliche Konkurrenz für die einheimischen großen Metallwarenfabriken. Thomas' Vorschlag hatte also Hand und Fuß, und wenn es sich bei der Firma um einen Privatbetrieb gehandelt hätte mit nur einem Kopf an der Spitze, wäre auch Thomas mit offenen Armen aufgenommen worden. So aber waren mehrere Direktoren vorhanden, die sich selber gegenseitig nicht grün waren und vor dem Aufsichtsrat gegeneinander intrigierten. Die untergeordneten Ingenieure und Betriebsleiter waren zu einer weiterblickenden Geschäftsführung nicht verpflichtet, sie würden höchstens als Streber anstoßen, ein Lob im Aufsichtsrat erzeugt Neid. Außerdem durfte man auch den Arbeiter Thomas nicht zu sehr über seinen ihm vorbestimmten Rahmen hinauswachsen lassen, Arbeiter bleibt Arbeiter. Zwar hat man ihm den Werkmeister angeboten, aber, das war ja zu offensichtlich, bei seinen Prozenten stand sich Thomas als Schleifer viel besser als mit dem Meistergehalt. So kamen die Vorschläge des Thomas nicht recht weiter, die Chance, im Ort den Werkzeugbetrieb in die Hand zu bekommen, blieb unausgenutzt, andere wurden hinzugenommen, teuere Ingenieure, allerhand Organisationsfritzen, (wir leben doch in der Zeit der allumfassenden Organisaton) kamen und gingen, die Aktionäre verloren ihr Geld, die kleinen Fabrikanten wurden ihre Ersparnisse los, Banken gingen Krachen, die Kreditinstitute der kleinen Sparer, Kreis und Provinz mischten sich ein, Betriebskredite wurden geschnorrt, das soziale Empfinden schlug hoch, wenn es heißt, Arbeit zu schaffen für Leute, die sonst der Gemeinde auf der Tasche liegen — — alles ging an Thomas vorüber, Thomas hatte davon nichts zu spüren, sein Platz stand sehr fest, überhaupt die ganze Abteilung; die Eisenwerke, die vorübergehend mehrere Abteilungen immer stillzulegen pflegten, es war die Zeit, wo die Großbetriebe nach neuen Produktionszweigen tasteten, die Firma benutzte gerade

ihren Werkzeugbetrieb, um den Aktionären gegenüber die Notwendigkeit neuer finanzieller Opfer zur Reorganisation und Umstellung zu vertreten; der alte Arbeiterstamm muß zunächst erhalten bleiben, schrieben sie damals in den Prospekten.
Und dann war überraschend die erste große Krise gekommen. Streit in der Direktion, der Generaldirektor fliegt, Bankiers ziehen auch in die Geschäftsführung ein, in die technische Direktion werden neue Leute geholt, völlig dem Betrieb fremde, damit ein neutrales Urteil für die weiteren Möglichkeiten gewahrt bleibt, die Ingenieure und Meister werden ausgewechselt, die Stammarbeiter in der Werkzeug-Abteilung, die Schleifer und Dreher werden unzufrieden, die Akkorde sind umgestülpt, Prozente abgeschafft, ein Betriebsingenieur bekommt die Sache in die Hand mit der Aufgabe energisch durchzugreifen, man ist möglicherweise auf die gewohnte Produktion nicht mehr angewiesen — so kam es bald zum Krach, unter den Stammarbeitern wurden die ersten gekündigt, die ganze Bude wurde ein Hexenkessel, Streik? — — die Mehrheit entschied sich für Abwarten. Thomas war an der Entwicklung ganz unbeteiligt. Aber merkwürdigerweise, die Kollegen geben dem Thomas irgendwie die Schuld, sie trugen es ihm nach, vielleicht daß er sie alle in einen Kampf um die alten Akkorde hätte führen sollen, denn er hatte sie ja im Grunde genommen eingeführt, es waren die von ihm ausgearbeiteten, jedenfalls war von der Zeit an Thomas ein Fremder, er wurde gemieden, behandelt wie ein Verräter.
Und gerade Thomas, das schlug ihm in der Erinnerung die Bitterkeit hoch, hatte am meisten verloren. Die Freude an der Arbeit war weg, wieder hatte es sich einmal gezeigt, daß es einen Aufstieg in seiner Arbeit für den Arbeiter nicht gibt. Möglicherweise hatte er den Zeitpunkt verpaßt, hätte weniger Geld nehmen sollen und dafür den Meisterposten, möglicherweise lagen da oben im Kontor nur bürokratische Erwägungen vor, die er hätte durchbrechen können, vielleicht hätte er selbst zu dem neuen technischen Direktor gehen sollen, sich zunächst mal Gehör verschaffen, sich ein wenig einschmeicheln — — der Schlag war sehr schwer, doppelt schwer, weil ihm dabei die gute Laune abhanden gekommen war. Thomas antwortete den Kollegen genau so, wie man ihn behandelte. Er blieb von der Zeit an finster und verschlossen. Mochten sie reden, er

hatte nicht notwendig sich zu verteidigen. Im Innersten hatte er im Gegenteil gehofft, die andern würden kommen und ihm helfen, Widerstand zu leisten. Niemand war gekommen. Feind — nur, auf einmal nur Neid und Haß und Verdächtigungen; würde er schwach geworden sein, hätte er selbst zu jammern angefangen und sich zu beklagen, sie hätten ihn ausgelacht, bösartiger Hohn. Die Zeit war zudem vorbei, im Ort bei den Kleinen mit den großen Projekten unterzukommen. Später war er froh, als das Arbeiten in der Bude hauptsächlich der Kollegen wegen immer unleidlicher wurde, als Dreher irgendwo einzutreten, fast zum halben Lohn, allerdings waren eben die Zeiten schlecht.

Und dann war das in der Gerichtsverhandlung breitgetreten worden, vor allem der Verteidiger hatte es für nötig befunden, die Sache auszuwalzen, vielmehr noch war es aber in den Untersuchungsprotokollen verwandt worden, die ja den anderen, jedem einzelnen der Mitangeklagten stundenlang vorgelesen werden: dieser selbe Dr. Kramer, der früher im Eisenwerk der Betriebsleiter gewesen war, und mit dem Thomas seine Prozente zu verrechnen hatte — — Kramer wird daran nicht wenig verdient haben, ganz zu schweigen davon, daß er sich mit den erzielten Verbesserungen ein großes Ansehen in der Branche verschafft hatte — — dieser Dr. Kramer war als Syndikus in den Arbeitgeberverband hinübergewechselt, und Thomas hatte die ganzen Jahre keinerlei Verbindung mit ihm unterhalten, darum handelte es sich ja gerade: ausgerechnet dieser Kramer hatte in den letzten Streiktagen und vor allem noch in der gleichen Nacht sich fieberhaft bemüht, mit Thomas selbst in Fühlung zu kommen. Die Frau hatte davon gewußt und geschwiegen, Bork war darüber im Bilde gewesen, Stadtbeamte, die Kramer nach Thomas auf die Suche geschickt hatte, ein Polizeioffizier, der in jedem Fall noch vor der entscheidenden Aktion den Thomas herbeischaffen sollte — — Thomas hatte noch einem von diesen Boten, der ihn zufällig vor dem Hause gestellt hatte, eine derbe Abfuhr zuteil werden lassen. Und dann war schon viel später, Thomas lag noch im Krankenhaus, auf einmal das Gerücht davon verbreitet worden, und mit allen möglichen Ausschmückungen und Verdächtigungen war es weiter getragen worden, dabei hatte Gustav von der ganzen Sache gewußt. Was ging das auch die andern an, es lag ja gar nichts

vor — — nur dem Gustav hatte Thomas sogleich davon erzählt, denn Gustav kannte den Mann auch ganz gut. Und es war auch gar nicht in Frage gekommen, daß Thomas bei dem Syndikus zu Verhandlungen erschienen wäre, jedenfalls nicht ohne vorher die andern im Ausschuß zu fragen. Zu einer Aussprache mit den Kollegen war es ja auch nachher nicht mehr gekommen, Thomas konnte aber auch nicht den Entschluß fassen, jetzt von selbst davon anzufangen, dazu war er zu erbittert, das Blut schoß ihm nur so zu Kopf, wenn er daran denken mußte. Und das kam eine lange Zeit täglich und mehrere Male am Tage vor. Bitteres Unrecht hatte man ihm angetan.
Aber der Gefangene war allmählich darauf gekommen diesen Gedanken weiterzuspinnen. Der Betriebsleiter mochte über gewisse theoretische Grundlagen verfügen, einen besseren Überblick, vielleicht auch mehr gesehen haben, in seinem besonderen Fach wird ihm Thomas nicht viel nachgeben, und Thomas sieht mehr für das Gegebene des Augenblicks — ist denn das ein Verbrechen? Darüber begann Thomas sich zu ereifern. Will ihm denn wirklich einer verbieten, von seiner Arbeit mehr zu verstehen als der Meister und die Betriebsleiter? Es ist doch auch gar nicht sicher, ob man sich hätte mit dem Dr. Kramer nicht verständigen können. Es hat nichts auf sich, daß der Befehl erteilt worden sein sollte, das Leben des Thomas besonders zu schonen — — war er denn nicht der Führer, mit dem man glaubte verhandeln zu müssen? Die Frage gab einer zwiespältigen Stimmung Raum. Thomas ging in der Zelle mit stampfenden Schritten auf und ab, er hatte sich schon daran gewöhnt, nur mit dem einen Fuß stark aufzutreten, der andere war mehr Dekoration. Das ist die Woge der Massenbewegung, die Führer zuerst wegzuspülen — — und er hätte vielleicht gut nützen können — — das war die Frage. Es blieb schließlich für ihn eine grausame Bosheit, gerade diese Suche, zu der er nicht mal etwas hinzugetan hatte, im Prozeß hervorzuzerren. Und wiederum: auch etwas Richtiges lag darin, fühlte er, sich nicht zu verstecken, doppelt stark damit hervorzutreten. Dann wieder kam ihm eine Schwäche zu Bewußtsein: er konnte überhaupt nicht reden, wahrscheinlich denkt er zu langsam, er kann nicht sofort springen. Als der Verteidiger davon angefangen hatte, da war es an ihm gelegen, alles das auszusprechen — — und er hatte geschwiegen, einen Knoten im Hals und hatte sich

geschämt. War nicht mehr einzuholen und jetzt gerade nicht. Bork hatte es verstanden, sein Verfahren von den anderen abzutrennen. Der hatte mächtigere Leute hinter sich, ein ganzer Apparat war da eingesetzt worden. Bork war in der Verhandlung überhaupt nicht erschienen. Ein anderes, ein höheres Gericht wird ihn aburteilen, hat es geheißen; kennt man schon, vielleicht — — man soll nicht jedem Menschen von vornherein Schlechtes nachsagen. Aber Bork, das wird Thomas nicht überwinden, war nicht sein Freund; ein aufgeblasener junger Mann, der alles besser verstehen will, und hat noch nichts durchgemacht, ein studierter Affe, der sich weiß Gott was dünkt. Wenn die Frau, selten genug, Thomas besuchen kommt, zanken sie sich schon nach wenigen Minuten über Bork. Er soll verrückt sein mit seinem Mißtrauen, schilt dann die Frau, er, der Thomas, in dem die andern am liebsten den Verräter sehen möchten, ausgerechnet er. Und alle erzählen von Bork, immer noch mit einem Ton von Hochachtung, als etwas ganz anderes, besseres, merkwürdig — — Thomas kann das nicht verstehen. Er hat dann in der Stille seiner Zelle, wenn die andern lesen und ihren Hoffnungen nachhängen, in der Pausc nach dem Essen, abends nach der Arbeit, Thomas liest wenig — — dann haßt er den Bork besonders, empört sich gegen dieses Überlegen-Getue, er überrascht sich dabei, wie er die Fäuste geballt hat — — dazu lohnt es sich wiederum nicht — — aber Bork soll die Lenchen nicht mitnehmen. Die Frau hat ihm erzählt, Bork will mit der Ältesten zusammenziehen, das Mädchen ist ganz verrückt nach dem Kerl, auch das noch. Die Mutter ist blind, wird immer ihren eigenen Weg gehen, immer gegen ihn. Thomas quält sich damit. Aber er kann ja nichts ausrichten, es hat ja keinen Zweck. Sie hören nicht auf ihn, wenn auch — — er ist tot und ausgeschaltet. Schließlich muß er sich trösten, die Älteste war ihm von jeher fremd, in der Tat ein fremdes Kind. Er würde sich nicht wundern, wenn er überhaupt nicht der Vater wäre. Sie geht nach ihrem eigenen Kopf, ganz wie die Mutter. Es wird sich vieles ändern, sogar ändern müssen. Bork ist noch nicht aus der ganzen Sache heraus. Thomas muß sich direkt zwingen, den Gedanken daran sich aus dem Kopf zu schlagen. Es nützt ihm ja nichts. Das ewige Spintisieren macht müde und stumpft ab. Er will niemandem etwas Böses wünschen. Er hat mit sich selbst zu tun. Er möchte von Carl etwas

hören, Carl ist wegen irgendwelcher Umtriebe in eine andre Anstalt verlegt worden. Er muß noch jetzt manchmal lachen über den armen Kerl. Und von Gustav; der wird draußen eine große Agitation entfalten, der Wärter hat es neulich mal Thomas gesagt.

Und unlängst hat Thomas auf dem Hofe Leberecht getroffen, ist mit anderen auf dem Wege zur Werkstatt an dem Genossen vorbeigegangen. Und Leberecht hat ihm freundlich zugenickt, so verschmitzt lächelnd, kameradschaftlich, als ob sie beide ein Geheimnis hätten. Thomas war zuerst ganz verdutzt. Dann hatte er das Gefühl, als wäre er rot geworden wie ein ertappter Schuljunge. Aber es war Freude, es war so ein Glücksgefühl dabei. Schließlich war der Leberecht gar kein so schlechter Kerl, nur ein wenig verbohrt. Leberechts Frau soll schwer krank sein, ein Kind ist gestorben, die ganze Familie ist von der Stadt auf die Straße gesetzt worden, der Wärter weiß über alle diese Vorgänge genauestens Bescheid, Leberecht wird niemals mehr eine Arbeit bekommen. Und doch hält sich Leberecht aufrecht, hat sich gewissermaßen rausgemacht, stellt Thomas fest.

Da sind noch ein paar andere von den Zugewanderten, Thomas kennt sie kaum. Plötzlich wie auf Verabredung haben sie eines Abends mal angefangen zu singen. Als ob sie im Gasthaus gesessen hätten. Jedenfalls haben sie Mut gezeigt. Und es war beinahe lustig zugegangen. Mit der Zeit gleiten viele Widerstände weg.

III.

Endlich hat sich einmal auch der Prozeß Bork abgerollt. Die Nachrichten darüber sind allerdings nur sehr tropfenweise geflossen. Zuerst hatten sie alle damit gerechnet, als Zeugen mit vernommen zu werden. Das hätte eine Fahrt nach Leipzig gegeben, vor dem Reichsgericht fand der Prozeß statt. Und Bork war nicht der einzige Angeklagte, hatte selbst im Prozeß nur eine ganz untergeordnete Rolle gespielt. Der Streik in R. war nur das Glied in einer langen Kette von Plänen und Ereignissen, um die vor Gericht politisch gekämpft werden sollte, die eigentlichen Vorgänge in R. waren schon vorher im Wechsel

der Schriftstücke als für die Gesamtbeurteilung unerheblich beiseite geschoben worden. Dazu war Bork von der Anklage wenig Positives zu beweisen. Er war weder der Anstifter noch der Führer. Er war gekommen als ein unterer Parteibeamter, er hatte die Möglichkeit zu untersuchen, am Ort die Parteiorganisation auf breitere Basis zu stellen, die Bewegung zu studieren, die Gewerkschaften — – er war nicht direkt mit den Vorgängen in Verbindung zu bringen. Wenn er über die schon vorher vereinbarte Zeit geblieben war, so war das mit rein politischen Gründen zu belegen, übrigens lehnte auch die Partei, die hinter seinem Auftreten stand, jede Verantwortung dafür ab. Das Schwergewicht der Untersuchung war eben, was Bork anbetraf, völlig verschoben. Bork war auch schon lange vor der Verhandlung auf freiem Fuß. Die drinnen konnten das nie richtig verstehen. Ganz allmählich sickerten erst die Zusammenhänge durch. Der Nachfolger Carls in der Bibliothek, auch ein Politischer, ein Berliner, der fast alle Wochen von Rechtsanwälten und Abgeordneten besucht wurde und eine besondere Vorzugsstellung eingeräumt bekommen hatte, war besser orientiert. Er konnte Zeitungen beschaffen und auch sonst Aufklärungen geben, und schließlich fügten sich diese Bruchstücke, die in Abständen von allen Seiten beigebracht wurden, auch bei Thomas zu einem alles umfassenden Bild. Sie sollten erst später merken, wie außerordentlich ihre Lage sich dadurch verschlechtert hatte.

Die Front der Anwälte, die von der Partei in den Kampf geschickt wurde, rollten die Vorgänge in einem größeren Zusammenhange und damit zugleich von einer ganz neuen Seite auf. Die deutsche Werkzeugindustrie wurde sogleich nach Beendigung des Krieges ein begehrtes Ziel internationaler Kapitalgruppen. Die in ihrer Leistungsfähigkeit durch den Krieg ins Phantastische hochgeschraubte Industrie war für die schwedische und amerikanische Konkurrenz eine große Gefahr, zugleich aber auch ein nicht zu unterschätzendes Machtmittel, einmal im Kampf gegeneinander, aber auch für diejenigen Interessenten, die sich den Glauben an die deutsche Wehrmacht und den Wiederaufstieg Deutschlands zu bewahren hofften. Dieser Industrie die Grundlage der Produktionskapazität zu entziehen, war daher die vornehmste Aufgabe derjenigen Kapitalgruppen, die auf dem einen oder andern der oben angedeute-

ten Wege damit ins Geschäft kommen wollten. Das aber bedeutete, ein Betrieb, der sich im Laufe der Jahre für das Ausland fast konkurrenzlos auf eine bestimmte Spezialität eingerichtet hatte, mußte zum Experimentieren gebracht werden. Mit dem Wink lohnender Aufträge, die das Fehlen der Heeresaufträge verschmerzen lassen würden, wurde der innere Kapitalfonds der Unternehmen verbuttert im Versuchsbau, die Aufträge blieben aus, das Geld wurde knapp, der Zusammenhang in der Maschinerie der Spezialitäten-Herstellung begann verloren zu gehen, was über Wasser gehalten werden sollte, wurde über London oder Amsterdam mit kurzfristigen Zwischenkrediten gefüttert, und dann war es meist so weit, der Ramsch konnte anfangen. Während die Schweden die Betriebe wenigstens intakt ließen, die leistungsfähigsten in ein Kartell zusammenschlossen, das rücksichtslos den deutschen und europäischen Markt zu erobern ausging, nahmen die Amerikaner die Verfahren und Lizenzen mit, alles was irgendwie im Arbeitsprozeß zu verwerten war und ließen den Betrieb später einfach liegen wie eine ausgequetschte Zitrone; es hätte schon ein neues Wunder geschehen müssen, ein derartiges Unternehmen auf die Dauer mit neuem Leben zu füllen. Natürlich geht ein derartiger Prozeß über einen Zeitraum von Jahren. Da gibt es Momente, die eine vorübergehende Belebung bringen. Sowjet-Rußland ist als drängender Käufer am Markt, an den man noch ein gut Teil von dem Rest, der übrig geblieben ist, abstoßen kann. Was neu verlangt ist, wird in dem inzwischen desorganisierten Betrieb zusammengehauen, auf Qualität wird nicht mehr gesehen. Man nimmt Preise nach Gefühl. Was man dem einen beinahe verschenkt, muß der andere entsprechend teurer bezahlen. Zahlt der Russe nicht, so muß man das Geld aus Südamerika holen und umgekehrt; auch der Balkan ist noch guter Platz, schlechte Ware abzusetzen. Inzwischen geht unmerklich der Stamm von Facharbeitern, auf dem der Betrieb ruht, verloren. Er zerstiebt und zerkrümelt sich, und wenn es im Interesse der Drahtzieher des Ganzen liegt, so kann dem leicht nachgeholfen werden, damit dieser Prozeß schneller vonstatten geht. Das ist nur der Umriß einer bestimmten Entwicklung, in wenigen Worten. Die Begründung von Einzelheiten würde hier den dafür nötigen Rahmen sprengen. Aber der hier in Betracht kommende Vorgang ist ohne einen Querschnitt durch das

Ganze nicht zu verstehen, mag dieser Streik in R. mit nachfolgender Aussperrung auch noch so ein unwesentlicher Teil nur sein. Und davon ging die Verteidigung aus.
Den einzelnen kleineren Betrieben im Bezirk war es gelungen, sich durch Hereinnahme von Lohnaufträgen über Wasser zu halten. Sie bereiteten damit den größeren, mit fremder Kapitalshilfe wieder aufgepumpten Unternehmungen eine recht empfindliche Konkurrenz. Aber nicht nur im Inlande gab es immer mehr Firmen, die als Grossisten, Händler, Warenhäuser und Exporteure Werkzeuge im Spezialitäten-Teilbau auf Lohnarbeit gaben und nur Montagewerkstätten unterhielten oder nur die Vermittlung für schon bestehende selbständige Werkstätten übernahmen, nein, besonders der ausländische Käufer, der von der schwedischen und amerikanischen Industrie nicht völlig abhängig zu sein wünscht, läßt Werkzeuge, Stempel und Stanzen, die er zum Aufbau einer eigenen mechanischen Fabrikation braucht, in Lohnauftrag herstellen, das heißt, er liefert das Material, bezahlt den entsprechenden Anteil an den allgemeinen Betriebskosten, zahlt den Lohn und einen kleinen Zuschlag. Es versteht sich, daß diese Methode, sofern sie größeren Umfang annimmt, den großen Konzernfirmen der Metallindustrie erheblichen Abbruch im Exportgeschäft bringen müßte.
Bisher waren die Betriebe in einem zwar im Bezirk begrenzten, aber in seinen Maßnahmen durchaus selbständigen Industrie-Verband zusammengeschlossen gewesen. Die R'schen Eisenwerke als der bei weitem größte Betrieb hatten die ersten Krisenanzeichen benutzt, diesem Verband, in dem sie, da weder Produktionsquoten noch konventionsmäßige Umlagen festgesetzt waren, keinen besonderen Einfluß besaßen, einen Arbeitgeber-Verband der Metallindustrie entgegenzusetzen, dessen Leitung schon rein nach der Zahl der Belegschaft in ihren Händen liegen mußte. Damit war der Leitung der Werke ein Instrument erwachsen, mit dem der Machtkampf zur Ausschaltung der lästigen Konkurrenz der Lohnbetriebe geführt werden konnte. Soweit die Vorgeschichte für diesen besonderen Fall, im Ausschnitt.
Die Verteidigung hatte nunmehr unter Beweis gestellt, daß die Kapitalgruppe, die über die Aktienmehrheit der R'schen Eisenwerke verfügte, zu der Zeit wenigstens verfügte, als die Aussperrung durchgeführt wurde, denn in der internationalen

Hochfinanz wechseln manchmal die Interessen überraschend schnell — — daß also die Amsterdamer Bankiergruppe geradezu die Hergabe weiterer Betriebsmittel von der Bedingung abhängig gemacht hatte, die in beiden Verbänden zusammengefaßten kleinen und mittleren Betriebe, soweit sie auf Lohnarbeit eingestellt waren, vorerst zur Strecke zu bringen. Als Kampffonds war eine ansehnliche Summe, die auf einen immerhin kleinen Bezirk berechnet annähernd eine Million Goldmark erreichte, zur Verfügung gestellt. Das gegebene Mittel war der Vorstoß des Arbeitgeberverbandes, der mit dem Versprechen, Unterstützungen zu zahlen, die Kleinen zum Schweigen gebracht hatte. Der ganze Plan kam den Mitläufern und kleinen Fabrikanten erst zu vollem Bewußtsein, als es bereits zu spät war. Die Aktion war schon im Gange, polizeiliche Unterstützung angefordert, die erst widerstrebende Stadtverwaltung war unter Druck von oben gesetzt worden, der Nachrichtenapparat hatte auch die Regierung wenigstens insoweit zu mobilisieren verstanden, als militärische Unterstützung im Falle größerer Unruhen zugesagt worden war. Schließlich war es sogar gelungen, das Militär zur Stelle zu bringen, und so den letzten Schlag zur Auslösung zu bringen. Einmal so weit, war an eine geregelte Wiederaufnahme der Arbeit für längere Zeit nicht zu denken, der Arbeiterstamm war in alle Winde zerstreut, wenn nicht eingesperrt, existenzbedrückt und in andere Branche längst abgewandert. Den leerstehenden Betrieben, die zudem ihre Arbeit verloren hatten, war ein Würgeangebot gemacht worden. Das alles brachte die Verteidigung sehr ins Einzelne gehend und mit zahlreichen Belegen vor. Die der Aufruhrstiftung angeklagte Partei gefiel sich in dem Falle in der Rolle des Beschützers deutscher Arbeit und deutschen Industriefleißes. Es waren die Methoden einer Amsterdamer Diskonteurclique, die unerlaubten Einfluß auf die Kreis- und Provinzialbehörden genommen hatte und auf die Stadtverwaltung, und deren Ziel die Vernichtung eines bisher blühenden Industriezweiges gewesen war, einschließlich der Fabrikanten, der Kreise von Handwerk und Handel, und natürlich auch und nicht zuletzt der Arbeiterschaft, die brotlos gemacht worden war. Die Sache erregte ziemliches Aufsehen, die Stimmung im Bezirk war schon vorher umgeschlagen, und das Gericht sah sich genötigt, weitgehendste Beweisanträge in der Auswahl der

Zeugen zuzulassen. Und so kamen noch eine Menge Einzelheiten ans Licht.
Bork war der Mann, der die ganzen Zusammenhänge aufgedeckt hatte. Bork hatte dafür einen erstklassigen Zeugen, der von der Gegenseite nicht umzubringen war, nämlich den Mann, der die Kampagne begonnen und zum Teil geleitet hatte, und der alles Material seinerzeit Bork zugänglich gemacht hatte. Es war derselbe Dr. Kamer, der Syndikus des Arbeitgeber-Verbandes. Also Bork hatte mit dem Dr. Kramer zusammengesteckt — — Thomas war, als er dies das erste Mal hörte, wie vor den Kopf geschlagen. Aber es war ja nicht daran zu zweifeln. Trotzdem war es schwer, nur auf Einzelnachrichten angewiesen, die zudem nur im Vorbeigehen einem zugesteckt wurden, flüchtig aufgekritzelt auf einem Zettel im Bibliotheksbuch, die Zusammenhänge ganz zu verstehen.
Das war so gekommen: Kramer, der bisherige technische Leiter war seinerzeit aus taktischen Gründen bekanntlich aus dem Betrieb herausgenommen und, um eine größere Abfindung, die möglicherweise auf dem Klagewege entschieden worden wäre, zu sparen, in den neugegründeten Verband hineingeschoben worden; Dr. Kramer hatte sich damit zufrieden gegeben. Das war auch eine ganze Zeit gut gegangen, denn schließlich der akademisch Vorgebildete mit Frau und Kindern hat Rücksichten zu nehmen und kann nicht so ohne weiteres mit dem Kopf gegen die Wand wie manch junger politischer Fanatiker. Jedenfalls hatte er die Organisation zur Zufriedenheit geleitet, ein treuer Diener seines Herrn, so daß der Verwaltungsrat Vertrauen genug gewonnen hatte, um, so weit es angängig war, sich in die Karten blicken zu lassen. Gerade das aber wurde dem Dr. Kramer zum Verderben. Insgeheim knüpfte er gewisse Fäden an mit den Fabrikanten, die ausgebootet werden sollten, streute wie unabsichtlich Worte und Bemerkungen, die manche Leute stutzig werden ließen, und schon nach den ersten aussichtslosen Verhandlungen zur Beilegung der Aussperrung hat er mit verwandten Verbänden, die ein Übergreifen der Bewegung auf ihre Branche zu fürchten hatten, ein Abkommen getroffen, dem sich auch Leute seines eigenen Verbandes angeschlossen hatten, den Streit so schnell wie möglich beizulegen. Auch von dieser Mächtegruppierung waren Denkschriften an die Regierungsstellen gegangen, nur mit dem Unterschied, daß

dank energischer Nachsprache an der Spitze nur die offiziell mit Dr. Kramer gezeichneten Berichte Glauben fanden. Die Lage war schwierig, umsomehr, als die von ihm Aufgeklärten zu einem entscheidenden Schritt drängten, sogar bereits ziemlich offen mit dem Austritt gedroht hatten. Dr. Kramer hat damals mehr als einmal das Interesse verwünscht, das ihn noch mit der alten Arbeit verbunden und so diese zwiespältige Stellung hervorgerufen hatte, schweigen hätte er sollen — — das wird er sich oft genug vorgehalten haben. In dieser Lage hatte er sich des Thomas erinnert. Wie ein rettender Ausweg war es ihm erschienen, den Thomas vorzuschieben. Thomas hatte offen mit den aus der Reihe tanzenden Fabrikanten verhandeln sollen, eine Gruppe hinter sich bekommen; dann wäre auch die Veranlassung gewesen, das, was bisher nach oben geflissentlich totgeschwiegen wurde, öffentlich zu erörtern. Aber auf der Suche nach Thomas war Dr. Kramer auf Bork gestoßen, von dessen Anwesenheit in der Stadt und Beteiligung an den Unruhen er bisher keine Ahnung gehabt hatte, was ja verständlich ist, und damit hatte es angefangen.

Die beiden hatten sich schon im Felde kennengelernt. Kramer war Batterieführer zuletzt, Bork drückte sich überall herum. Kramer hielt ihn für einen Flieger, Bork soll auch damals das Abzeichen getragen haben, wenngleich es Kramer jetzt nicht beschwören kann — — Jedenfalls eine nachträgliche Untersuchung hatte ergeben, daß Bork niemals Flieger gewesen war, auch in keiner sonstigen Abteilung der Flieger- oder Fliegerabwehrtruppen geführt wurde. Ein Beisitzer hatte sich zu dem Verdacht verstiegen, daß Bork unter der Uniform ein Spion gewesen sein müsse oder ein Deserteur oder einer von denen, die zwischen Front und Heimat in allen möglichen Uniformen hin- und herwechselten, um das Heer mit revolutionärer Propaganda zu durchsetzen. Dazu würde sich die Fliegeruniform gut geeignet haben. Ausweise hatte Kramer nicht gesehen, verständlicherweise, auch nicht danach gefragt; Bork sei ein famoser Kamerad gewesen, und er habe vollstes Vertrauen zu ihm gehabt. Später, so gab Dr. Kramer zu Protokoll, habe er ihn noch öfter gelegentlich getroffen, in Berlin oder irgendwo, er kann sich nicht recht erinnern, er sei auch ganz überrascht gewesen, Bork in R. zu begegnen, er habe ihn in seine Wohnung eingeladen und dort hätten sie sich ausgesprochen. Darum

drehte es sich, es war an sich schon eine Sensation. Aber es kam noch mehr: Der gute Dr. Kramer war hocherfreut gewesen, als Bork ihm gestanden hatte, daß er selbst mit den Gewerkschaften in Fühlung sei und zu ihrer Beratung und um die Organisation auf eine straffere Grundlage zu stellen, am Orte anwesend sei. Bork habe ihm leid getan, er hätte einen völlig verstörten Eindruck gemacht und, nur um ihm zu helfen, seien sie beide dann über die Vorgeschichte, so wie er, Dr. Kramer, sie aufgefaßt habe, ins Gespräch gekommen. Bork ergänzte das, indem er darauf hinwies, daß Kramer ihm alle Unterlagen, den gesamten Briefwechsel, die Denkschriften, seinen eigenen neuen Organisationsplan und anderes mehr zur Durchsicht ausgehändigt habe. Dabei hätten sie einige Flaschen Wein getrunken. Das war an einem Nachmittag, den Tag vorher, an dem es später zu den Schießereien gekommen war. Wenn zwei Freunde ins Erzählen geraten, wird nicht jedes Wort auf die Goldwaage gelegt. Bork hat bedauert, den Freund nicht früher getroffen zu haben. Indessen hat er sofort einen entsprechenden Bericht an die Parteizentrale abgesandt. Der Bericht sei natürlich, um noch wirksame Gegenmaßnahmen treffen zu können, zu spät gekommen. Am nächsten Tage hat Bork noch einmal Dr. Kramer aufgesucht. Der sei dann wie geistesabwesend und völlig niedergeschlagen gewesen, es sei nicht mehr zu ändern, hat er nur immer gestöhnt, der Befehl zum Eingreifen ist erteilt, der Oberst wird nicht länger warten. Das alles war weitläufig in einer Broschüre auseinandergesetzt, vermutlich doch anhand der Verhandlungsberichte, die der Fabrikantenverband gegen den schwedischen Trust, der inzwischen auf die Eisenwerke seine Hand gelegt hatte, zu veröffentlichen gezwungen war, nachdem alle gütlichen Einigungsversuche auf Entschädigung und Abfindung gescheitert waren. Thomas war diese Schrift zugesteckt worden. Er konnte sie jeden Tag lesen, den Sinn, der ihm zuerst so unverständlich erschien, verschlingen. Von den Arbeitern, von dem Kampf der Arbeiter, die um ihr Recht und um ihre Existenz zu kämpfen ausgezogen waren, von den Forderungen, von den Verhandlungen beim Magistrat, von den Provokationen, von der Bewaffnung, zu der die Arbeiter als Schutzmaßnahme sich entschlossen hatten, stand darin kein Wort. Die Arbeiter wurden überhaupt nicht erwähnt.

Über diesen Oberst wußte Bork sogar noch eine nette Anekdote zu erzählen, die darauf schließen läßt, daß Kramer auch bei der zweiten Begegnung mindestens eine Flasche Wein zum besten gegeben hat, denn allein schon die Stimmung, in der sie Kramer dem Freunde anvertraut haben mag, verlangt das. Der Oberst, an der Spitze seiner bewaffneten Macht, war im Grunde alles andere als kriegerisch gesinnt. Er hatte einige Herren ins Rathaus zur Konferenz zusammenrufen lassen, Dr. Kramer war auch unter den Geladenen. Als Vertreter der Bürgerwehr waren drei Herren, darunter der Bäckermeister Hanke, erschienen. Diese hatten ihre Bedenken gegen zu schroffes Vorgehen geäußert, und der Bürgermeister hatte dabei zustimmend mit dem Kopfe genickt, als der Oberst mit der Faust auf den Tisch geschlagen und mit donnernder Stimme erklärt hatte, er lasse sich nicht länger an der Nase herumführen. Für Kramer, der in tausend Ängsten schwebte, es könnte herauskommen, daß die Stadt die militärische Hilfe überhaupt nicht angefordert hatte, wie der Oberst noch immer anzunehmen schien, war guter Rat teuer. Schließlich war er auf den Einfall gekommen, dem schon reichlich erschöpften Fonds noch ein Faß Bier für die Mannschaften zuzumuten, und ein gutes Frühstück für die Spitzen mit Wein und so. Der Sturm ging vorüber. Aber es war doch ein trauriges Fest, weil strenger Befehl war, nicht zu singen und überhaupt keinen Lärm zu machen. Der Oberst war ganz gemütlich geworden. Die Frau mit Kindern saß an der See schon die längste Zeit, erzählte er seinen Gästen, er hatte den Urlaub aufschieben müssen, weil er das Kommando, das kriegsmäßig ganz anständig honoriert wurde, dringend gebraucht hatte, schon der Schulden wegen, dann aber auch, um die weite Reise der Familie bezahlen zu können. Aber jetzt war es schon genug, er muß reisen, schließlich ist er der Frau nicht mal ganz sicher, bei solchen Zeiten — — allerhand Politiker trieben sich an der See rum, die ihre Zeit totschlagen müssen, Glücksjäger und alte Frontoffiziere, die auch nichts besseres zu tun haben; er sei für Ordnung, auch was die Zeit anlangt. Der Bürgermeister hatte einen Trinkspruch ausgebracht. Hanke war zum Schluß angesoffen. Beim Nachhausegehen war einer von der Bürgerwehr, der im Eifer des bevorstehenden entscheidenden Schlages gegen den Feind ein Revolutionslied vor sich hingepfiffen hatte, von den inzwi-

schen gleichfalls beschwingten Mannschaften verwechselt worden; er hatte eine tüchtige Tracht Prügel bezogen, ehe der Irrtum aufgeklärt werden konnte; denn es mußte befehlsgemäß alles höchst leise verhandelt werden. Möglich, hat Kramer dem Freunde anvertraut, daß es Hanke gewesen ist. Und dieser hatte vor der Verhandlung Thomas als den Attentäter beschuldigt. Thomas ging drinnen ein Licht auf.

Und dann war also gestürmt und geschossen worden, feste drauf, hurra!

Die Stimmung der Beteiligten im Zuchthaus war nicht gleichbleibend und auch zudem nicht einmütig. So lächerlich auch manches sein mochte, in seinen Wirkungen war die Beurteilung starken Schwankungen unterworfen. Wo nur Stichworte gewechselt werden können, ist die Verständigung über Spaß oder Wut schwer.

Die Richter waren mit den Parteifunktionären, wahrscheinlich notgedrungen, ziemlich milde verfahren. Einige waren überhaupt freigesprochen worden; einige hatten Festungsstrafen erhalten, darunter auch Bork; seine allgemeine Tätigkeit als Agitator war herangezogen. Aber das Urteil stellte noch etwas anderes ausdrücklich fest. Es hieß da, daß die Vorgänge in R. von der Beurteilung völlig ausgeschlossen worden seien, eine Verflechtung der internen wirtschaftlichen Vorgänge mit der politisch-umstürzlerischen Haltung der Partei sei nicht erwiesen, sei auch unerheblich zu beweisen. Die ganze Aktion war damit auf Zusammenrottung und Landfriedensbruch zurückgeschraubt, das Verbrechen, wegen dessen sie verurteilt worden waren, wurde damit kein politisches mehr. Das ging dem Thomas und seinen Genossen erst allmählich ein, dann aber umso deutlicher. War schon von einer Sonderstellung in der Behandlung verhältnismäßig wenig zu spüren, so wurde das jetzt bewußt unterstrichen, sie wären allesamt eines gemeinen Verbrechens wegen verurteilt; der Verwaltung war daraus kein Vorwurf zu machen, Paragraphen bestimmen.

Aber es gab ein Pflaster auf die Wunde. Die Partei, deren Ziele sie sich geopfert hatten, und die aus taktischen Gründen und vielleicht der allgemeinen Situation wegen damit zur Zeit nichts anfangen konnte, ließ sie auf die Liste der Unterstützungsbedürftigen für den Empfang von Liebesgaben setzen. Sie erhielten von Zeit zu Zeit aus einem Fonds, der in Pfennigen gesam-

melt wurde, einen Pfefferkuchen, Margarine und ein Stück Wurst, manchmal auch ein Paar warme Socken. Mensch, sei zufrieden — — hieß das.

IV.

Die freundlichen Bemühungen einer Reihe gesellschaftlicher Verbände und Organisationen, die Härten des Strafvollzugs zu mildern, in allen Ehren, es wird sich doch immer nur um recht zweifelhafte Erfolge handeln, halbe Maßnahmen, die nur stimmungsgemäß gewertet werden können, wie es eben gerade dem Gefangenen zu Mute ist, falls man überhaupt auf das Urteil der Gefängnisinsassen Wert legt. Denn die Stunden sind lang, die Tage und Wochen, und noch viel mehr die Nächte. Die Arbeit, die tagsüber die Zeit etwas in Bewegung halten und schließlich fressen soll, lastet manchmal ohne äußerlich sichtbaren Grund schwerer. Sie drückt den Menschen nieder, statt ihm Erleichterung zu bringen. Der Spaziergang im Freien, ob er nun einzeln mit fünf Meter Abstand, oder zu zwei und zwei, im Kreise oder im rechten Winkel um das Wirtschaftsgebäude in der Mitte abgerissen werden muß, weckt nicht immer dieselben Empfindungen, die medizinisch und hygienisch interessierte Kreise mit dem Aufenthalt in frischer Luft verbinden, und selbst sportliche Betätigung, Spiele im Freien, Vorträge und Veranstaltungen aller Art setzen eine gewisse Bereitschaft voraus; fehlt diese gerade zur angesetzten Zeit, so dienen sie nur dazu, die Qual eines Menschen, abgeschnitten zu sein von der Möglichkeit, selbst über sich und zu jeder Zeit zu bestimmen, zu verschärfen, wie es eben manchmal trifft, ein derartiges Gefühl wird den Gefangenen manchmal geradezu überfallen, wenn er sich eingelullt fühlt in die bequemen Segnungen einer von vereinswegen bezeugten Menschlichkeit. Da schrickt einer im Traum hoch, krümmt sich, sobald er den Ablauf der Zeit in all seinen Schrecken voll begreift, und stöhnt in seiner Ohnmacht. Das ist genau so, als wenn man früher den Sträflingen die Gelenke gebrochen oder die Augen ausgestochen hat, ihn öffentlich ausgepeitscht; dann war es wenigstens vorbei, die Pflanze, die man niedergetreten hat, kann sich vielleicht wieder erheben. Der Gefangene, dem die Zeit in raffiniertester Weise

das Mark aus den Knochen saugt, bleibt ausgequetscht. Das sind diese Schwankungen, mögen es auch nur gelegentliche Stimmungen sein, die den inneren Aufriß des Menschen zu verändern geeignet sind.
Es ist manchmal nicht angebracht zu schreien, in der Nacht erstickt einem oft sogar die Stimme, wenigstens aufzustöhnen. Dann greift der Mensch nach dem, was ihm in der Erinnerung noch von früher her einmal teuer war, wie nach einer Hilfe. Auch Thomas griff danach, obwohl er sich gleichzeitig dabei bewußt wurde, wie er einen Teil seines besseren Ichs (so denkt man) preisgeben wollte, einem Strom, der es über einen reißenden Katarakt davontrug; nur um für eine kurze Frist aufatmen zu können, eine sanfte Milde und eine mehr freundliche Ruhe. Das war der Gedanke an die Frau. Sie kommt nicht, sie ist wenig gekommen und hat sich fast überhaupt nicht um ihn gekümmert. Sie wird sich schon etwas gedacht haben dabei, vielleicht hat sie damit Recht, es ist ja auch ein schweres Los, mit dem sie sich abfinden muß. Zuerst hat es ihn selbst geärgert, daß auf Betreiben der Stadt der Bäckermeister Hanke die Familie hat wohnen lassen — — vorläufig, hatte es geheißen. Als die Frau das dem Thomas ins Lazarett geschrieben hatte, später auch lang und breit erzählt, war er aufgefahren, hatte zu toben angefangen; es sah aus wie ein Verrat, den andern wird dadurch eine Handhabe gegeben, noch mehr wie bisher ihm, dem Thomas, als Führer zu mißtrauen. Der Thomas natürlich — — dem läßt die Stadt etwas besonderes angedeihen, die anderen werden auf die Straße gesetzt, die Frauen bekommen keine Arbeit, die Kinder werden auf die Erziehung verteilt, die Familien müssen die Stadt verlassen, hundert Meilen weg wo anders unterkriechen, um der fortgesetzten Verfolgung, den Polizeischikanen zu entgehen. Für den Thomas wird ein Platz freigemacht, es fehlt noch, daß die Stadt die Familie noch nebenbei direkt unterstützt. Zu dem Toben hat die Frau nur stumm am Bett gesessen und geradeaus gestarrt, hat ihm mit keinem Wort gut zugeredet; es würde ja auch nichts geändert haben, denn jede Mutter muß wahrscheinlich zuerst doch sehen, wo sie mit ihren Kindern bleibt. Thomas kam damals und noch für eine lange Zeit kaum in Betracht, Befehle zu erteilen und das Leben draußen nach seinem Kopf einzurichten. Damit fing es an, und noch viele tausend Kleinigkeiten gab es, deretwegen

er ständig mit der Frau ins Streiten kam. Und zuletzt sind die Besuche der Frau und die Mitteilungen immer seltener geworden. Von anderen hatte er neulich hören müssen, daß der Bäckermeister Hanke die Familie jetzt doch noch auf die Straße setzen wird und daß die Frau sich mit dem Gedanken trägt, nach auswärts zu ziehen, die Stadt überhaupt zu verlassen; der Gewährsmann, der wiederum nur über seine eigene Familie darüber etwas gehört hatte, wußte nicht einmal anzugeben wohin. Auch daß die Älteste von zu Hause fortgezogen ist, und daß es einen Streit mit der Mutter gegeben hat, hat Thomas gehört, auf einen Brief, in dem er deswegen angefragt hat, aber keine Antwort erhalten. Die Frau hat auch ihren verdammt eigenen Kopf — — Thomas stellt fest, daß die Älteste besser dran getan haben würde, der Mutter jetzt zu helfen. Die Mutter muß noch zwei Kinder mit durchbringen und sich selbst, da wäre die Älteste wohl verpflichtet gewesen mitzuhelfen. Wahrscheinlich ist sie ihrem Bork nachgezogen, zuerst hat die Mutter das ja unterstützt, und später haben sie sich gestritten — — es wäre gut, wenn die Mutter das Streiten jetzt sein ließe und mit ihm einmal vernünftig sich aussprechen würde; Thomas ist schon etwas müde geworden. Es lohnt ja nicht, nur immer gegeneinander den Kopf durchzusetzen. Sie hat immer den Kopf voll gehabt mit ihren eigenen Sorgen, und hat Thomas deswegen weniger verstanden, und das ist der Grund, warum er die letzten Jahre so abweisend gewesen ist und tagelang überhaupt kein Wort gesprochen hat. Es war vielleicht ein Fehler, er hat ihr alle Schuld zugemessen, ihr und den Kindern — das hätte man ihm auch zugute halten sollen. Die Welt weiß es, wenn er die Familie nicht am Bein gehabt hätte damals, als sie ihm in der Fabrik die ersten Knüppel zwischen die Beine geworfen hatten, dann hätte er sich auch nicht zu ducken brauchen. Als freier Mann hätte er einfach die Arbeit hinschmeißen sollen, seiner Wege gehen, und wenn er außer Landes gegangen wäre, überall werden Leute, die ihr Fach verstehen, gebraucht; aber so — — Das ist der Frau sicherlich niemals eingefallen, auch seine Lage in Betracht zu ziehen. Die Stimme der gekränkten Unschuld hielt indessen nicht mehr lange vor. So lange hat ihn draußen niemand verstanden, drinnen wird es noch schlimmer sein. Thomas war Angstzuständen ausgesetzt, daß man ihn jetzt wenigstens und noch nachträglich besser ver-

stehen möchte. Er war mitteilsam geworden, er war manchmal der Versuchung unterworfen, lange Briefe zu schreiben und haarklein alles auseinanderzusetzen. Wenn er auch meistens solche Briefe wieder zerriß, manchmal blieb doch eine Bitte, ihn nicht zu vergessen, mit zwischendurch stehen, manchmal sogar unter allerhand Vorwürfen auch die Erkenntnis, daß er selbst an vielem mit schuldig sei. Das waren für Thomas durchaus keine angenehmen Unterbrechungen seiner Freizeit.
Aber die Frau machte sich in ihren Mitteilungen, die nur das Allernotwendigste enthielten, überaus seltsam. Sie hat einen anderen gefunden, mußte Thomas manchmal denken, und es ist bezeichnend, bei aller aufsteigenden Verbitterung wurde er nicht eigentlich eifersüchtig; es tat ihm leid, am meisten tat er sich selbst leid. Es hätte alles anders kommen können, dahin endete die Überlegung. Von seiten der Familie der Frau hatte er allerdings sein Lebtag keinerlei Unterstützung bekommen. Die Schwiegereltern hatten noch ihren Bauernstolz, auf den sie sich wunder was einbildeten. Dabei fuhren die Brüder schon ebenfalls in die Kaligruben, und wenn sie überhaupt noch etwas vom Arbeiter unterschieden waren, so höchstens nur ihres starren Eigensinns wegen gegen jede gewerkschaftliche Organisation; als ob eine Gewerkschaft nur dazu da sei, den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. Und mit der Wirtschaft selbst war es immer mehr bergab gegangen. Zum Schluß konnten die beiden Alten froh sein, daß sie noch eine Kuh im Stalle hatten, die Pferde waren schon verkauft, das Land erst verpachtet und dann auch billig verschleudert, die Bauern hatten ja keine Ahnung, was das Geld in der Hand bedeutete, Schweine konnten sie nicht mehr halten, und wenn die Söhne zum Haushalt nicht all die Zeit zugesteuert hätten, dann würde es schlimm aussehen — — das waren die Schwiegereltern. Die Söhne waren inzwischen auch verheiratet und näher an die Arbeitsstelle gezogen, die Grubenverwaltungen pflegen den Stamm ihrer Arbeiter in eigenen Werksiedlungen unterzubringen. Vielleicht, dachte Thomas, hatte die Frau damit gerechnet, mit den Kindern bei ihren Eltern unterzukommen. Dort war allerdings für den Thomas nicht der Platz am Herd, das konnte ihm der schlimmste Feind nicht zumuten. Zu der Zeit, als es ihnen allen noch besser gegangen war, hatte die Mutter mal die Kinder zu den Großeltern geschickt, damals hatten sie am Lande noch mehr

als in der Stadt. Aber der Empfang war so verbitternd gewesen, daß Thomas sofort hinterher gefahren ist, die Kinder wieder abzuholen — — da schickt der Thomas seine Kinder, daß sie sich sattfressen sollen, zu etwas anderem langts nicht zu Hause, als daß er in der Kneipe sitzt und mit seinen eigenen Kumpanen auf Gott und die Obrigkeit schimpft. Die Frau hatte zwar damals noch eingegriffen und das Schlimmste verhindert, am liebsten wäre er nämlich den Alten gegenüber handgreiflich geworden, und die Schwäger, die das Maul aufrissen, dabei gestanden hatten, ohne auch nur einen Mucks zu tun, hätten auch noch gut etwas mit abbekommen können — — die Frau hat schon der Kinder wegen keinen Streit aufkommen lassen. Wenn die Frau jetzt dorthin ziehen sollte, dann ist alles verloren. Dem Thomas wird ordentlich heiß bei dem Gedanken. Glücklicherweise ist kein Grund zu weiterer Aufregung. Thomas erhält später eine kurze Mitteilung, daß die Frau mit den Kindern nach Halle verzogen ist. Sie hat dort eine Portierstelle angenommen und zwar in einem großen Etagenhaus, in dem nur Beamte wohnen. Und noch immer wieder wurmte es ihn dann wieder, während er noch gerade befriedigt war, daß die Familie untergekommen ist, glücklicher wie so mancher andere – — daß ihn kein Mensch gefragt hat; was heißt, Beamte wohnen da, Beamte sind auch nichts besseres, und wer hat die Frau dahin gebracht, vielleicht wieder so eine Unterstützung von hinten herum, die man ihm in die Schuhe schieben wird. Und außerdem fühlt sich Thomas als Portier noch zu gut. Er kann noch andere Arbeit machen, als den Portier zu spielen, den Treppenflur zu kehren, und den besoffenen Stammtischbrüdern nachts die Tür aufzuschließen — — bis er sich dann erst erinnert, daß ja von ihm gar nicht dabei gesprochen worden ist, vorläufig allerdings nur.

Arbeitsam, das beginnt Thomas einzusehen, ist die Frau und eine gute Mutter zu ihren Kindern, vielleicht zu gut und zu arbeitsam. In der Zeit, wo er mit sich selbst keinen Rat mehr wußte, hätte sie ihm helfen sollen. Damals, als die Schweinereien in der Fabrik angefangen hatten, und die Kollegen sich plötzlich alle zurückzogen, hat sie das alles ruhig hingenommen, sie hat ihn überhaupt kaum gefragt, als wollte sie nur sagen, das ist nicht meine Sache, ich habe den Haushalt aufrecht zu erhalten, ich habe nur im Hause und in der Küche zu tun,

die Kinder zu füttern und sie sauber anzuziehen. Und das war, darüber kommt Thomas doch nicht so schnell hinweg, schon damals nicht das Richtige. Damit hat sie ihn ans Haus gefesselt, und dann ist alles so gekommen, wie es kommen mußte. Er ist fremd geworden, ein Fremder für sie und für die Kinder, der mürrische und auf Fragen immer ein wenig zu grobe Mann, vor dem sie sich fürchten. Und jetzt wird er sehen können, wo er bleibt — — es ist noch die Frage, ob sie ihn als Portier nehmen werden, wenn der Hausbesitzer erst erfährt — —

Das Leben hatte sich Thomas ganz anders vorgestellt. Er hätte sich können eine ganz andere Frau nehmen, Auswahl war mehr als genug, die Mädchen sind ihm geradezu nachgelaufen. Er war nur zu scheu gewesen, mit jeder anzubändeln. Er hat sich immer vor den Kollegen geschämt, die mit ihren Abenteuern protzen konnten, im Kriege war ja auch weiter nichts dabei; er war nur wirklich etwas schwer zugänglich gewesen, das haben sie hinter ihm hergesagt, manche auch, daß er bloß eingebildet sei, er dünkt sich etwas besseres und ähnliches mehr. Das wird nicht gerade dazu beigetragen haben, ihn zugänglicher zu machen. Und diese hat er genommen, weil sie so sorglos gewesen war, ein fröhliches munteres Ding, die immerzu lachte. Sie war in die Stadt gekommen, um sich etwas Geld zu verdienen. Sie war in der Dreherei beschäftigt worden, damals wurden ja für die Revolverbänke fast ausschließlich Mädchen verlangt, und Thomas hatte in dieser Abteilung so eine Art Aufsicht. Er stellte die Bänke ein und hatte nach dem Rechten zu sehen, wenn die Maschinen aussetzten, Späne dazwischen gekommen waren, Fehler anderer Art, kurz und gut, er hatte allerhand zu tun, denn die Mädchen hatten wenig Sinn dafür, auf ihre Maschine zu achten. Es war ihnen auch zunächst gar nicht beizubringen, daß sie sich selbst und die ganze Abteilung schädigten, da auf Gruppenakkord gearbeitet wurde. Die Mädchen hatten nur ihre Flausen im Kopf. Dort hatte Thomas die Frau kennengelernt, sie war besonders schwierig zu behandeln gewesen. Sie hatte schnell die Gänge und auf was sonst zu achten war, erfaßt. Aber sie war nicht zu erziehen, sich ruhig zu verhalten. Sie hatte immerzu nur gelacht, und Thomas, der so barsch und abweisend zu den andern sein konnte, hatte es nicht fertiggebracht, dieses quecksilbrige Mädchen so zurückzuweisen, wie es sich gehört hätte. Zuerst hatten die Kollegen angefangen, ihn

damit zu hänseln, dann war das auch auf die andern Mädchen übergegriffen, und zuletzt hatte die Kleine ihn selbst darauf aufmerksam gemacht, daß er sich doch lieber in eine andere Abteilung versetzen lassen solle. An dem Tage hatte er sich den Mut genommen, und war abends zum ersten Mal mit ihr aus gewesen. Dann war er versetzt worden. Die beiderseitigen Eltern hatten ja miteinander nichts zu tun, denn die hatten sich schon vom ersten Tage an nicht vertragen.

Dem Thomas hatte es eigentlich immer Spaß gemacht, Geld zu verdienen; Angst hatt er darum nicht. Wie das Geld kam, wurde es auch weggebracht. Zuerst hatte die Frau damit angefangen zu sparen. Sparen, das verstand Thomas nicht, das war nicht sein Wort. Mit dem Sparen geht der Spaß am Geld verloren. Und wer spart und zu zählen anfängt und zu rechnen, der verlernt auch das Lachen. Und so war es auch richtig gekommen. Wie oft hatte er sich unterkriegen lassen, das nicht zu tun und das nicht zu kaufen und sich und die Familie mit allem einzuschränken, weil nach dem Willen der Frau erst mal das und jenes angeschafft werden mußte. Und dabei war die Frau durchaus nicht fröhlicher gestimmt gewesen, Sorgen waren zu Hause, wo alle Tage Sonntag hätte sein sollen. Gesprochen haben sie darüber nicht, aber Thomas erinnert sich jetzt daran, erinnert sich fast an jeden Tag und an die Kreuzungspunkte, wo sie mit der Familie den breiten Weg eingeschlagen waren, den alle gehen und der bei noch so sparsamer Einteilung doch nur zu Mühen und Sorgen führt. Das hat man dem lustigen Ding, das ihn damals schon am ersten Tage ganz verrückt gemacht hatte, nicht angesehen. So schelmische Augen und so übermütig im ganzen Wesen, der Mann fühlt in einem solchen Fall, so ein Ding wird, Gott sei Dank, überhaupt nicht denken, und schon ist man reingefallen. Thomas hat im Grunde genommen, fühlt er immer von neuem, alles nur getan, um sie wieder lustig und übermütig zu sehen, alles Geld hingegeben und immer mehr Geld herangeschafft. Gelächelt hatte sie zwar, treue Hundeaugen gemacht, dankbar ist sie gewesen, dankbar ja und gerührt und ist zärtlich zu ihm gewesen, aber gesucht hat er doch etwas anderes. Für ihn selbst hat die Frau immer weniger Zeit gehabt, er hatte sich schließlich kaum mehr getraut, von seinen eigenen Sachen zu sprechen, vom Betrieb, von den kleinen Erfindungen und Verbesserungen, und daß er alles am besten

hinwerfen müßte und das Glück woanders versuchen. Angst hat er gehabt, das gesteht er sich jetzt ein, vor ihrem entsetzten Blick, den er dann zu erwarten hatte, so ein abgrundtiefer Schrecken, daß er sich vor sich selbst hätte fürchten müssen. Und alles der Kinder wegen, die sich vor ihm versteckt haben, sobald er nur draußen am Gartentor aufgetaucht war, und er hat es auch gar nicht fertig gebracht, den Kindern gute Worte zu geben; er hat ja zusehen müssen, wie sie vor ihm standen, wenn er sie direkt dazu gezwungen hat, und zitterten und im Hintergrunde, um das festzustellen brauchte er nicht sonderlich zu suchen, zitterte die Frau mit und war verängstigt, ihn nicht durch Wort oder Gebärde zu reizen. Und weiß Gott, er hatte in solchen Stunden andere Gedanken im Sinn.

Je mehr Thomas darüber nachzudenken gezwungen war, wie wenig er sich später mit der Frau verstanden hatte, je trüber wurde er gestimmt. Zeitweise, mußte er sich selbst eingestehen, kam er sich vor wie ein Jammerlappen, als Leierkastenmann auf den Hof zu gehen, dazu wird er vielleicht taugen. Aber solche Stimmung, die sich dagegen empörte, zu Kreuze kriechen zu wollen, hielt nicht lange vor. Die Zeit ging zu langsam, und es war zu einsam um ihn, und die Versuchung darüber zu grübeln, wieviel besser alles hätte sein können, ist groß.

Zwischendurch hatte Thomas auch einmal einen großen Schrecken zu bestehen. Ohne jede Ankündigung war die Frau ihn besuchen gekommen. Eines Vormittags wurde er aus der Werkstatt geholt und ins Büro geführt, ein Besuch — — und als er ins Verwaltungszimmer geschoben wurde, wo er sie hätte zuerst schon sehen müssen, schien der Boden zu schwanken und die Beine wurden bleischwer. Der Gefangene dachte nichts anderes, ein neues Unglück ist geschehen, oder sie ist gekommen, um die Scheidung einzuleiten. Der Anstaltsbeamte half ihm zwar durch ein paar Worte über die ersten grausamen Sekunden hinweg, und es gelang auch, soweit die Fassung wiederzugewinnen, daß er ruhig und unbeteiligt erscheinen mochte, wenn er zutiefst auch davon überzeugt war, daß die Angst und Unsicherheit ihm trotzdem auf der Stirn geschrieben stand. Aber es entwickelte sich harmloser, als er gefürchtet hatte. Sie war gekommen ihm mitzuteilen, daß sie mit den Kindern nach Halle übergesiedelt sei. Sie hofft, sagt sie, daß die schlechteste Zeit jetzt überwunden sei, und daß es etwas besser gehen

würde, die Kinder sind soweit gesund. Und dann, nachdem eine quälende Pause überwunden ist: Sie haben das niemandem zu verdanken, höchstens der Lene, die schon einige Zeit vorher nach Halle in Stellung gegangen ist und sich dort umgesehen hat, am allerwenigsten aber irgendwelchen Fabrikanten, die sich in der ersten Zeit so aufgeblasen hatten und alles mögliche tun wollten, aber dann nichts mehr von sich hören ließen; außerdem hätte sie jeden, der von dieser Seite gekommen wäre, auch rausgeworfen; sie kann sich auch immer noch selbst durchschlagen. Ja, und als sie ihn wieder nach einer qualvollen Pause jetzt direkt anredete und fragte, ja, da war nicht viel zu sagen, es geht ihm eben, wie es ihm geht, und er hat auch schon über andere davon gehört, und ob die Lene wirklich den Bork geheiratet hat. Ob sie geheiratet hat, vermag die Mutter nicht zu sagen, aber sie leben zusammen, und der Bork ist soweit ein guter Mensch; er hat's auch schwer, fügt sie mit einem Seufzer hinzu. Na, und das andere muß man abwarten — sie haben sich nichts mehr zu sagen, obwohl der Beamte sich so unsichtbar wie möglich gemacht hat, in die äußerste Ecke des Raumes gegangen ist und dort geräuschvoll und beschäftigt in einem alten Kasten sucht. Sie sehen erst aneinander vorbei, und dann sehen sie sich verlegen an, und dann sehen sie wieder aneinander vorbei. Das Gesicht der Frau scheint ganz ausdruckslos, tiefe Furchen gehen von den Mundwinkeln nach dem hinteren Kinn, niedergedrückt ist das Gesicht und wie viel geschlagen, die Stirn beginnt vornüberzuhängen, aber es bleibt unbeweglich, fremd und kalt. Ganz anders der Mann, bei dem es zuckt und gewittert. Er möchte eine ganze Welt aus sich herausstürzen, die ganze Kraft einsetzen, diese feindliche Stirn zu überrennen, etwas hinwegräumen, das ständig droht, und das überhaupt nicht gewesen war, das Trennende, Unverstandene, irgend etwas, das sie zermürbt und das sie hindert daran sich auszusprechen, sich bei der Hand zu nehmen und auf die Bank zu setzen und einander zu erzählen. Es wird dem Thomas heiß und kalt vor der Erkenntnis, daß er erzählen möchte immer nur von der Frau, wie er auf sie gehofft hat und erlebt und was er alles jetzt weiß und wie es auch anders werden wird, immer nur von der Frau — — von sich weiß er so wenig zu erzählen. Und schmerzhaft ist es zu fühlen, daß er es unmöglich fertig bringen wird, die Worte kommen nicht auf die Zunge, als müßte

der ganze Mensch sich dagegen sträuben, es entgleitet alles, er versinkt mit, ohne Halt und wenn er sich zum Tode verurteilt oder die ewige Verdammnis — — er kann nur die Achsel zucken, er bringt es nicht fertig zu sprechen, vielleicht zeigt er sogar eine höhnische Miene. Thomas ist furchtbar müde geworden, er schwankt und muß sich stützen. „Du hast wohl hier viel zu arbeiten", fragt die Frau, „schwere Arbeit?" „Ach, nicht so schlimm, wie mans nimmt." „Wir habens alle schwer" — — sie bestellt mechanisch ein paar Grüße. Dann erinnert sie sich: Sein ältester Bruder ist gestorben, erst die Frau, dann ein paar Monate später auch der Mann, er konnte es alleine nicht mehr aushalten, so sagt man. Thomas nickt dazu; die Eltern sind ja schon lange tot. „Und die Kinder wachsen heran." „Ja." Die Pausen werden so quälend, daß Thomas die Frau bitten muß, wieder zu gehen. Sie soll ihm schreiben, sagt er noch; er fühlt sich derart herabgesetzt und verkannt, daß er bald zu streiten anfangen wird, lieber im Zorn auf die Frau losgehen, wenn sie schon hergekommen ist, um ihn totzuschweigen. Dann aber trifft ihn, ganz unvorbereitet, ein Blick, vor dem er erst recht verstummt, so ein langer prüfender Blick, der durch und durch zu gehen pflegt. Und ehe er noch darauf antworten kann, denn dieser Blick löst vielleicht die Zunge, er fühlt sich freier — — trifft es ihn wie ein Schlag: die Frau fängt an zu weinen. Eine Träne quillt hervor unter dem Lid, das sich eingeschüchtert und ängstlich schließen will. Die Träne läßt sich nicht mehr halten, füllt den Augenwinkel und kommt ins Rollen und öffnet den Weg für die nachfolgenden Tränen, die jetzt ungehemmt fließen. Der Körper zittert, der Kopf vornübergebeugt, bis ihn die Arme stützen können, und dann weint die Frau bitterlich, in schluchzenden Erschütterungen. Sie kann nicht sprechen, sie hält krampfhaft alles zurück, und weint und weint. Thomas hat mit der Hand ihre Schulter berührt, das Haar gestreichelt, hätte den Kopf zu sich näher heranziehen wollen, ihn in die Hände nehmen und an die Brust drücken. Und muß sich abwenden: ihm sind die Tränen ja viel näher, warum läßt man ihn denn nicht weinen, warum nimmt sie ihn denn nicht an die Hand, streichelt ihn, bettet den Kopf — — er muß sich abwenden, die Zähne aufeinandergebissen, starr die Miene. Und atmet schwer.

Dann, als die Frau, auch diese Stunde ist vorüber gegangen,

nach ein paar stockenden Worten Abschied genommen hatte, der Beamte hatte wieder dabei geholfen und die letzte Schwierigkeit durch ein paar inhaltslose und doch scherzhafte Redensarten überbrückt, dann, als er wieder draußen auf dem Korridor stand, war er sich selbst nur so ein willenloses und gepeinigtes Wesen, daß er die letzten Erschütterungen wie eine Wohltat empfand; es war irgendwie süß und wohltuend, getreten zu werden und mißverstanden zu sein. Die Tränen, die ihm in den Augen standen, möchten rollen oder nicht, es ist nichts als die wässrige Flüssigkeit, die der menschliche Körper auf die eine oder andere Art zu entleeren gezwungen ist. Der Beamte, der täglich die gleichen Szenen zu überbrücken hatte, pflegte dem zur Schau getragenen mitleidsvollen Verständnis, warum auch nicht, noch eine besondere Geste hinzuzufügen. Dem Gefangenen, der auf den Wärter eine Weile zu warten hatte, der ihn wieder zur Arbeitsstelle zurückführte, wurde der Blick den Korridor entlang gestattet, in die große Mittelhalle, in der die Galerien in Kreuzform sich zu einem weiten Rund trafen. Der Wärter hatte den Gefangenen, der nach der Vorschrift mit dem Gesicht nach der Wand gekehrt neben der Tür stand, an der Schulter gefaßt und ihn mit zwinkerndem zutraulichen Lächeln sanft herumgedreht und ihm zugenickt, während er dann nach der Halle zu ging, um den Wärter zu rufen. Es ist nicht so schlimm — — soll das heißen. Auch Thomas konnte sich dem nicht entziehen, der Atem ging freier; er bekam Luft. Es ist nicht so schlimm, aber es ist schlimm.

In den folgenden Stunden und besonders im Hereinbrechen der Nacht, auf der Pritsche in der Zelle, die in ihrer Abgeschlossenheit so voll Segen war, während andere in der Gemeinschaftszelle sich obendrein noch gegenseitig quälten, wurde Thomas den einen Gedanken nicht los, was hätte die Mutter wohl gesagt — — den Gedanken an die Mutter. Aber die Mutter war zu früh gestorben. Thomas konnte die Mutter sich nicht mehr richtig vorstellen, ihr Wesen vielleicht, aber nicht wie sie leibt und lebt. Als Junge unter den andern Kindern war die Mutter ihm nicht so gegenwärtig geworden. Paule, hatte sie ihn gerufen, Paulchen und Paulemann, aber irgendwie hatte sie die andern auch so gerufen, der Stimme nach. Der Vater stand ihm viel deutlicher vor Augen, dieser große grobe Zimmermann aus dem Magdeburgischen, der ihn hatte auf den Knien reiten

lassen, und Thomas hatte im Gegensatz zu den Geschwistern niemals Angst vor dem Vater gehabt; er muß wohl die groben Reden, die der Vater zu führen pflegte, anders und besser verstanden haben. Die Mutter starb, während Thomas in Magdeburg auf der Lehre war. Thomas war das zweitjüngste von sechs Geschwistern. Der Vater hatte geschrieben, es sei für ihn nicht nötig, zur Beerdigung erst zu kommen und dem Meister Ungelegenheiten zu machen; und damit war auch ein Großteil Erinnerung an die Mutter abgetan. In diesen Stunden jetzt sehnte sich Thomas um diese Erinnerung und um alle die Kleinigkeiten im Leben des Dorfjungen, die mit der Mutter verknüpft sind. Aber er stieß dabei immer nur auf den Vater. Die Mutter war sanft gewesen und hatte das Haus zusammenzuhalten verstanden, die Kinder sind groß geworden und haben alle was gelernt, aber mit dem Vater mochte es nicht so gut gegangen sein. Thomas erinnert sich jetzt, die Mutter hat manchmal still vor sich hin geweint. Die letzten Jahre hatte der Vater seine Arbeit verloren, weil er sich mit den Leuten in der Gemeinde nicht verstand, und nach auswärts hatte er nicht mehr gehen wollen. Er wurde später als Handwerker für alles in der Zuckerfabrik beschäftigt, ein wenig verachtet von den Bauern, die keine Gelegenheit vorübergehen ließen, ihm etwas Hämisches nachzureden. Aber noch später, Thomas war schon verheiratet, war es auch mit dieser Arbeit nicht mehr gegangen, und die Zuckerfabrik hatte ihm eine Art Gnadenbrot gegeben, insofern er ein großes Wiesengelände, das der Fabrik gehörte und das durch ein System hölzerner Rinnen von Abwässern aus der Fabrik bewässert wurde, zur Beaufsichtigung bekam. Thomas sah noch den Vater vor sich, der schon recht grau geworden war, aber aufrecht und noch stämmig, wie er an seinen Wasserrinnen stand und ausbesserte, bis zu den Knöcheln tagein tagaus in dem Matsch und Sumpf der Wiesen stehend, und voller Verachtung gegen die Bauern und die ganze Welt — — sie sollen ihn nicht unterkriegen. Bis ihn der Rheumatismus niederwarf, gleich mit einem ganzen Schwanz von Krankheiten, die der alte Mann sich auf der Wiese geholt hatte. Es wäre auch für Thomas nicht daran zu denken gewesen, den Vater zu sich zu holen. Thomas hätte das nie gewagt, und der Vater nie darin eingewilligt. Den Kampf, den der Vater gegen die Nachbarn und die Leute im Dorf geführt hatte,

verstand Thomas bis heute nicht. Er war doch der einzige Zimmermann gewesen und so geachtet — — das hatte die Mutter noch immer den Kindern zu erzählen verstanden, wenn manchmal die Dorfjugend hinter ihm hergelaufen war mit Geschrei. Die älteren Geschwister hatten noch weniger davon zu spüren bekommen, als später Thomas, zu dessen Zeit die Krise ausgebrochen sein mußte. Der Vater hatte die Arbeit für die Bauern irgendwie aus Vergeltung für einen Schimpf überhaupt eingestellt, und zwar muß das gewissermaßen über Nacht gekommen sein. Die Kinder hätten nicht wagen dürfen, danach zu fragen, und die Mutter, die es ja wissen mußte, schwieg darüber.
Es sollte eben nicht sein. Thomas wird auch schweigen. Der Mensch verbraucht sich dabei.

V.

Thomas verbrauchte sich recht schnell, überraschend schnell. Bei einem Menschen, der im Trotz die ganze Welt herausfordert, kann man die Widerstandsfähigkeit schwer berechnen. Er muß fremden Beistand zurückweisen, und scheint alleinstehend unangreifbar und völlig unversehrt, während er schon von innen aus unterhöhlt ist, oft nur noch eine hohle Maske.
In der Magdeburger Lehrstelle hatte Thomas ansprechende Gesellschaft und gute Gesellschaft gefunden. Die Dorfjungen konnten ihm dort nichts mehr anhaben; Thomas hat sie zwar nie gefürchtet, aber es verbittert ein wenig, immer auf dem Sprunge zur Abwehr von Angriffen zu sein. So etwas fiel in der Lehre und auch nachher völlig weg. Der Schlossermeister, bei dem er die zwei ersten Jahre in der Lehre war, hatte sogar eine Art Narren an dem Jungen gefressen. Der Meister starb, so ein eigensinniger Naturheilapostel, immer krank und vor inneren Schmerzen jammernd, von denen kein Mensch wußte, was es war, und trotzdem ließ er keine Ärzte ran, der Mann hätte sich eher umgebracht. (Was auch schließlich der Fall war.) Im Grunde genommen hat dieser Meister dem Thomas mächtig imponiert, wenn er sich auch oft genug mit den andern Lehrjungens über den Alten lustig gemacht hatte. Das eine Gute war, daß Thomas in der Landwirtschaftlichen Maschinenfabrik

in Buckau auslernen durfte, weil der verstorbene Meister dort im Betrieb seine Freunde gehabt hatte. Der Mann war ganz ohne Ehrgeiz gewesen. Wenn er etwas ausgetüftelt hatte, so ging er nach Buckau und machte das seinen Leuten da vor oder die kamen zu ihm in die Stadt und fragten um Rat und gaben ihm etwas zu tüfteln. Einen Nutzen von diesen Spielereien hat der Meister nicht gesehen, vielleicht die anderen auch nicht besonders, denn alle solche Versuche spielten sich für gewöhnlich auf der untersten Stufe ab, der Betriebsleiter fand nur die fertige Lösung vor und fragte nicht viel danach, woher sie gekommen war. Thomas war auch später noch ein paar Jahre in Magdeburg geblieben, zuerst in Buckau selbst, dann in der Eisenbahnwerkstätte; verdient wurde dort damals ganz schön.
Er war einem Turnverein beigetreten, und das Turnen hatte ihm auch Spaß gemacht. Aber wenn er so die Erinnerung daran vorbeiziehen ließ, ganz befriedigt ist er niemals davon gewesen. Es ist natürlich ganz schön, ein guter Turner zu sein und auch einmal mit einer Riege bei irgendeinem Schauturnen mit herausgestellt zu werden, aber auf die Dauer kann das doch allein nicht befriedigen. Das mag ja jetzt bei den vielen neuen Sportarten anders sein, wo sich der eine vor dem andern etwas mehr hervortun kann. Schön war eigentlich nur der Zusammenhalt untereinander, und die Kameradschaft, aber mit der war auch damals schon etwas mit Thomas nicht recht in Ordnung. Er hatte immer Mühe gehabt sich zurechtzufinden, ohne innere Reibung sich unterzuordnen. Was allen andern leicht war, das fiel ihm schwer. Und er fing damals schon an, eigne Wege zu gehen. Blieb zu Hause sitzen und las, was ihm unter die Finger kam, technische Broschüren und Prospekte, philosophische Schriften, wie sie zu seiner Zeit als Aufklärungslektüre vertrieben wurden. Ein eignes Weltbild begann sich in seinem Kopf zu formen. Selbstverständlich besuchte er auch politische Versammlungen und selbstverständlich wurde er auch ein eifriger Sozialist, so fühlte er sich wenigstens. Er glaubte allerdings auf eigne Erfahrungen und eigene Beobachtungen zu fußen und tat sich nicht wenig darauf zugute. Aber er diskutierte in der Hauptsache mit sich selbst. Für einen jungen Arbeiter, der in seinem Beruf etwas leisten und im Verdienst vorwärts kommen will, und der obendrein noch den Hang hat, sich nebenbei mit allen fremden Sachen vertraut zu machen,

bleibt nicht allzuviel Zeit übrig, sich auch sonst in der Welt umzusehen und sich abzuschleifen, wie das den Studenten in den ersten Semestern meistens gegeben ist. (Heute ersetzt das allerdings zum Teil die revolutionäre Bewegung. Bisher war diese Bewegung gewissermaßen noch organisch im breiten Anstieg, jetzt muß der Wille des Einzelnen diesen Organismus in seiner Mechanik treiben, andererseits zusammenhalten.) Für Thomas sah die Welt dementsprechend noch recht dunkel und geheimnisvoll aus, ein langer Weg ins Ungewisse, und er schwamm mit dem Strom.

Und wenn man das so ausdrücken darf, auch der Krieg wurde mehr ein zufälliges als das entscheidende Erlebnis. Thomas wurde erst im Kriege militärisch ausgebildet, und bleibt zudem noch eine ganze Weile bei der technischen Truppe in der Heimat, bis er, allerdings als einer der ersten, dort ausgekämmt wurde. Das hatte andrerseits zur Folge, daß er schon nach nicht allzu langem Frontdienst im Osten wieder nach der Eisenbahnwerkstätte reklamiert wurde. Und dann wurde er als erstklassiger Dreher von Betrieb zu Betrieb geschoben. Das hing ja zwar alles von den Beziehungen der Betriebsleiter untereinander ab, denn Thomas war gut imstande, den Meister im Betrieb als unentbehrlich zu halten; bei Thomas als typischem Einzelgänger war das ja alles ziemlich leicht, man konnte sich schon auf ihn verlassen. Das mag für den einen in der Erinnerung schwerer zu nehmen sein wie für den andern, für Thomas war es besonders eigenartig, als Thomas erst viel später, und vor allem als der ganze Rummel schon längst vorbei war, den Krieg richtig zu erleben begann, wenigstens das große Drum und Dran. Es mußte unterirdisch und versteckt schon lange bei ihm geschwelt haben. Zu vollem Ausbruch, von der ersten Erschütterung bis zur letzten Erschöpfung, die Raserei, Blutrausch und Begeisterung, kam der Krieg — — erlebte Thomas den Krieg bis zur Sehnsucht nach einer Heimat, nach einer besseren friedvollen und geschützten Heimat erst in der Zelle. Das fiel schon in die Zeit, als Thomas, der für die Verwaltung allmählich schwieriger zu behandeln und in Ruhe zu halten geworden war, in eine Gemeinschaftszelle verlegt wurde.

Der Krieg ist so eine besondere Sache, für sich selbst betrachtet hat der Krieg auch seine guten Seiten. Es ist auch nicht richtig nur von Opfern und Toten zu sprechen. Die Menschen, die im

Paradiese des ewigen Friedens lustwandeln, werden sich vorerst langweilen, ganz abgesehen davon, daß sie sich zunächst noch gegenseitig nicht ausstehen können. Zur Beruhigung kann man vielleicht sagen: der Krieg wechselt ja auch seine Formen, Kanonen und Giftgase mögen verschwinden, aber der Krieg wird bleiben. Aber selbst Kanonen und Giftgase vermitteln noch eine gewisse Erregung, die der Mensch nur ungern missen wird, die Hoffnung auf den Sieg, und der Sieg, urteilen die Strategen, ist zugleich die Vernichtung des Gegners. Es ist natürlich nicht angenehm, besiegt zu sein, so allgemein gesagt wird das die Mehrzahl feststellen.

In dieser Gemeinschaftszelle konnte Thomas den Erlebnissen des Krieges nicht mehr ausweichen. Von den Mitinsassen war einer, der wegen eines Roheitsdeliktes, Totschlag, bestraft war, ein Bauernknecht, sonst ein sehr friedfertiger Mensch, nur leicht in Jähzorn zu bringen. Er war der fügsamste von den dreien, meist gab er, sofern irgendeine Meinungsverschiedenheit aufzukommen drohte, schon von vornherein nach. Dieser hatte den Krieg von Anfang bis zum Ende mitgemacht, von gelegentlichen Verwundungen unterbrochen. Der andere war ein Dieb. Keineswegs ein einfältiger Mensch, ein Gelegenheitsdieb etwa, sondern schon mehr ein Betrüger, mit Diebereien hat es bei ihm nur angefangen. Ein Mann, der wohldurchdacht Raubzüge zu entwerfen verstand, in der Durchführung schlichen sich dann Fehler ein, so daß er oft gefaßt wurde, ein Bandenmensch, er hatte es noch nicht zu der Fertigkeit gebracht, allein zu arbeiten. Der Pferdeknecht war stumpfsinnig mitgetrottelt, ohne sich etwas dabei zu denken, mit einem gewissen Bedauern, daß Gut und Leben vernichtet wurde, aber auch zufrieden, solange er Brot und Arbeit hatte — der andere dagegen war auf der Lauer gelegen, sich von der großen Chance, am gedeckten Tisch mitzuessen, nichts entgehen zu lassen, die Gelegenheit nebenbei zu verdienen und große Beute zu machen, kam in dieser Form so leicht nicht wieder, das andere, der Kriegszug, die Disziplin, Schützengräben, Dreck und andere Unbequemlichkeiten mußten mitgenommen werden; er war ein Mensch, der besonders auf Sauberkeit hielt. Wenn es angängig gewesen wäre, hätte er sich nach der täglichen Arbeit völlig umgezogen, um abends vor seinem Buch, er las ausschließlich die Jahrgänge der deutschen Jägerzeitung,

selten mal eine Reisebeschreibung dazwischen, als vollkommener Kavalier zu sitzen. Die beiden haben sich an und für sich nicht viel zu erzählen, besonders erschwert auch dadurch, daß Thomas als der Dritte nicht gerade zugänglich war und sich darauf beschränkt hatte, wenigstens in der ersten Zeit, nur zuzuhören. Indessen vertrugen sie sich alle drei ganz gut, und besonders die beiden andern waren ja auch umgängliche Menschen, und das steckt auch den andern allmählich an. Es bildete sich eine Kameradschaft, die aus der Enge der Zelle hinauswuchs und in das Leben ziehen wird, wie sie bisher in den Krieg gezogen ist, eine ganze Armee. Und Thomas, der den anderen schon von den Streiktagen und den revolutionären Kämpfen zu sprechen begonnen hatte, sah sich in die Tage zurückversetzt, in denen er eine dürftige militärische Ausbildung auf dem Kasernenhof mit hundert andern Kollegen, beinahe alle aus dem gleichen Betrieb, erhalten hatte. Erstaunlich einfach war das alles gewesen, und er hatte es sich viel schlimmer vorgestellt, die Knochen wurden ordentlich wieder gelenkig, und alles in allem war es eine schöne Zeit gewesen, trotzalledem. Durch die Quatschereien der beiden andern hindurch hörte Thomas die Kommandostimmen der ausbildenden Offiziere, er sah den griesgrämlichen Feldwebelleutnant, der im Zivilberuf Gerichtsschreiber war und von Hämorrhoiden geplagt wurde, er sah den gemütlichen dicken Oberleutnant zu Pferde, ein Bild zum Lachen. Durch die Stadt sind sie marschiert, Musik vorne weg, mit Pauken und Blechgeschmetter, so eine anständige Militärmusik wiegt doch eine ganze Menge anderer Musik auf. Das bindet zudem die Kameradschaft enger, wenn Thomas in der allgemeinen Unterhaltung seinen eigenen Gedanken nachhängen kann. Er hat die Zeit, die ihm damals in dieser Weise geschenkt wurde, auch nicht besser nutzen können, muß Thomas sich jetzt eingestehen, andere sind für ihr späteres Leben vorwärtsgekommen, er hätte sich wenigstens eine Stellung schaffen können, Feldwebel oder so etwas, sich technisch auch weiter ausbilden, sich für den Motorenbau spezialisieren, Flugmechaniker — — an alles das denkt Thomas, und es hatte damals nur an ihm gelegen, bei der technischen Truppe zu bleiben, stattdessen ... Sich selber alles reiflich zu überlegen, hat man meistens keine Zeit, und die Leute, die einem raten, verraten einem trotzdem nicht die Zukunft. Die

beiden Kumpanen hätten ihn ausgelacht, wenn er seine Selbstvorwürfe hätte laut werden lassen.
Aber auch im Felde lag ein anderer Zug drin, als es viele Leute wahrhaben wollen. Eine Masse, die vorwärts getrieben wurde oder zurückflutete kein einzelner mehr, und ein großes Ziel, eine riesenhafte Aufgabe, an der sich der schwache mit aufrichten kann, und stark wird, jeder ein Held — — ständig lösten solche Gespräche diesen Kreislauf der Gedanken aus. Thomas denkt, auch diese Zeit hat er nicht verstanden, ist abseits gewesen, verbohrt in diesen Eigensinn, ein guter Maschinenschlosser zu sein. Dabei beginnt er sich zu schämen. Er erinnert sich, daß er im Vorgelände in Kowno sich von einem Bahndamm, an dem eine Unterführung zu stützen war, weggeschlichen hatte, nachdem das Gerücht in Umlauf gesetzt worden war, der Bahndamm wird angegriffen. Und hat dann in einem Bauernhaus nicht weit davon mit einem Dutzend anderer gesessen und gewartet und Zoten erzählt; dann sind sie alle von einem Offizier herausgetrieben worden, und haben weitergearbeitet, und jeder hat sich etwas geschämt. Der Thomas schämt sich noch jetzt, er hatte den Vorfall ganz vergessen, er war feige gewesen; er hätte ja hingehen können und den Offizier, der sie alle so schwer beschimpft hatte, niederschlagen; aber sie haben stattdessen weitergearbeitet, als wäre nichts geschehen, und außerdem hatte der Offizier ganz recht gehabt. Und die Menschen da draußen haben alle mehr oder weniger solche Erlebnisse aufzuweisen. Das wird wohl der Grund gewesen sein, denkt Thomas, daß er sofort zugegriffen hatte, als Dreher für die Kriegsindustrie gesucht wurden, zudem war er noch besonders angefordert; trotzdem hat er auch weiter nichts davon gehabt. Niemals haben die Menschen ihm Zeit gelassen, sich zu entwickeln, zu überlegen, langsam in etwas hineinzuwachsen, eine Sache auch auf ihren inneren Wert zu prüfen — das stellt Thomas bei sich mit steigender Erbitterung fest. Er hat auch eine Heimat, er liebt die Heimat, nicht bloß das, er ist Deutscher, er ist Deutscher mit Leib und Seele, mindestens so gut Deutscher wie die andern, die sich darauf etwas zugute tun, und er soll nichts sein als ein Haufen Dreck, den man mit Füßen tritt? Man hat ihn ja nicht zugelassen, im Krieg, man läßt ihn nirgends zu, er steht immer als Gegner in Opposition, immer bei allem und gegen alles allein, ist er denn daran schuld? Die drei in der Zelle, ob-

wohl sie von ganz anderen Dingen sprechen, steigern sich gegenseitig in eine Erregung hinein, die nach einer gewaltsamen Auslösung drängt.
Zuerst ist es der Betrüger, der zu hetzen anfängt, ihn berührt es im Grunde am wenigsten, er ist glatt genug, sich mit allem abzufinden. Schwerfälliger schon, dafür aber um so gewichtiger haut der Pferdeknecht in die gleiche Kerbe. Der eine hat noch im besten Falle vier Jahre vor sich, die andern etwa die Hälfte der Zeit, Thomas quält sich um die Hoffnung einer Amnestie, obwohl für ihn die rein politische nicht mehr in Frage kommt, es heißt, draußen sind für diesen Fall Fürsprecher aufgetreten; einmal schon hat ihn ein fremder Rechtsanwalt in seiner Sache besucht und Erkundigungen eingezogen. Es dämmert eine ferne Hoffnung, trübt das Blut und quält. Er wünschte, und in solcher Stimmung dehnen sich gewissermaßen wollüstig die Glieder, einmal endlich in Ruhe gelassen zu werden, Frieden will er und noch ein wenig Glück, und er spürt sich noch stark und spannkräftig genug, das Rechte zu tun, für das Rechte einzutreten und Kamerad dafür unter Kameraden zu sein. Er wird sich überlegen und abwägen und prüfen erst, was zu tun ist, und wer recht hat, so daß er dann einmal in seinem Tun und Handeln ganz frei sein wird — — wenn die andern beiden nur ihre Fresse halten wollten. Thomas ist noch zu stolz, sich beim Wärter zu beschweren, unten in der Direktion den Antrag zu stellen, sich verlegen zu lassen, am besten wieder eine Einzelzelle. Dann werden sie wieder über ihn reden, denkt Thomas, er fühlt sich als etwas besonderes, sagen sie dann. Er wird aushalten, sind ja selbst arme Teufel, der Betrüger, dieser windige Kerl, hat ihm sogar manchen Spaß gemacht. Aber Thomas kann nicht mehr hören, daß sie ihn anreden, sie sollen ihn seiner Wege gehen lassen. Und damit fing es wieder an, Wolken zogen wieder auf, das schöne Zukunftsbild vom inneren Frieden bekam Risse und Flecke. Die Kerle bedrecken den Krieg, den Kampf und die Wahrheit, alle Opfer — — und jedes Opfer ist schon an sich umsonst.
In dieser gereizten Atmosphäre schlug die Stimmung des Thomas völlig um. Wenn schon nicht gegen die beiden, dann wenigstens mit ihnen — — der Windige war schon mehrmals zu Unrecht vom Wärter zurecht gewiesen worden. Zu Unrecht, das heißt, daß bei ihm gewisse kleinere Disziplinwidrigkeiten

gerügt worden waren, die sich auch die beiden anderen hatten zuschulden kommen lassen; in einem solchen Falle greift sich der Wärter nur den einen, dem es wahrscheinlich am wenigsten schaden kann und der sowieso von Zeit zu Zeit eine Aufmunterung gebraucht, heraus. Aus der Rüge war auch eine Strafe entstanden. Verschärft wurde die Lage dadurch, daß auch dem Knecht von der Aufsicht etwas vorgeworfen wurde, was dieser gar nicht getan hatte, bald wird die Reihe auch an Thomas kommen. Die Siedehitze bei einer künstlichen Steigerung der Wut ist schnell erreicht, obendrein will dann jeder an Solidarität dem andern nicht nachstehen, sie versuchen sich dann zu überbieten. Wir stehen füreinander ein, heißt es — — erst verfassen sie eine Beschwerde, mit allerhand Unbotmäßigkeiten und Beleidigungen gespickt. Thomas schiebt sich unmerklich für ihn selbst langsam in den Mittelpunkt. Die Mitteilung einer solchen Beschwerde verbreitet sich sehr schnell. Thomas hat das Gefühl, Leberecht und der fremde Bauarbeiter, es sind nur noch diese beiden aus seinem Prozeß in Haft, Leberecht, weil er das gleiche Strafmaß wie Thomas erhalten hat, der Bauarbeiter, weil er den tödlichen Schuß abgegeben haben soll, er hat insgesamt 12 Jahre abzusitzen — diese beiden sehen ihn mit anderen Augen an, sie haben es auch schon erfahren, er, Thomas, hat nicht nötig sich zu ducken, sich auch nur das geringste gefallen zu lassen. Was Thomas lange Zeit nicht mehr getan hat, er bestellt abends durch den Essensträger Leberecht Grüße, läßt ihn die Situation schildern, erklären, er bereite eine Aktion vor. Es muß doch einmal gelingen, sich zu beweisen. Es gibt ihm einen Stich, aber er ist nicht schlechter, wie sie draußen im Felde waren, er will sich zeigen.

Die Direktion hat inzwischen von der neuesten Entwicklung der Dinge in der Zelle C16 erfahren und beginnt, diesmal zu spät, mit Gegenmaßnahmen. Am nächsten Tage soll Thomas verlegt werden. Er weigert sich, die Kameraden zu verlassen. Er kann sie nicht leiden, hält sie teils für Idioten, teils für Gauner, er mochte sich nicht mit ihnen gemein machen — — das alles erklärt er sogar unten in der Direktion, die ihn von der Arbeit hat rufen lassen, aber deswegen gerade fühlt er sich verpflichtet ... Der Direktor ist ärgerlich, erstens weil es soweit überhaupt gekommen ist, zweitens weil er keine Zeit hat, dem Thomas im einzelnen zuzuhören; Thomas gilt allgemein in

der Liste als ein ruhiger Gefangener. „Gehen Sie jetzt nach oben und packen Sie Ihre Sachen!“ Damit ist die Unterredung beendet. Thomas geht und der Wärter, gegen den die Beschwerden gegangen sind, hinter ihm. „Wir wollen doch bloß Ihr Bestes“, flüstert der Wärter ihm zu. Gerade kommt der Schub der Gefangenen vom Haus III von der Arbeit. Sie müssen sehen, wie er mit dem verhaßten Wärter im vertraulichen Gespräch ist. Thomas tobt vor Wut. Oben angekommen, will der Wärter noch einmal sein Vertrauen gewinnen: „Herr Thomas, ich darf ja nur nichts sagen, aber nun dauerts nicht mehr lange — —“ Thomas hört daraus nur den Schimpf, Herr Thomas hat er gesagt, damit die anderen das recht hören sollen, er wird nur mit Handschuhen angefaßt — — Die beiden andern sind schon vor ihm in der Zelle. „Packen Sie Ihre Sachen!“ Der Wärter redet jetzt energischer, er muß Autorität halten. Der Träger hat den Eßnapf für Thomas während dessen Abwesenheit schon hingestellt. Thomas ergreift den Napf und trifft damit den Wärter mitten ins Gesicht, das Essen fließt als dicker Brei über die Uniform. Der Wärter ist im Augenblick wie gelähmt. Seine Vorschrift lautet, das Signal für Überfall zu trillern, er ist noch unfähig dazu, Thomas, dieser ruhige anständige Mensch — — Aber Thomas schreit jetzt den anderen zu: „Schnell! Und die Tür zu!“ Der Knecht ist aufgesprungen und hat den Wärter an der Gurgel, mit der anderen Faust stößt er ihn vor die Brust, daß er bis draußen ans Geländer taumelt. Der zweite schlägt mit Donnerkrach die Tür zu. Fieberhaft sind die drei damit beschäftigt, die Bretter von den Wänden zu reißen, die Tischplatte wird quer in die Tür reingehauen, die lange Eisenstange, mit der man das Fenster oben öffnet, bricht Thomas aus dem Scharnier, der Schemel schmettert in den Händen des Kaufmanns in Splitter. Während draußen in den Korridoren und in der Halle die Signale trillern. Alarm. Die Spannung wächst außerordentlich. Rufe aus den Zellen werden laut, Gepolter, in einer Gruppe fangen sie an zu singen, andere lachen hysterisch. Im Laufschritt kommt die Wachmannschaft die Eisentreppe nach oben, polternd und stampfend den Korridor lang, das dröhnt in diesen Betonhäusern wie beim jüngsten Gericht. „Aufmachen!“ brüllt der Wachthabende, ein Oberwärter dahinter: „Machen Sie sofort auf! Wir wenden sonst Gewalt an.“ „Wendet an!“ schreit Thomas von drinnen, „kommt nur

rein! Der erste, der hier reinkommt, dem schlage ich die Eisenstange über den Schädel!" Das ganze Haus hört, wie die Matratzen zerfetzt werden, die Lücken an der Tür zwischen Tisch und Schemeln werden damit ausgefüllt. Jetzt reißt einer mit donnerähnlichem Krach den Schrank von der Wand, eine Stiftung der Direktion für Gefangene im fortgeschrittenen Stadium der Erziehung; Andenken liegen darin, ein Blumentopf, die Zahnbürste des Betrügers. Aber dieser läßt sich jetzt nicht lumpen. Mit dem Klosettdeckel zertrümmert er die Fensterluke. Und eine Flut von Beschimpfungen quillt nach außen, eine Flut, die ständig wächst und zur Raserei wird. Man versteht die Worte nicht mehr, hört nur brüllen. Die drei arbeiten noch immer unverdrossen, es kracht und splittert.

Der Alarm hat vom Direktor bis zum letzten Aufsichtsmann alles mobilisiert. Die Unruhe in den anderen Korridoren wird energisch niedergehalten, der Versuch, durch Zurufe die Geschehnisse in den angrenzenden Häusern zu verbreiten, im Keim erstickt. Es wird da scharf zugegriffen. Und dann wurde es ruhig. Nur aus dieser einen Zelle, wie aus einer eiternden Wunde, völlig isoliert jetzt, kam noch Lärm. Aber auch die Schimpfworte kamen schon langsam und langgezogen; auch die Stille ist ein beachtlicher Widerstand.

Dann begannen die Verhandlungen. Die drei hatten keine Veranlassung sich untereinander zu besprechen, sie waren einig, sie waren nur ein Wesen, Masse. Die Drohungen, die den Beamten draußen zur Verfügung stehen, sind schon zu bekannt, die Gefangenen beantworten sie mit Hohngelächter. Die Tür soll eingeschlagen werden, diese dicke Bohlentür mit Eisenbeschlag, die Zelle wird durch das Fenster von draußen unter Wasser gesetzt und ähnliches mehr — — nichts geschieht dergleichen. Es gibt ein viel billigeres Mittel, das weniger Aufsehen macht, das heißt: Warten. Abwarten, vermischt mit dem Grundsatz: Zureden hilft. Die Gefangenen kommen dem sehr entgegen, insofern sie zu schweigen anfangen, stellen sich taub und stumm. Sie hocken in den Ecken, oder liegen lang am Fußboden und warten ihrerseits ab, schweigend. Es vergehen Stunden um Stunden, aber das Schweigen, das sie sich selbst auferlegen, macht die Gefangenen mürbe. Sie sehen sich wieder gegenseitig, sie werden, wenn man das sagen darf, wieder

einzeln, der Knecht wird der Knecht und Totschläger, der andere ist Kaufmann und Betrüger, ein Familienvater, der sich schämen sollte, nichts besseres aus sich zu machen, und Thomas — —

Am nächsten Tage, nachdem noch die Chance, durch Nahrungsverweigerung die Welle der Unruhe wieder zu beleben, vorüber und ausgekostet ist, löst sich der Widerstand in seine einzelnen Teile auf. Der Knecht findet das erlösende Wort: „Quatsch, jetzt machen wir Schluß. Reißen wir die Strafe ab und fertig. Geärgert hat es sie doch! Zu dritt stehen sie draußen die Wache." „Na und Mensch, die ganze Nacht, verstehste? Und unten haben sie auch doppelte Wache. Mensch, die fluchen vielleicht —" damit findet sich der Kaufmann ab. Thomas, der noch wie betäubt vor sich hinstiert, soll getröstet werden: „Das ist gar nichts. Dem Wärter ist ja nichts geschehen, wenn du ihn noch die Treppe runtergeworfen hättest! Das gibt drei Tage und fertig; der Alte ist nicht so, höchstens wenn er gerade Revision hat." Thomas schweigt. Um die Mittagsstunde beginnen sie wegzuräumen. Jetzt liegt es nur noch an einem zusprechenden Wort des Oberwärters, eine Stunde warten die beiden noch auf Straffreiheit, na und wenn nicht, dann wird denn auch so geöffnet.

Die Gefangenen sind gerade alle wieder in ihren Zellen. Es war wie ein Rausch, es war gar nichts, denkt Thomas. Neugierig gucken die Wärter zu viert in die Zelle und schütteln den Kopf. Einzeln werden die drei gegriffen und gefesselt und einzeln abgeführt. Als sie sich Thomas nähern, springt der die Beamten an, ganz überraschend. Zwei wälzen sich mit Thomas im Knäuel am Boden. Thomas schlägt und beißt um sich. Unter Geschrei und Gepolter und Stöhnen wird Thomas die Treppe hinuntergeschleift, Zwangsjacke. Thomas kommt in den Keller, der Schaum steht dem Mann vor dem Mund. Dort mag er weitertoben, hinter dem offenen Eisengitter, der Käfig wie im zoologischen Garten, die Eisenstäbe hat noch niemand aus der Verschalung gerissen — — aber Thomas tobt nicht. Er ist ganz stumpf. Die Brust ist ihm wie zum Zerspringen. Die Hände hat er sich irgendwo blutig geschlagen. Der Arm schmerzt zum Wahnsinnigwerden, scheint ausgekugelt, er kann gar nicht hinfassen — — dann sinkt er um wie ein Sack, kann nicht mehr.

Oben im Büro liegt die Anfrage an die Zuchthausverwaltung

über die Führung dieses Thomas. Der Gefangene ist zur Begnadigung eingereicht worden. Der Direktor verzieht das Gesicht und starrt lange auf das Papier und zuckt die Achseln.

VI.

Thomas kann nicht entlassen werden. Schon der allgemeinen Ordnung wegen.

Die Dunkelheit glich vieles aus. Diese lastende Dumpfheit in der Spannung ließ nach. Thomas hatte nicht nötig sich an den Eisenstäben zu erproben; er blieb an die Wand gelehnt stehen und wartete. Der Beobachter fand ihn auf seiner Runde völlig ruhig. Später war der Arzt gekommen und der Direktor. Thomas hatte zu allen Fragen geschwiegen. Immerhin stellte der Arzt fest, daß der Gefangene müde geworden war, durchaus ungefährlich; wenn es ein Anfall war, dann war dieser Anfall vorbei. Thomas hatte nichts zu bereuen, auf weitere Antworten wollte er sich nicht einlassen. Beide Herren nahmen den Eindruck mit, daß im Augenblick weitere Einwirkungen auf den Gefangenen zwecklos seien, das Disziplinarverfahren braucht nicht aufgehalten zu werden. Thomas kam in die Strafzelle.

Das harte Lager war seiner Stimmung angepaßt, die völlige Abgeschlossenheit, die Strafe der Arbeitsentziehung. Thomas träumte eine bessere Zeit — — so vor sich hin, die Gedanken gingen weit.

Die Strafzellen waren nach der Außenfront der baulichen Gesamtanlage gelegen. Daß die Fenster der Gefangenen-Häuser sämtlich nach den Innenhöfen gingen, war sicherlich aus der pädagogisch-menschenfreundlichen Erwägung heraus entstanden, den Eingesperrten durch das ewige Gleichmaß der Bilder zu beruhigen; der fremde Eindruck regt nur auf.

Die Verzweiflung hat verschiedene Grade. Thomas selbst hätte es abgestritten, überhaupt sich verzweifelt zu fühlen. Er begann nur unter einer ungeheuren Last, die ihn erdrückte, zu stöhnen. Ich schaffe es nicht mehr, stöhnte er immer wieder vor sich hin. Er glaubte noch dunkel daran, einmal das alles abzuschütteln. Man tut ihm Unrecht, man hat ihm immer Unrecht getan

und es ist schließlich recht so, — solange er das Feindliche, das ihn zerfrißt, nicht abgeschüttelt haben wird. Mochten sie ihn hierdrin quälen, vielleicht schlagen sie ihn diesmal ganz zu Boden — — Hilfe braucht er nicht, er wird nicht jammern. Alle Empfindungen blieben dumpf und verschwommen, die letzten Ereignisse blieben nur verwischt in der Erinnerung, Thomas hat das Gefühl, die Menschheit ist wieder einmal auf ihn losgelassen, Ferien hat er bisher nur gehabt, das ist es, worum die Gedanken kreisen. Böse ist er mit niemandem. Haben sie ihn geschlagen — nun, er selbst war nicht auf der Höhe, vorher zu schlagen.

Von dem Kopfende seiner Pritsche konnte Thomas aufrechtstehend und mit einem kleinen Schwung den unteren Blechrand, mit dem das Fenster eingerahmt war, erreichen. Der Schwung war allerdings für ihn mit seinem steifen Bein nicht ganz einfach. Dort hing er dann, und konnte mit dem Kopf, die Arme etwas angezogen, bis zur Höhe des Fensters hinaufreichen und das Freie sehen. Eine weite Wiesenfläche sah er da, rechts Ackerland und dahinter eine breite Fahrstraße. Ein Mensch ging da entlang, ein Bauer oder Handwerker aus der Stadt, der hier draußen etwas zu tun hat; es war ziemlich weit, daß er nichts näheres unterscheiden konnte. Der Mensch trug etwas, vielleicht sein Handwerkszeug. Er ging langsam und schwerfällig und schien nur traurig vorwärts zu kommen. Der Mensch hat es schwer. Thomas mußte erschöpft die Arme sinken lassen. Er selbst, fühlte er, war auch nicht mehr der Kräftigste.

In diesen Tagen und in der späteren Zeit, Thomas wurde wieder in eine Einzelzelle überführt, auch eine andre Arbeit bekam Thomas, er konnte möglicherweise in der Schlosserei als Anstoß wirken, jetzt wurde er in die Buchbinderei gesteckt, er lernte Buchbinder — — in einem solchen Ablauf der Tage ist die Zeit gekommen, mit einer Reihe von Quälgeistern Frieden zu schließen.

Thomas erinnert sich, daß auch die Kinder nicht immer vor ihm weggelaufen sind. Bald wollten sie Spielzeug, bald Naschwerk und allerhand Kleinigkeiten, besonders die Älteste, so eigensinnig sie sonst sein mochte, war darin besonders hartnäckig und konnte einen mit ihrem ewigen Betteln quälen.

Thomas begann auch sich in die Arbeit der Aufsichtsbeamten

und Wächter hineinzusenken, das brachte alles die Zeit mit sich. Diese Leute hatten eine Arbeit, fühlte Thomas, die höchst unbequem war; er würde sich nur unter großem Druck dazu verstehen können, eine solche Arbeit zu machen. Er bekam den Eindruck, die Leute sind mit sich selbst ständig im Streit. Wenn man zum Fenster hinaussieht, kann man den Wachtmann mit geschultertem Gewehr am Ende des Hofes stehen sehen. Ob der wohl immer nur daran denkt, daß ein Gefangener im Augenblick gerade aus dem Hofe herauslaufen wird — — der wird auch anderes zu tun haben. Und der Wärter, der von früh bis abends schließt und schließt und gefragt wird und antworten muß und Angst hat vor seinem Oberwärter, der ihn schikaniert, schon der Ordnung wegen, und dieser Oberwärter, der vor dem Inspektor zittert, dem er den Eindruck erwecken muß, auf stramme Disziplin zu sehen und dabei, wenn die Gefangenen von der Revision gefragt werden, gutmütig sein muß, eine Seele von Mensch, sonst fliegt er bei der herrschenden Ansicht, die Gefängnisanstalten in freundliche Übergangsheime von der einen Welt zur anderen umzuwandeln — — und wenn man den Gedanken fortspinnt bis zum Direktor, zum Lachen! Der Direktor hat auch seine Sorgen.

Thomas mußte auch daran denken an den ganzen Apparat, der für einen Menschen, der ins Zuchthaus kommen soll, aufgeboten werden muß. Die Polizei, die Untersuchungsbehörde, der Staatsanwalt und die Richter, jeder tut so, als ob er ausschließlich für den armen Teufel arbeitet, der bestraft werden soll. Da werden die Leute jahrelang dazu erzogen, ein gut Teil seines Lebens muß einer ausschließlich darauf studieren, einen Menschen zu bestrafen und aus seiner Existenz zu reißen. Das ist keine saubere Arbeit, und Thomas hat auch bei ruhigem Nachdenken nicht viel dafür übrig. Er erinnert sich seines Prozesses, als Staatsanwalt und Richter und selbst der Verteidiger (der von ihm nicht bestellte Popanz) auf ihn eingeredet haben; was wollten die Leute bloß von ihm, und warum haben sie sich erst die Mühe gemacht? Der Richter hatte ganz andere Gedanken im Kopf. Thomas hatte ganz gut verstanden, daß sich der Vorsitzende der Richter besonders anstrengen mußte, um bei der Sache zu bleiben. Vielleicht hat er Ärger zu Hause gehabt, Thomas kannte ja den Mann gar nicht, soll doch so ein Richter das mit sich selbst abmachen — — Thomas hat hier im Ge-

fängnis schon mehrfach gehört, daß die Richter alle an der Galle leiden, das muß der Beruf so mit sich bringen. Ein fauler Beruf, der dem Menschen das Leben verleidet und sich selbst verbittert, arme Teufel. Thomas hat es nicht gehört, aber er kann es sich vorstellen, wie die Richter später im Beratungszimmer seine Sache, die soviel Zeit weggenommen hat und obendrein überflüssig war, eine Sache, die bloß Ärger mit sich bringt und viel Staub aufwirbelt, möglicherweise gibt es sogar Rücksprachen auf diplomatischem Wege, sobald die Politik mit hineinspielt, die Sache Thomas und Genossen — — Thomas hört geradezu noch, wie der Vorsitzende seine Kollegen fragt: „Na, was meinen Sie? Vier Jahre, was? Meinen Sie nicht?" „Ich denke, vier Jahre sind genug." „Auch der Meinung." „Also vier Jahre — — ohne Verlust der bürgerlichen etc." Dabei haben sie, das weiß Thomas ganz genau, alle drei an etwas anderes gedacht, vier Jahre ist ja nur ein Begriff, Zahl und Buchstabe, und Thomas ist im Grunde genommen froh, daß er diese Leute, wie er damals wollte, nicht noch besonders aufmerksam darauf gemacht hat; er hatte eigentlich damals vor, vor Gericht noch eine Rede zu halten, wozu auch — — jeder macht seine Arbeit, es ist nicht nötig, daß einer kommt und Dreck darauf wirft. So macht Thomas mit dieser Zeit seinen Frieden.

Bleiben noch die Kollegen, die Menschen und die Welt um den Gefangenen herum, die er nicht sieht, aber von der er weiß, daß sie da ist. Thomas hat in den Jahren vorher viel gehört und auch geredet von der Klasse, der Arbeiterklasse, Klassenkampf. Die Gemeinschaft ist da, und Thomas hat immer mehr die Hoffnung, aufgenommen zu werden und nicht länger als Einzelgänger draußen zu bleiben, den die Kollegen nicht verstehen, und manchmal auch nicht wollen; es handelt sich ja dabei nicht nur um die Berufskollegen, die Gemeinschaft ist ja viel größer. Aber wenn Thomas sich in der Phantasie jemanden vorstellen wollte, mit dem er darüber sprechen und streiten könnte, wie das auf den Parteiabenden geschieht, so könnte er seinem Gegner in gar keinem Falle recht geben. Möglich, daß zwei solcher Leute sich über die Klasse streiten, ohne oder mit ihm, für oder gegen — — Thomas empfindet, daß wenn die Klasse ein so gewaltiger Unterschied ist, daß diese Freunde oder Feinde allein schon von ihm durch eine Klasse unterschieden sind. Er versteht seine eigentliche Arbeit zu gut, als daß er

nicht auch weiß, bei diesen Auseinandersetzungen sind Fragen der allgemeinen Wirtschaft zu entscheiden, Dinge, die die ganze Menschheit angehen, theoretische in der Art, wie die beiden, die er sich nur im Geiste vorstellen kann, hin- und herstreiten und sich auf Kenntnisse berufen, die Thomas nicht kennt, und in seiner Arbeit auch nicht gelernt hat. Und, fragt er sich in diesen Mußestunden, auch nicht nötig hat, ohne weiteres gläubig hinzunehmen.

Denn: Das Leben wie jede andere Maschinerie verlangt Gleichtakt, den gleichen Rhythmus zum Antrieb, und läuft dann so gleichmäßig fort. Das hat Thomas schon früher verstanden, wer da mit drin ist, der wird viel freier; das ist, wenn man nach Feierabend aufs Feld geht, der Blick geht weit, und die ganze Welt ist groß und weit und ohne Grenzen, dann hat man etwas vom Glück, daß manchmal das Gefühl hochsteigt, man müßte zerspringen. Aber das genügt ja nicht. Der Mensch, der das empfindet, kann ja nicht warten, bis alles von selbst einmal so sein wird. Da sind doch Leute da, die nicht mitwollen und sich sperren. Nicht etwa nur, denkt Thomas, weil sie bösartig sind, und daß sie ausgerechnet darauf aus sind, den andern Menschen niederzuhalten und ihm das Leben zu vergiften; sie sind irgendwie krank und können nicht mit, und darum, so bestätigt sich jetzt Thomas, müssen die anderen die Gestaltung des Lebens selbst in die Hand nehmen. Und wenn ein Gott da ist, an den Thomas nicht glaubt, und es ist auch gar nicht nötig daran zu glauben, und einmal wird es direkter Unfug sein, so sollte der schleunigst beseitigt werden, denn er arbeitet zu langsam; es gibt schon Menschen, die mehr davon verstehen, die Welt glücklich zu machen. Aber weil eben niemand länger warten kann, daß etwas von selbst geschieht, dann müssen eben diejenigen, die wenigstens verstehen, daß sie aufeinander angewiesen sind und daß sie zusammengehören, die Sache in die Hand nehmen. Das heißt, daß sie kämpfen müssen. Thomas versteht schon besser, daß jetzt schon um eine gerechtere Verteilung der Lebensgüter gekämpft werden muß, damit solche Leute wie Thomas und andere nicht unterwegs aufgehalten werden, damit sie freier arbeiten können, und nicht ein Zustand kommt, daß sie sich selbst im Wege sind. Mögen das die andern nennen mit großen tönenden Worten wie sie wollen, wenn aber dies der Sinn der Revolution ist, dann hat Thomas keine Furcht mehr,

darin unterzutauchen, im Ansturm der Gleichen, in der Flut der Kameraden, die alle das Gleiche wollen, mehr Leben und mehr Glück für die Menschheit. Thomas kann sich nicht denken, daß sich dem jemand im Ernst widersetzen will. Man müßte nur aufklären, solche Leute, denkt er. Die Widerstrebenden beiseite schieben und ein wenig nachhelfen und sei es mit entsprechendem Druck, so hat ihm schon früher manchmal der Vater gesagt, wenn er sich als Junge gegen etwas gesperrt hat. Darin fühlt Thomas für später eine befriedigende Aufgabe mitzutun und mitzuraten — — und wird ganz zufrieden mit sich und der Welt.

Ende des zweiten Teils.

Dritter Teil

I.

Eines Tages wurde auch Thomas aus der Strafhaft entlassen. Nachdem der Gefangene seine Zeit abgedient hat, wird er, wie der Gefängnisgeistliche zu sagen pflegte, seiner Familie, Frau und Kindern wiedergeschenkt, ein besserer und geläuterter Mensch. Aber die Familie wußte nicht sehr viel mit ihm anzufangen.

Thomas war außer der Zeit entlassen worden. Bei einem Personalwechsel in der höheren Justizverwaltung waren die länger zurückliegenden Gnadengesuche, die aus irgendeinem Grunde zurückgestellt waren, in Bausch und Bogen und zwar in positivem Sinne aufgearbeitet worden. So kam auch Thomas vor der Zeit und völlig unerwartet frei.

Thomas war im neuen Heim in Halle, nachdem er mit vielen Umständen sich durchgefragt hatte, erschienen, als gerade das Mittagessen auf dem Tisch stand. Es war dem Manne nicht gegeben, große Worte zu machen, und in solchem Augenblick erst recht nicht, obwohl das Herz, sich auszusprechen, zum Überlaufen voll war; er hätte so vieles zu erklären gehabt und auch von der Zukunft sprechen wollen, aber nicht in dieser Hetzjagd von heute auf morgen, und sofort eingespannt zu werden mitzuverdienen, um das Notwendigste an Nahrung und Kleidung heranzuschaffen. Dazu war dem Heimkehrer die neue Umgebung zu fremd. Er fühlte sich geniert und gehemmt, und es war ihm peinlich, so ohne weiteres am Tisch zu sitzen und mitzuessen, als ob er dahin gehörte. Das zweite Mädchen war mächtig gewachsen und half der Mutter in der Arbeit, und auch die Kleine, die das letzte Jahr noch zur Schule geht, sah ihn mit großen Augen an, alle ein wenig ängstlich, was jetzt geschehen wird — — sie können sich beruhigen, möchte er laut vor sich hinsprechen, er wird den Frieden nicht stören. Aber Thomas will auch von vornherein nicht nur Böses denken, aber es fällt ihm recht schwer. Die Frau ist bemüht, eine gleichgültige Miene zur Schau zu tragen. Er grübelt darüber nach, steckt dahinter noch etwas Freude oder ist es nur Angst — — Angst davor, daß ihr Leben noch einmal zusammenbrechen soll, und

ob er auch in der Lage sein wird, es wieder neu aufzubauen. „Es kommt halt sehr überraschend", sagt die Frau und versucht zu lächeln, „wir sind gar nicht darauf vorbereitet, die hätten uns schreiben sollen." Ja, Thomas meint, darüber kann er den Leuten keine Vorschriften machen. Thomas wird sich schon in den nächsten Tagen nach entsprechender Arbeit umsehen, um der Familie nicht zur Last zu fallen, die Portierstelle trägt ja einen neuen Esser nicht. Er spricht aber auch nicht davon, erzählt die Frau abends der Zweiten, daß er eine Arbeit suchen wird, die sie alle ernährt. „Ich glaube, er ist schon bald fertig. Das dauert manchmal viele Monate, daß so einer sich von den Jahren erholt", fügt sie seufzend hinzu, „solange es eben noch geht, werden wir ihn schon durchhalten." Die Tochter hat noch keine eigene Meinung, sie hat nur Angst. Es wird beschlossen, daß Thomas einen Versuch macht bei der Ältesten in Berlin. Lene ist dort mit Bork jetzt verheiratet, und Bork hat sich im Apparat der revolutionären Partei gehalten. Er hat zwar auch Krisen zu überwinden gehabt, aber er ist geblieben und hat seinen Posten ausbauen können, er verdient sein Geld, und Lene ist auch irgendwo in der Partei untergekommen, und sie leben ganz schön. Näheres weiß allerdings die Frau, die froh ist, etwas weiter von ihrer direkten Lage Ablenkendes erzählen zu können, auch nicht, Lenchen schreibt schon seit langem nicht mehr. Aber sie weiß, allein aus ihrer Bekanntschaft, Bork hat in irgendeiner Abteilung des Apparates für irgend etwas Besonderes zu bestimmen, sie hat auch von ihm gelesen, Bork schreibt auch in den Zeitungen und Broschüren. Und Thomas hat ganz vergessen, daß er Bork haßt. Er ist auch mit der Frau der Meinung, daß Bork für ihn wird etwas tun können. Er wird sich doch freuen, den Thomas wieder draußen zu sehen, nachdem jetzt alles erledigt ist. Und darum wird beschlossen, daß Thomas, sobald er sich etwas ausgeruht hat und auch etwas mehr Mut bekommen, sich freier zu bewegen, nach Berlin fährt und sich zunächst dort um Arbeit umsieht. Thomas kürzt diese Zeit seinerseits noch ab, er fährt schon am nächsten Tage.

Bei Borks wurde Thomas sehr herzlich aufgenommen. Er war am frühen Nachmittag angekommen und mußte ein paar Stunden vor ihrer Wohnung warten, bis er erst mal Lene traf, die ihn mit nach oben nahm. Die Älteste war wirklich erstaunt und

auch erfreut zugleich, ihn zu sehen; „für Bork wird es eine große Überraschung sein", das waren mit die ersten Worte. Sie hatte wohl etwas Scheu im Anfang, ihn Vater anzureden, das fiel ihm auf, aber nachher, als sie nach der Mutter und den Geschwistern gefragt hatte, und er selbst darauf keine Antwort weiter geben konnte, mochte sich diese Scheu verloren haben. Sie tat sehr besorgt um ihn und gab ihm gute Ratschläge, was er alles mit Bork besprechen sollte, und brühte ihm Tee auf. Später war sie wieder fortgegangen, nach der Arbeit hatte sie noch Abend für Abend Besprechungen, aber auf ihr Anraten war er schon in der Wohnung geblieben, sie werden ihn aufnehmen können für ein paar Tage, und das weitere wird sich finden — es war immerhin etwas, er hatte schon auf viel Schlimmeres sich gefaßt gemacht.

Die Älteste sieht sehr vergrämt aus, mußte Thomas bei sich denken, da mag nicht alles stimmen, ein so blühendes Mädchen, dick und gesund und mutig, und jetzt nach den paar Jahren hat sie schon was wie eine alte Frau. Kinder können sie sich nicht leisten, hat sie ihm auf eine diesbezügliche Frage beim Tee gesagt; das schien ihm zum mindesten eine merkwürdige und unglückliche Auffassung, an Geld schien es doch nicht zu fehlen. Die Wohnung sah sehr ordentlich aus, geräumig und solide Möbel und alles mit Teppichen belegt, hier muß man schön leben können — — aber die Menschen haben keine Ruhe mehr, bis in die späte Nacht saß Thomas allein. Dann war wieder Lenchen gekommen und hat ihn ins Nebenzimmer schlafen geschickt, wirklich ein regelrechtes Gastzimmer, Bork wird viel später kommen, er kann heute nicht mehr auf ihn warten — — damit wurde er verabschiedet. Das Mädchen gefiel in ihrem Aussehen ihm immer weniger. Die Wangen waren eingefallen, sie hatte so scharfe Züge bekommen, die dem Gesicht etwas Gespanntes, geradezu Lauerndes verliehen. Was jagt sie sich so, dachte Thomas, sie hat doch ihr Auskommen. Eigentlich hatte er auch bei der Frau zu Hause beim ersten Eintreten einen gleicherweise verbissenen Zug festgestellt, aber im Grunde war das Gesicht doch ruhig, es sprach zwar von Unglück, und ein wenig auch von Not und harter Arbeit, aber es war im ganzen doch still und selbstbescheiden. Bei Lene hätte man jetzt nie wissen können, ob sie nicht plötzlich zu schreien anfängt, auffährt und einem ins Gesicht springt — — unter solchen Gedan-

ken schlief Thomas diese erste Nacht ein; in der Portierwohnung, die Nacht vorher, hatte er kein Auge zugetan.
Am nächsten Morgen kam ihm Bork mit offenen Armen entgegen, er begrüßte den Thomas wie einen alten Kriegskameraden, den man ein paar Jahre nicht gesehen hat, der Altersunterschied war völlig verschwunden. „Na, dir haben sie schwer mitgespielt, alter Junge", sagte Bork nach den ersten Begrüßungsworten, indem er ihm dabei auf die Schulter klopfte, „macht nichts, du holst das schon wieder ein, du willst dir wohl noch erst ein paar Wochen Zeit lassen." Thomas wurde ganz verlegen. Es klang gar nicht so überzeugend, daß er gekommen sei, hier in Berlin sich nach Arbeit umzusehen. „Na ja, es ist jetzt schwer", hat Bork darauf erwidert. Und im Laufe der weiteren Unterhaltung, als Thomas dann auf den Prozeß zu sprechen kam und nochmals erzählen wollte, daß man ihn damals zu Unrecht verdächtigt habe, schnitt Bork das kurz ab: „Was war, ist gewesen, wozu das alles aufrühren, heute denkt niemand mehr dran." Thomas sah sich zustimmend nicken, über irgendeine Anknüpfung aus der alten Zeit geschmeichelt lächeln und dann wieder zuhorchen, wenn Bork von der neuen Zeit und ihren Aufgaben zu sprechen begann, und kam sich dabei vor, wie der Fremdling aus der andern Welt. Ein steifer und verblödeter Thomas saß da am Tisch, ein Bittsteller, geradezu ein Bettler, das war nicht mehr er selbst, der Schleifer Thomas, der in der Revolution eine Rolle gespielt und jetzt seine Zuchthausjahre abgerissen hatte. Dunkel erinnerte er sich zwischendurch, daß er sich ein Zusammentreffen mit Bork ganz anders vorgestellt hatte, da gab es eine Reihe von Vorgängen aufzuklären, was er so über die Zusammenhänge gehört hatte, und warum vor allem sein Prozeß kein politischer gewesen sei; der Bork wird ihm darauf antworten müssen, das hatte er sich immer wie zum eigenen Trost versichert. Aber jetzt konnte davon keine Rede sein. Auch der Bork war ein ganz anderer, ein etwas aufgeschwemmter Mensch, nicht mehr der spillige nervöse Junge, der so quecksilbrig ist, daß er keinen Menschen zu Ende reden lassen kann, der gar nicht erst abwarten kann, was der andre vielleicht noch zu sagen hat — — dieser Bork war auch nicht auf Rosen gebettet. Das Aufgeschwemmte auch in seinem Wesen, so stellte sich das Thomas nachher vor, war krankhaft, er mochte ein sehr ungesundes Leben führen, er blieb bei jedem

Satz stehen und widersprach sich oft; dabei konnte ihn Thomas ertappen, daß er mit seinen Gedanken überhaupt nicht bei der Sache war, Lene mußte solche Krisen mehrfach überbrücken, und besonders peinlich war es im Anfang, da Thomas das Gefühl nicht los wurde, Bork wollte sich gerade ihm gegenüber von der besten Seite zeigen. Das war zuviel und auch gar nicht nötig. Thomas wollte ja nichts anderes, als Bork bitten, sich um eine Stellung für ihn umzusehen, daß er zunächst sich etwas einordnen kann, der Parteiapparat braucht doch allerhand Leute, und diese Arbeit wird er schon machen können. Bork mochte das ganz gut verstanden haben.

Es vergingen ein paar Tage, Thomas wohnte noch bei den Borks, er sah die beiden eigentlich selten, zu einer längeren Aussprache kam es überhaupt nicht — — da nahm ihn eines Abends die Tochter beiseite.

„Sieh mal, Vater, du darfst auch nicht etwas Unmögliches verlangen, du darfst es mir glauben, wir haben schwer genug zu kämpfen." Thomas wollte antworten, ich verlange ja nichts weiter, wir haben über das eigentliche ja noch gar nicht gesprochen, aber der erste Schreck verschlug ihm die Rede, so feinhörig sind die geworden, sie wissen schon etwas, ehe man mit ihnen gesprochen hat. Die Tochter ließ sich nicht beirren: „Bruno hat viele Feinde. Du denkst vielleicht, er könnte etwas für dich tun. Ich weiß schon", als Thomas abwehren wollte, „vielleicht hat dir das die Mutter eingeredet, die Mutter kennt ja die Verhältnisse nicht. Hier paßt einer auf den andern, es wird ja bald bekannt, daß Bruno gewissermaßen verwandt mit dir ist. Wenn er dich wo unterschieben würde, du machst dir keine Vorstellung, was dann geredet wird, und den Schaden davon hat Bruno dann alleine zu tragen. Das ist eben heute ganz anders, sieh mal die ganzen Jahre haben wir darauf gearbeitet, daß wir uns in unserer Arbeit halten. Wenn auch Bruno nach außen vielleicht groß auftritt, so sieht das bloß so aus. Wir müssen uns sehr vorsehen, und ich lebe in ständiger Angst. Sieh mal, es ist doch sehr schön, daß ich auch mitverdienen kann. Du darfst es Bruno nicht verübeln."

In Thomas begann so etwas von dem alten Menschen aufzusteigen, der so lange geknechtet worden war. „Ich habe Bork um nichts gefragt", knurrte dieser Thomas, „ich wäre zu diesem Bork auch niemals gekommen, wenn ich nicht angenommen

hätte, daß ich hier in der Partei bei euch noch etwas leisten kann, jedenfalls haben sie mir das mehrmals ins Gefängnis rein wissen lassen, und daß ich mich sofort melden soll. Selbstverständlich muß ich ja auch etwas zum Leben haben und Arbeit sollte man doch schließlich finden — —" aber dieser alte Thomas hielt nicht durch; was er auch sagte, kam nicht gerade sehr glaubhaft heraus, weil er vielleicht auch nicht alles sagte, was der alte Thomas hätte sprechen sollen. Er kam zu oft ins Stocken.

Immerhin war das Eis gebrochen und Thomas konnte freier jetzt den beiden davon sprechen, daß er sich nach einer Arbeit umsehen will, Arbeit braucht der Mensch. Bork schlug es ihm jetzt offen ab, sich für ihn zu verwenden. Es vergingen noch ein paar Tage. Thomas hatte es wenigstens durchgesetzt, daß Bork ihn zu ein paar größeren Versammlungen mitgenommen hatte. Er war auch bei jener Stelle gewesen, die ihn im Gefängnis gelegentlich mit Liebesgaben versorgt hatte. Dort hatte er schon etwas dringender um Arbeit angefragt, sie sollen ihm wenigstens behilflich sein, eine zu finden. Und dort war er auch mit ein paar Leuten, die um einen Schreibtisch herumstanden, in eine hitzige Debatte geraten. Thomas hatte sich selbst später gewundert, wie glatt er den Leuten Bescheid zu geben gewußt hatte. Natürlich, und das hätte Thomas noch angehen lassen, wenn es ihn auch gewurmt hat, kannten die Leute, die dort als Sekretäre und Beamte saßen, den Thomas nicht und wußten nichts von seiner revolutionären Aktion, obwohl ihm selbst noch bis in die allerletzte Zeit Mitteilungen ins Gefängnis zugegangen waren. Das geht nach Listen, hat ihm einer von den Kerlen gesagt, die da herumstanden und nichts besseres zu tun hatten, als zu schwätzen und den Kämpfern etwas anzuhängen — — dies stieg in Thomas hoch, nach Listen, die alle Jahre neu zusammengestellt und revidiert werden, da kennt man den einzelnen nicht, das wäre zu viel verlangt. Und ein Dicker, der eine kleine Ähnlichkeit mit Gustav hatte, von dem übrigens im Büro auch nichts bekannt war, stieß einen andern an und hatte scheints etwas zu lachen: „Der kommt vom Mond, Mensch, alle sechs Wochen sind doch andere hier. Hier wird rasch verbraucht." Einer der hinterm Schreibtisch saß bedeutete dann dem Thomas, daß sie Arbeit nicht vermitteln könnten. Von der Ortsgruppe, die für ihn zuständig wäre, würde er wahrschein-

lich, wenn er seine Entlassungspapiere vorzeigt, noch eine kleine Unterstützung bekommen. Eine Unterstützung braucht Thomas nicht, und das wird sich auch auf seinem Gesicht gespiegelt haben, denn ein andrer fragte ihn schließlich nach den näheren Umständen, wie lange er gesessen habe, mit wem er zusammen gearbeitet, nach Personen und Vorgängen, die Thomas noch nie in seinem Leben gehört hatte. Aber er ließ sich schließlich herbei, den Umstehenden seine Geschichte in R. auseinanderzusetzen, aber auch diese Geschichte selbst war wiederum den Leuten nicht bekannt, und als er sich darüber zu ereifern begann, hielt einer von den Umstehenden, anscheinend der Spaßmacher der Gesellschaft, den Arm hoch im rechten Winkel und brüllte: „Mensch, das waren noch revolutionäre Zeiten!" Das Büro wieherte vor Lachen, sie schienen es für einen Witz zu halten. Thomas merkte es erst später, daß der Witz auf ihn gemünzt war und konnte nur die Achseln zucken. Im Hinausgehen glaubte er noch sagen zu sollen: „Immerhin ist mein Bein davon steif geblieben, und ich bin ohne Arbeit." „Weine nicht, mein Junge", schrie ihm einer nach.

Thomas hatte immerhin etwas zugelernt und, um die Wahrheit zu sagen, auch Lene gab ihm manchen Wink. Er besuchte tagsüber noch eine Reihe ähnlicher Büros, allerdings hatte er der Tochter versprechen müssen, sich nicht auf Bork zu berufen. So verging noch einige Zeit, die Aussicht, eine leichte Beschäftigung für die Revolution zu finden, wurde immer geringer, die guten Vorsätze aus der Zelle schwanden dahin; sich unterzuordnen, das ist Quatsch. Es konnte nicht ausbleiben, daß Thomas auch zu dem Zusammenstoß mit seinem Ernährer Bork kam. „Ich ernähre dich", hatte Bork zu ihm gesagt, „und das ist schon mehr als genug, das kann nicht mehr so weiter gehen." Zwar hatte Lene zu vermitteln gesucht und eingeworfen, daß der Vater darum ja nicht gebeten hat. Aber das Maß war sowieso schon voll. Thomas war die Antwort nicht schuldig geblieben. Am Vormittag des gleichen Tages war Thomas beim Metallarbeiterverband gewesen, und hatte nach den Aussichten für Arbeit nachgefragt. Der Gang war ihm ungeheuer schwer gefallen, und er hat ihn eigentlich nur getan, um der Tochter zu beweisen, daß er auch davor nicht zurückschreckt, in den alten Beruf unterzukriechen. Von dieser Nachfrage, es lohnt sich nicht zu berichten, wie wenig Aussichten für Thomas

vorhanden waren, hatte Thomas eine bohrende Wut zurückbehalten, die ihm fast die Brust sprengte und sich entladen mußte. Das war das Ende, daß er jetzt um Arbeit betteln gehen mußte? Hat er dafür den Streik geführt, die Organisation aus dem Boden gestampft und die Strafe ruhig hingenommen? Bork lachte ihn glatt aus, Bork schmatzte bei dem sich entspinnenden Streit vor Zufriedenheit, endlich eine entscheidende Aussprache zu haben. Bork war zwar dick geworden und aufgeschwemmt, aber er war auch bösartig geworden. Die Jagd nach dem Feind, der hinter ihm steht und auf die Gelegenheit lauert, um ihn beiseite zu schieben. Zu einem regelrechten Streit, den Thomas sich gewünscht hätte, ließ es Bork gar nicht kommen. Er tat seinen Gegner im Handgelenk ab, ließ ihn gar nicht erst zu Worte kommen und machte sich schon vorher darüber lustig, behandelte das Ganze als Bagatelle, ein Mißverständnis. Bork hätte besser daran getan, in seiner Küche zu bleiben und abzuwarten, was die Zeit ihm vielleicht noch bringen wird. Leute wie Thomas stehen der Revolution im Wege — — jetzt nachher, früher hats anders geheißen, versuchte Thomas sich zu verteidigen. Mit diesem Stichwort konnte ihm Bork dann beweisen, daß die Revolution, die revolutionäre Bewegung und die Arbeiterpartei einen anderen Weg gehen und unbeschwert bleiben muß von Menschen und Kämpfern, die einmal sich bewiesen zu haben ewig mit sich herumschleppen als ein Bleigewicht für sich und die andern. Das konnte Thomas nicht auf sich sitzen lassen, und er begann Bork sein Verhalten in den Streiktagen vorzuwerfen. Daraufhin hatte der andere wieder das Stichwort, ihn zum Verräter zu stempeln, jedenfalls zu einem Menschen, der eines Verrates fähig sein wird. Und das, schloß Bork mit Überzeugung, hätte er auch schon früher erkannt. Bork sprach schneller und durch viele Erfahrungen gewitzigt, so daß er den anderen herauslocken und seinen Antworten schon vorher begegnen konnte. Thomas war abgesehen von seiner lodernden Wut, die nichts mit Bork zu tun hatte, nur verblüfft, und wenn man das hier richtig ausdrücken soll, ihn umschlich ein tiefes Weh, so sagt man. Thomas stand wieder draußen, er war wieder herausgeschleudert worden, und der Versuch, sich einzuordnen in die Gemeinschaft, für die er glaubte sich selbst opfern zu sollen, war gescheitert. Während der ganzen Zeit dieses Streites dachte Thomas nur immer vor

sich hin: Mir bleibt nur der Strick; was hat das alles für einen Zweck — — er vermochte nicht zu unterscheiden, warum er jetzt ein Verräter sein soll, weil Bork ihn wie früher schon alle andern nicht verstand, und weil Bork ihm nicht helfen will, eine Arbeit zu finden. Den Tiraden und großen Ermahnungen, die Bork ihm schließlich mit auf den Weg gab, Ermahnungen sind billig und können mit freundlicher Miene gegeben werden, besonders an denjenigen, dessen bloße Existenz den Mahnenden bedrückt und der jetzt verschwinden wird, die Wohnung verlassen und ausziehen und sich wahrscheinlich niemals wieder sehen lassen wird, den bombastischen Reden von der Disziplin der Revolution und der Partei vermochte Thomas nurmehr mit halbem Ohr zuzuhören. Der einzelne als Soldat soll nur ein Staubkorn sein, der Wassertropfen in der Flutwelle, die alle Dämme der feindlichen Mächte niederreißen soll, was fällt, fällt, und wer geopfert wird, ist nur der Humus, aus dem neue Kämpfer gezogen werden sollen, und alle Kraft geht darauf hin zu zerstören, zu zersetzen, einzuebnen, niederzureißen und zu vergiften, was auf der andren Seite noch lebt und sich entwickeln will, um dann einmal von Neuem anfangen zu können und aufzubauen aus anderem Boden und aus einer anderen Menschenschicht — — was dazwischen liegt, geht zugrunde, und mit anderen Maßstäben sind die Menschen zu messen, die im Kampfe stehen oder sogar ihn führen wollen, auch untereinander auf der gleichen Front. Selbst wenn Thomas bereit gewesen wäre, dies alles in sich aufzunehmen, er hätte nicht daran geglaubt. Er verstand es auch gar nicht. Er verstand nur, daß er ausgequetscht war und daher weggeworfen wurde, und ihm blieb noch diese letzte Hoffnung, sich dagegen zu wehren. Aber er fühlte sich, an und für sich schon ein Krüppel, noch einmal zum Krüppel geschlagen. Dieser Bork mit seiner Partei, die alles deckt und trägt und alles ordnet und befiehlt, das blieb Thomas im Gedächtnis haften, hatte nur den einen Vorteil vor ihm voraus, nämlich schneller sprechen zu können. Thomas hätte sich vorstellen können, daß er ebenso gut den Streit auch hätte umdrehen können. Auch dieser Mensch lebte in Ängsten, jammerte vor seinen Verfolgern und versteckt sich, um seinen eigenen Gedanken manchmal nachgehen zu können und streitet, nur um seinen Posten nicht zu verlieren. Thomas möchte, und das sagt er ihm zum Abschied, nicht mit ihm tauschen, soll er

verrecken, wenn der nächste, der an seine Stelle tritt, ihm den fälligen Fußtritt gibt. Selbst dieser Vorstellung kann Thomas keine rechte Freude abgewinnen. Er möchte Lene noch etwas Gutes zum Abschied sagen, er beginnt sich um das Mädchen zu sorgen, aber er traut sich nicht, so zu ihr zu sprechen, wie er es sich vorstellen würde. Vielleicht wird sie ihn nicht verstehen, wie die Mutter ihn ja auch all die Jahre nicht verstanden hat, und dann wird er mit ihr ins Streiten kommen. Deswegen sagt er ihr nur zum Abschied und besonders in Bezug auf Bork, der daneben steht und beifällig nickt: „Es war ja nicht so gemeint. Ich verstehe es nicht anders, aber es war gut gemeint." „Schon recht alt und vertrottelt, dein Vater", sagt Bork zu der Frau, als Thomas das Haus verlassen hat. Lene hat dafür nur einen wenig freundlichen Blick, einen langen prüfenden Blick, der einen neuen Lebensabschnitt einleitet, voller Zweifel — — sie ähnelt darin der Mutter.

II.

Nach einigen Irrfahrten, über die Thomas auch in der Folgezeit niemals sprach, war er wieder in der Portierswohnung bei der Familie gelandet. Die Frau mochte von der Tochter vorher unterrichtet worden sein, sie hatte ihn wenigstens ohne jede Bemerkung empfangen, in dem Verbindungsgange zum Keller, die Wohnung lag im Souterrain, in einer Art Korridor war bereits das Bett aufgestellt.

Thomas verbrachte die nächste Zeit damit, sich nach Arbeit umzusehen. Zwischendurch versuchte er sich auch im Hause nützlich zu machen. Er stieß dabei aber auf energischen Widerstand seitens der Frau und der Kinder. Jede Arbeit, die die Hausverwaltung erforderte, war schon im vorhinein bestimmt und eingeteilt. Es war, als hätten sich die andern verschworen, ihm zu zeigen, daß er überflüssig war. Man konnte ihn im Hausflur und Hof herumgehen und geradezu nach einer Arbeit ausspähen sehen. Hatte er wirklich etwas gefunden, so kam die Tochter und nahm es ihm unter der Hand weg, oder die Mutter griff ein, daß an dieser oder jener Sache nicht gerührt werden dürfe. Es war eine ständige Angst, daß er sich einbürgern könnte, vielleicht auch, daß der Hausverwalter eines Tages ihm

selbst die Portierstelle übertragen könnte. Es ist leicht zu verstehen, daß bei Thomas eine qualvolle Unruhe sich festgesetzt hatte; er fühlte sehr wohl, daß er nur geduldet war und auch künftighin nur geduldet bleiben sollte. Die Unruhe wuchs sich aus zu einer maßlosen Wut, und in der Wut keimte der Haß.
Die Frau verstand es, jede Gelegenheit zu vermeiden, diese Stimmungen sich entfesseln zu lassen. Sie war von einer gleichbleibenden gewissermaßen teilnahmslosen Freundlichkeit, die ihn entwaffnen sollte. Es geht auch ohne dich — — dieses Urteil hatte er ständig vor Augen. Er kann sich nicht verteidigen, er weiß nicht einmal, daß man ihn anklagt, und ist doch verurteilt. Selbstverständlich verstand er es nicht, sich in seiner Umgebung Freunde zu erwerben — Freunde, das wären für ihn schon Leute gewesen, mit denen er über das Unrecht, das man ihm zugefügt hat, hätte sprechen können, Leute, die ihn aufgenommen hätten, harmlos wie einen der ihrigen. Statt dessen gingen ihm die Hausbewohner geradezu aus dem Wege, so daß er zwangsweise auf den Gedanken kommen mußte, die Frau hetzt hinter ihm her. In der Arbeitsvermittlung hatte er eine heftige Auseinandersetzung mit dem zuständigen Beamten, die sich darum drehte, Thomas soll sich auf seinen alten Beruf wieder versuchen. Er kann die Zeit nicht stehen, hat Thomas immer wieder beteuert, das Bein hälts nicht aus, und dann ist er wütend geworden und hat den Mann, der ihm vielleicht anfangs ganz wohl wollte, angeschrien und zuletzt mit der Faust auf den Tisch geschlagen, daß man ihn aus dem Büro herausgeworfen hatte — die Beamten sitzen dort ihre Zeit ab und bekommen ihr Geld, um möglichst das Büro leer zu halten; wenn keine Arbeitslosen vorhanden sind, ist in der Arbeitsvermittlung Ruhe, die Unternehmer besorgen sich ihre Arbeitshände auf andere Weise. Der Beamte muß außerdem darauf sehen, die Arbeitssuchenden sich nicht zu nahe kommen zu lassen, er kann sich nicht so eingehend mit dem einzelnen beschäftigen, denn zum Schluß wird er den Menschen, so sagen die Beamten, überhaupt nicht mehr los. Die Papiere sind maßgebend, was der Mensch tut oder getan hat und denkt und künftig noch tun will, kommt dabei nicht in Betracht. Für Thomas war das Büro versperrt; einer, der Krach macht, gilt als arbeitsscheu.
Noch einmal hat Thomas auch die Kraft aufgebracht, trotz aller Widerstände, die sich ihm auf allen Gebieten in den

Weg gestellt hatten, sich der Parteiorganisation zu nähern. Er wurde, wie nicht anders zu erwarten, mit größtem Mißtrauen empfangen. Seine jammernden Reden und die Berufung auf seine Opfer und früheren Leistungen, auch das hatte Thomas sich notgedrungen schon angewöhnt, nahmen nicht gerade für ihn ein. Der junge Arbeiter liebt nach vorwärts zu sehen.

Die Tage vergingen genau wie die Tage in der Zelle vor nicht allzu langer Zeit vergangen waren, zu Hause hatte sich die Krise verschärft, die zweite Tochter war rebellisch geworden und hatte der Mutter gedroht, die Arbeit liegen zu lassen und auf und davon zu gehen. Dem Vorgehen des Mädchens lag keine besonders schwerwiegende Überlegung zugrunde, sie wünschte nur in ihrer Arbeit sowohl wie in ihrer Zeit unabhängiger zu sein. Sie wird einen Freier gefunden haben und will sich verheiraten, dachte Thomas, und er verstand nicht, daß die Frau über die diesbezüglichen Redensarten der Tochter so furchtbar aufgeregt war. Oder vielleicht, Thomas duckte sich bei dem Gedanken wie vor einem Schlag, den er bekommen sollte, weigert sie sich, ihn, den Vater, den erwachsenen Menschen, den gesunden Mann, der noch arbeiten kann, länger zu ernähren — — die Frau schwieg sich darüber aus, sie zuckte nur mit den Achseln, wenn er nur das Gespräch auf den immer sich verschärfenden Konflikt mit der Tochter brachte und ließ ihn schließlich mit barschen Worten abfallen. „Ich werde schon alleine fertig, kümmere dich um deine Sachen." Thomas kümmerte sich und geriet in dumpfe Verzweiflung. Die einzige, mit der er manchmal zu Hause sprechen konnte, war die Jüngste. Sie mochten die Jahre über Gott weiß was über ihn gesprochen haben, denn die Jüngste hatte in den ersten Tagen, das hatte der Vater gut gespürt, am meisten Angst. Sie hatte solche Angst, daß wenn sie nachmittags aus der Schule kam, und er war drinnen allein im Zimmer, weil die Mutter irgendwelche Arbeit im Hause zu machen hatte — so traute sich das Mädchen nicht in die Stube, sie stand im Hausflur oder auf der Straße, bis sie erst von der Mutter entdeckt und in die Stube geführt wurde. Aber diese Angst war verflogen. Sie hatte zwar vor Thomas keine Angst mehr, aber sie machte sich über ihn lustig. Sie schnitt hinter seinem Rücken Grimassen zur Mutter oder zur andern Schwester. Sie führte am Tisch anzügliche Redensarten über

einen Menschen, der nichts arbeitet und doch ißt, und über den Fremden im Hause und ähnliches mehr, alles das mochte sie von den andern gehört haben, die sich über den Vater unterhalten, wenn er abwesend ist. Aber trotzdem war gerade die Kleine schließlich zutraulich geworden, er konnte sich mit ihr unterhalten, und sie fingen manchmal beide an sich etwas zu erzählen, wenn Thomas auch das Mißtrauen nicht mehr los werden konnte, die Kleine meint es nicht ernst. Eines Tages erzählte das Mädchen aber doch von ihrer Übersiedlung, die Vorgeschichte, die zu der Portierstelle geführt hatte. Thomas nahm es auf, aber er war schon zu sehr ausgebrannt, um die Schmach in ihrer ganzen Wirklichkeit zu verstehen, er ahnte sie nur dumpf; die Frau hat sie ihm aber am Abend noch bestätigt. Fritz Hanke hat er es zu verdanken, daß die Familie nicht betteln gehen brauchte. Der Junge war beim Verhör seinerzeit ziemlich scharf hergenommen worden und hatte alles mögliche gestanden und behauptet, was weder beabsichtigt noch vorgefallen war; überhaupt hatte ja der Junge gar keinen Anteil an den Vorgängen, dem Thomas war er so gut wie unbekannt geblieben. Der Vater hatte da seine Hand mit im Spiel, um dem Jungen einen gehörigen Schreck einzujagen. Der Zufall wollte es, daß aber dieses Spiel zu weit getrieben wurde, Fritz hatte eine Anklage zu erwarten, die im Scherz nicht mehr wegzuwischen war, wahrscheinlich hatte dafür Bork seinerseits nachgeholfen, und in dieser Zwickmühle hatte der alte Hanke sich an die Thomas-Familie gewandt und Lene hatte dem Jungen nachträglich noch rausgeholfen. Das ganze wurde als das hingestellt, was es auch wirklich war, ein Mißverständnis. Fritz ist später bei einer größeren Genossenschaftskasse, die auch eine Anzahl Häuser verwaltete, untergekommen, und dann hat die Mutter an Fritz geschrieben. Aber zuerst wollte Fritz davon nicht viel wissen, die Familie unterzubringen, vielleicht war er noch wütend auf Lene, die sich inzwischen verheiratet hatte. Die Mutter mußte auch den alten Hanke noch aufsuchen und ihn daran erinnern, was die Familie für den Sohn getan hatte, obwohl sie es nicht nötig hatte. Schließlich hat der alte Hanke auf den Sohn einwirken müssen und zuguterletzt haben sie die Portierstelle auch bekommen, allerdings hat sich Fritz, der inzwischen ein feiner Herr geworden ist, und auch Aussicht hat, in seiner Kasse nochmal Direktor zu werden, zur Bedingung gemacht,

daß ihm Thomas, sofern er entlassen werden sollte, nicht unter die Augen tritt. So war das also, denkt Thomas, und er kann sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie dieser Bengel ausgesehen haben mag; er wird wohl im Hause gewesen sein, und mit Lene hinten im Hof gestanden, aber er hat sich das Gesicht nicht gemerkt, da liefen ja viele junge Leute rum.

Eines Tages hat Thomas an Dr. Kramer geschrieben, ist aber ohne Antwort geblieben. Mit vielen Umwegen ließ sich die Adresse ermitteln. Nach R. wollte er nicht schreiben, Bork anzufragen kam auch nicht in Betracht, schließlich hat die Kleine über eine Freundin im Hüttenwerk anfragen lassen und auch die Adresse bekommen. Kramer hatte bereits wiederum den Beruf gewechselt. Der Verband war nach den damaligen Vorgängen nicht wieder erneuert worden, und Dr. Kramer war jetzt spezialisiert für Wirtschaftlichkeit in der Betriebsführung. Er arbeitete, der erteilten Auskunft zufolge an einem Berliner wissenschaftlichen Institut und wird sich voraussichtlich an einer der Technischen Hochschulen für dieses sein Spezialfach habilitieren. Vor vielen Jahren hätte das Thomas auch brennend interessiert und damals hat er auch darin seinen Mann gestanden — — heute findet er selbst, daß er dem Dr. Kramer nichts mehr nutzen kann, schade; er ist auch gar nicht böse, daß er von dem Dr. Kramer ohne Antwort bleibt.
Arbeit hat er angeboten bekommen, richtige Schwarzarbeit. Eine Baubude kann er bewachen, als Mitfahrer kann er gehen für ein Brauereifuhrwerk, und wenn jemand für ihn die Kaution stellt, hat er sogar Aussicht als Kassenbote anzukommen, dann noch Gelegenheitsarbeit aller Art, aber Thomas kann sich nicht entschließen, das eine oder andere anzunehmen, das ist alles Dreck, fühlt er, sie sollen ihm eine bessere Arbeit geben, er verlangt noch, daß sie ihm etwas geben, worin er etwas leisten kann.
Und wieder eines Tages hat er sich plötzlich aufgemacht und ist nach R. gefahren. Vor ein paar Monaten hat er noch geschworen, daß er diese Stadt nie mehr betreten wird, und er hätte die Frau bis ans Ende des Lebens gehaßt, wenn sie ihn damals dazu aufgefordert hätte. Jetzt fährt er aus eigenem Entschluß. Zu Hause wollte er allerdings seine Leute wegen des Fahrgeldes

nicht ansprechen. Nach manchem Hin und Her hat er es der Kleinen anvertraut, daß er nach R. fahren wollte, das heißt, er hatte es in der Weise erzählt, daß er gewissermaßen im Auftrage dahin fahren müsse und sozusagen gerufen worden sei, und schließlich hat ihm die Zweite, die sich bereits etwas Geld erspart hatte, das Fahrgeld geliehen, unaufgefordert — — womit Thomas sich beruhigte. Der Weg war ihm ziemlich lang geworden, und es war ihm auch nicht geglückt unterwegs mit den Mitreisenden in ein Gespräch zu kommen. Eins war ihm nur sicher, daß er ohne weiteres im Bahnhof der Stadt nicht aussteigen dürfte, und er stieg daher schon zwei Stationen vorher aus, auf dem Wege zu den R.'schen Eisenwerken. Auch dieser Weg wurde ziemlich lang und zum Schluß recht beschwerlich. Er wird unterwegs Station machen müssen, hatte er schon festgestellt, als er schließlich mit einem Arbeiter ins Gespräch kam, der ihn auf dem Wege eingeholt hatte, und der den gleichen Weg zu den R.'schen Eisenhütten ging, man konnte schon in der Ferne die Essen sehen. An der Straßenkreuzung mußte er sich verschnaufen, und zum Glück konnte der andere erzählen, was jetzt in den Werken gearbeitet wurde und welche Meister im Betrieb etwas zu sagen und welche Betriebsleiter etwas zu bestellen haben, welche Akkorde gearbeitet werden und wie die Schichten verteilt sind und vieles mehr. Der Arbeiter, der an den Fragen merken konnte, daß Thomas im Betrieb Bescheid wissen mußte, war froh, jemanden gefunden zu haben, dem er etwas erzählen konnte. Deshalb blieben die beiden öfter stehen und warteten ein wenig und verschnauften sich; es war ja auch nur recht und billig, daß der eine auf den anderen mit dem steifen Bein etwas Rücksicht nahm. Dazu muß noch gesagt werden, daß der fremde Arbeiter nur zur Fabrik ging, um seine Papiere abzuholen, er war krank geschrieben worden, und die Betriebsleitung hatte die Gelegenheit benutzt, ihm, allerdings auf dem Wege gütlicher Vereinbarung, den Stuhl vor die Tür zu setzen. Aber das alles half nicht darüber hinweg, daß Thomas recht wenig in Erfahrung bringen konnte. Der Mann kannte alle die Namen, nach denen Thomas fragte, zum größten Teil nicht. Zum mindesten, das stand fest, daß sie nicht mehr im Betriebe arbeiteten. Es waren wohl noch welche da, aber diese zu sehen interessierte wiederum Thomas nicht. Thomas hatte auch das Gefühl, daß diese Leute ihn nicht ein-

stellen würden. Er fand auch aus den Erzählungen niemand heraus, an den er sich hätte wenden können, und der ihn vielleicht einführen konnte, jedenfalls stellte sich Thomas das so vor. Und der Begleiter bestätigte ihm auch, daß es augenblicklich äußerst schwer sei, Arbeit zu bekommen und gerade bei den Eisenwerken eingestellt zu werden.

Dagegen erfuhr er, als er in einem Gasthaus am Wege mit seinem neuen Freunde eingekehrt war, daß in R. noch immer die gleiche schlampige Wirtschaft an der Tagesordnung ist, den Arbeitslosen wird zur Not gerade die ihnen zukommende Unterstützung zugesagt, Beihilfen gibt es überhaupt nicht mehr und in der Stadtvertretung sitzen nur die Bäcker und Gastwirte, die dem Arbeiter das Fell über die Ohren ziehen. Der Mann erinnerte sich wohl auch noch, daß vor Jahren mal Streik und Krawalle gewesen waren, aber allzuviel wußte er davon nicht. Schließlich brachte Thomas aber heraus, daß der Mann sogar den Leberecht kannte. Der Leberecht hatte sich einen großen Namen gemacht, und von ihm, den Rat gab der Mann dem Thomas, könnte er Näheres erfahren. Leberecht war bei der Gewerkschaftsorganisation untergekommen und ging die Beiträge kassieren. Auch in Versammlungen konnte man den Leberecht sprechen hören, keine Versammlung ohne Leberecht, allzuviele gab es indessen im Jahre nicht, die Bewegung war flau. Wo Gustav und die andern Mitverurteilten hingekommen waren, das wußte der Mann nicht zu sagen. Für ihn stand es überhaupt fest, daß Leberecht damals die Sache allein in Szene gesetzt und allein später auch auszubaden gehabt hatte. Thomas begann es in der Kehle zu würgen, dem Manne gründlich Bescheid zu sagen, aber er konnte sich schließlich zwingen, die Wut herunterzuschlucken, es war mehr eine Enttäuschung. Mir ist alles gleichgültig, versicherte er sich; Thomas war schon verdammt müde geworden.

Zufällig erinnerte sich der Wirt an den alten Freund Carl. Es waren soviel Namen hin- und hergeworfen worden, daß auch der Wirt sich schließlich eingemischt hatte. Diesen Carl hatte der Wirt gekannt. Carl ist aber schon vor Jahren fortgezogen, er soll in Leuna arbeiten und irgendwo bei Bitterfeld wohnen. Es heißt, daß er in eine kleine Wirtschaft seines Schwiegervaters hineingeerbt hat. Von Gustav wußte der Wirt auch dunkel etwas, er wußte auch, daß er in den Streikprozeß mitverwickelt

war und zwar damals mit dem verrückten Thomas zusammen, — — wie er das ausdrückte. Jedenfalls kannte er ihn beim Vatersnamen, aber er konnte nicht sagen, ob der in R. noch wohnt, er soll Unglück mit der Familie gehabt haben, die Kinder sind ihm scheints gestorben oder so was — — aus all den Reden verstand Thomas nur das eine, daß für ihn kein Platz hier mehr sei, direkt zwecklos nachzufragen, je weiter er in die Stadt eindringt, je fremder werden ihm die Leute; er kann sich nicht an die Straßenecke stellen und warten, bis einer vorbeikommt, der ihn vielleicht kennt, und, kann man wissen, vielleicht geht der dann auch noch vorbei.

Thomas hatte auch inzwischen angefangen, etwas über den Durst zu trinken. Das ließ ihn die Sache leichter nehmen, er war drauf und dran, sich über die Stadt und die Kollegen lustig zu machen, sollen ihn am Arsch lecken. Mit dem Freunde, der am nächsten Tag auch noch Zeit hat, sich die Papiere zu holen, geht er am Nachmittag, es ist schon spät, und er muß sich eilen, wenn er den Arbeitern, die Schicht machen, nicht begegnen will, noch auf Umwegen etwas näher an die Stadt heran. Von der Höhe kann man schon den Marktplatz liegen sehen, und wer besonders findig sein will, kann unten das Haus sehen, wenigstens vermuten aus der Reihe der Essen heraus, in dem die Familie Thomas vor einigen Jahren gewohnt hat. Dort stehen sie beide mit dem Blick auf die Stadt unten im Tal, und der andere kann sich gar nicht vorstellen, was Thomas da noch viel zu sehen hat. Auch der Bäckermeister Hanke, nach dem Thomas fragt, ist nicht mehr. Der Hanke war ein allgemein bekannter Mann, ein gutmütiger Mensch, ein Mann, der für die Arbeiter etwas übrig hatte, ob Thomas den besuchen will? Aber Thomas hat ja eben gehört, daß der Hanke verstorben ist oder weggezogen, die Häuser sind verkauft, vielleicht werden sie auch von den Erben verwaltet, das ist ja alles letzten Endes gleichgültig geworden. Tatsächlich, Thomas hätte in seiner Not auch den Bäckermeister Hanke aufgesucht.

Unverrichteter Sache, niedergeschlagen, mit Dreck beworfen und hilflos ist Thomas wieder in die Portierwohnung zurückgekehrt. Sie brauchen ihn erst gar nicht fragen, was da gewesen ist; das sieht dem Menschen jeder schon von weitem an. Und sie fragen auch nicht. Die Frau sagt ihm beim Essen so nebenbei,

daß er bei den Hausbewohnern und im Nachbarblock kleine Arbeiten ausführen kann. Sie hat sich erkundigt, hat in der Zwischenzeit nachgefragt, gelegentlich Schlosserarbeit und auch Aushilfe, ein paar Häuser weiter ist die Mangelrolle zu reparieren. Der Portier, mit dem sich die Frau manchmal unterhält, hat sich erkundigt, ob Thomas das machen kann. Sicher sicher, na ja, Thomas sagt zu und geht am nächsten Tage auf Aushilfe.

III.

Andere Zeiten sind heraufgekommen.
Heute handelt es sich gar nicht mehr darum, daß einer sich wehrt, weil ihm Unrecht geschieht, daß einem geholfen werden soll, weil er schwach ist, und daß jemand noch an Gott glaubt, weil er Angst hat. Unwichtig ist das geworden und füllt den einzelnen Menschen nicht mehr aus. Die Walze des täglichen Lebens greift tiefer und tiefer und vor allem: sie läuft schneller. Den Anschluß suchen gilt es, den Anschluß in der Reihe nach rechts und links, Fühlung nehmen, Vordermann!
Wenn der Klassenkampf im Ansturm der Besitzlosen gegen die Besitzenden sich erschöpfen würde, wäre er bereits entschieden. Der Ansturm endet nicht im Lohnbüro und am Kassenschalter der Depositenbank, sondern er hat längst von den Vorstellungen vom Leben Besitz ergriffen, mit denen der einzelne seine Zeit verbringt, er hat sich eingefressen ins Gemüt und die Begriffe von Gut und Böse bereits ziemlich arg durcheinander gebracht. Die Anschauungswelt eines davon Betroffenen erlebt sich unter einem ungeheuren Druck und, was vielleicht am entscheidendsten ist, die Veränderungen, die Schwankungen und die Zusammenbrüche vollziehen sich bereits zwangsläufig. Die Arbeiterfresser, das sind die Leute, die für einen Rest Menschen sich an die Spitze stellen, um mit ihrer Persönlichkeit den Ansturm der Massen, die fälschlicherweise als Besitzlose gedeutet wurden, aufzuhalten und zu sprengen, Leute, die kaum mehr in dieser geschichtlichen Form zu finden sind — — die Arbeiterfresser im Lager der Besitzenden sind Masken geworden, Puppen, die auf Drähte gezogen sind, Figuren, die hin- und hergeschoben zu werden pflegen, Persönlich-

keiten, die in dieser Zeit allein noch das Mitleid verdienen, das früher den denkenden Menschen auszeichnete. Auf ihrem Buckel vollzieht sich die restliche Vernichtung des Persönlichkeitsbegriffes, den eine vergangene Zeitepoche versehentlich noch zurückgelassen hat. Sie kennen nicht die Kräfte, deren Ausdruck sie darstellen, sie übersehen nicht mehr das Ziel und bestenfalls leben sie von einer phantasievollen Energie und verzehren sich daran, Treibhauspflanzen und Museumswunder. Charakter und Persönlichkeitsbegriff dieser neuen Zeit ist noch im Werden, Tritt gefaßt!

Was der einzelne besitzt, zählt nichts mehr, eine Quelle von Beängstigung und Krankheit. Es mag sein, daß die Gemeinschaft, die den Menschen davon befreien kann, noch nicht durchführbar ist, aber allerorts sind Menschen, die Masse dazu auf dem Wege, manche darunter mit allem versehen, was früher den Besitzenden ausgezeichnet hat, und manche, darunter in ihrer Nacktheit scheußlich anzusehen, mit Geschwüren bedeckt und gestempelt von Dummheit und Gier. Die einen sind faul und die andern sind fleißig, welche fressen und saufen und welche züchten die Energie, vorwärts zu kommen in peinlichster Enthaltsamkeit. Aber alle gehen denselben Weg, sich leichter zu machen; weg mit dem Gemüt, das Jahrhunderte überaltert ist, weg mit dem Glauben, der die Welt in Gläubige und Ungläubige trennt, in Bevorzugte und Hilflose, in Starke und Schwache. Das Leben bildet sich anders, es wird gegen die frühere Zeit gemessen härter, die Walze ist unpersönlich — — möglich, daß aus der Masse der Fallenden, Beiseitegeschobenen, Niedergetretenen und Zermalmten eine gewisse Leichtigkeit geboren wird, die der vorwärtsstrebenden Welt einen neuen Charme verleiht, Kitt für diejenigen, die weiter auf dem Wege sind, Rohstoff für neue Erkenntnisse, erinnerungsbeschwert.

Es ist eigentlich gleichgültig, wer den Apparat der Gesellschaft ändert, geändert wird er von selbst schon aus einer eigenen motorischen Kraft, die durch den einzelnen Menschen bereits hindurchgeht. Möglich daß der eine oder andere stärker davon gepackt wird, einen Willen mitbringt, Gemütsreste und Gedankenvorstellungen, einen gesunden Körper, springendes Blut oder auch Blut, das schwärt und Eiterbeulen treibt und Gedankenvorstellungen, die sich eingebohrt haben in das Vorstel-

lungsvermögen eines anderen, tröpfelndes Gemüt, das sich auflöst in Mitleid und Erlösungsschmerz, Gerechtigkeit — — überflüssiges Gepäck. Diese Gesellschaft ändert sich fortwährend, sie wird gebildet und bildet sich selbst, sie ordnet sich ein der Gemeinschaft auf dem Wege, für den einen schneller, für den anderen langsamer, der eine glaubt nach rechts und der andere nach links, nur den Anschluß nicht verlieren, Fühlung halten, Vordermann.
Der Apparat dient nur der Bequemlichkeit, die Minister und die Beamten, der Kaufmann und der Verbraucher, heute noch Unternehmer, morgen Arbeiter (bei dem Wunsche der Arbeiter, einmal Rentner zu sein im Leben), die Polizei, die Schullehrer und der Staatsanwalt — — alles ganz gleichgültig, alles dient nur der Bequemlichkeit, alles nur für den einzelnen, der in seiner Zelle nicht gestört zu werden wünscht. Wegzuwischen mit einer Handbewegung — —

Thomas ging treppauf — treppab, von Wohnung zu Wohnung, Aushilfsarbeit, Pfuscherarbeit. Die Hausbewohner, Kaufleute und kleine Beamte, waren freundliche Leute; sie wollten der Frau, die sie den ganzen Tag in voller Arbeit sahen, mit der Hauptlast der Arbeit, die groben Arbeiten — sie wollten dieser fleißigen Frau etwas zukommen lassen. Der Mann mußte ein rechter Faulpelz sein, vielleicht kann man ihn mit kleinen Beschäftigungen wieder gewöhnen — —
Eines Tages war auch tatsächlich Freund Carl erschienen. Er saß unten in der Portierwohnung, als Thomas von einer Reparatur in der Nachbarschaft kam, der Ausguß war verstopft gewesen, die Leute schmeißen ja alles mögliche in den Ausguß, und keiner denkt daran, ihn sauber zu machen, Schweine! Aber Carl stellte die Laune im Nu wieder her. Es war ja eine ganze Zeit, daß sie sich nicht gesehen hatten. Carl war mächtig abgemagert und Thomas, das läßt sich nicht leugnen, war sogar breiter und dicker geworden, besonders der Kopf war in die Breite gegangen, vom vielen Denken — — Carl gab sich Mühe, wieder einen Teil seines Humors aufleben zu lassen, aber es gelang ihm nicht. Sie hatten sich allerhand zu erzählen, und in der Erinnerung kam es wohl vor, daß Thomas die Miene verzog zu grinsen und dabei war, laut rauszulachen in

der Meinung, Carl hat wieder einen seiner Witze gemacht, aber diese Meinung setzte sich nicht durch, und die Stimmung war nicht danach. Carl hatte sich auch beim Sprechen einen pfeifenden Ton angewöhnt, die Luft ging ihm schwer, sicher ist, daß er zur Zeit einem Gesangverein nicht mehr angehört — — auch Thomas verstand sich auf Humor.
Carl war von R. weggezogen unter einem sanften aber dafür umso dauerhaften Druck. Er konnte keine Arbeit dort mehr bekommen. Ähnlich war es den anderen ergangen. Ein wenig hatte die Gewerkschaft ausgeholfen und wenigstens einen Zuschuß zur Übersiedlung gezahlt. In den Eisenwerken waren dafür Sammellisten aufgelegt worden, die später aber von der Betriebsleitung verboten worden waren. Thomas erfuhr, daß auch seine Familie von dem Erlös dieser Sammlungen unterstützt worden war. Indessen, meinte Carl, wobei er die Augen zusammenkniff, es ist besser, sich dort nicht mehr sehen zu lassen. Die Leute, die heute dort im Betrieb sind, vergessen sehr schnell, die meisten sind fremder Zuzug, und auf die Dauer wird diesen das Sammeln über; es war höchste Zeit, daß er sich fortgemacht hatte; Thomas wußte nicht recht, ob ihm Frau und Tochter von seiner Fahrt nach R. erzählt hatten, und er belauerte Carl, während das Thema darauf kam, aber der verzog keine Miene, Carl war doch noch ein anständiger Kerl. Der Freund wußte auch sonst ziemlich gut über Thomas Bescheid und was in den Jahren alles vorgefallen war. Thomas argwöhnte, daß er irgendwie in der Partei sich einen Posten ergattert hatte. Aber auch darüber schwieg sich Carl aus. Er überhörte direkt die bestimmte Frage, ob und worin er politisch jetzt organisiert sei. Thomas wollte ja davon nichts mehr wissen, das war Carl schon bekannt. Thomas hatte noch ein paar Versammlungen besucht und war auch zu Organisations-Abenden gegangen, aber die Leute hatten ihn zurückgestoßen und gleicherweise er seinerseits die Leute, und als sie ihm eine politische Arbeit zuweisen wollten, Zettel zu verteilen und Zettel zu kleben, sonntags und an bestimmten Werktagen abends nach der Liste Leute aufzusuchen, um sie zum Abonnement der Parteizeitung zu bewegen, da hatte er die Zettel genommen und sie allesamt in den Kanal geworfen, so erzählte er Carl, „sie wollten mich prüfen, mich wollten sie prüfen, sowas!“ Carl hatte die ganze Zeit mit der Familie in Verbindung gestanden

und er hatte auch damals erfahren von der Frau, daß Thomas entlassen war. Aber er hatte nicht sogleich abkommen können. Er fährt in die chemische Fabrik und er muß höllisch aufpassen, daß er nicht entlassen wird, dann ist es vorbei, in der ganzen Gegend bekommt er keine andere Arbeit mehr. Zuerst war er auf sein Fach gegangen und hat in der Reparaturwerkstatt gearbeitet, aber dort wurde zu schnell gewechselt, sein guter Freund hat ihm den Rat gegeben, sich an die Öfen zu halten. Seither arbeitete Carl an den Öfen, aber mit der Gesundheit ging es schlecht, und für die Arbeit war er schon ein wenig zu alt. „Ich kann die Familie schließlich nicht noch mal mit rumschleppen, die geht mir kaputt." Das war alles recht gut und schön, dachte Thomas, aber ihn drängte es doch zu wissen, ob Carl bei der Partei eine Anstellung gefunden hatte. Carl konnte nur erzählen, daß am besten Werner, der Gewerkschaftsfritze von damals abgekommen war. Er wurde von der Gewerkschaft später nach Rheinland-Westphalen versetzt und ist dort schnell ein großer Mann geworden. Er soll jetzt im Reichstag oder Landtag sitzen, Carl wußte es nicht genau. Ja, Thomas hatte den Werner noch gut im Sinn. „Er war ein anständiger Mann", erinnerte er den Carl, „bedächtig zwar und etepetete, aber was weg hatte er schon damals." „Aber Werner ..." wollte Carl das einschränken, Thomas fuhr sofort dazwischen: „Laß doch. Ob er gegen mich gehetzt hat oder nicht, das ist mir heute egal. Vielleicht hat er mich den Verräter geschimpft?" Carl nickte. „Na ja — — als ich im Krankenhaus lag, hab ich mich ja nicht mit ihm verständigen können, das hätte ich ihm aufklären müssen, das hätte er schon verstanden. Schreiben müßte man mal dem Mann, jetzt wird er allerdings keine Zeit mehr haben — —"

Also Carl hatte keinen großen Posten ergattert, Thomas taute im Laufe des Gespräches richtig auf. Sie gingen noch einen trinken, und Carl sagte, um den ewigen Fragen nach der Partei ein Ende zu machen, schließlich unwirsch: „Irgendwo muß der Mensch doch sein." Aber Thomas wußte immer noch nicht, wo Carl organisiert war. Schließlich vergaß er es, denn Carl hatte auch jetzt den Ton gefunden, auf den sie sich besser verstanden. Carl kam mit Ratschlägen heraus und konnte erzählen, wie er sich eine Zeitlang durchgehalten hatte, die Dörfer um Bitterfeld sind nur nicht der geeignete Ort dafür. In Halle, das ist et-

was anderes. Carl hatte einen Dreh gefunden, die Bierhähne in den Kneipen unter einen gleichmäßigeren Druck zu setzen. Der Druckapparat ist die Sorge jedes Gastwirtes. Das Bier läuft unregelmäßig, und wenn der Druck, was meistens der Fall ist, zu stark ist, so gehen bis zu fünf Liter pro Faß verloren, die überlaufen und in den Kasten gehen. Und ist der Druck zu schwach, so schimpfen den Budiker die Gäste und bleiben fort des schalen Bieres wegen. Jedenfalls hat der Gastwirt seinen Ärger. Carl hat den Dreh gefunden, dies besser zu regulieren, den Druck gleichmäßig zu halten, Bier zu sparen und Kohlensäure zu sparen, auch ein Kunststück. Das setzte Carl dem Freunde stundenlang auseinander, und sie gingen dabei von einer Kneipe zur anderen, und Carl hatte scheints mächtig Geld eingesteckt, denn die ganze Zeche ging auf seine Rechnung, das verstand sich von selbst, war auch früher schon so gewesen bei Carl. Thomas war nicht auf den Kopf gefallen und hatte die Geschichte bald begriffen. Die Studien wurden ja auch eindringlich genug betrieben. Carl demonstrierte auch vor dem Wirt, was notwendig zu zeigen war, nämlich, daß das Bier schlecht läuft, und Thomas stellte sich gleich als der Mann vor, der diesem Schaden abhelfen wird. Thomas war richtig in Schwung gekommen, und die letzten Touren machte Thomas alleine, das heißt, er ging auf den Wirt los und begann zu verhandeln, Carl stand nur in Reserve. Die Sache ließ sich tadellos an. Als die beiden Freunde schließlich in der Bahnhofswirtschaft gelandet waren, Carl fuhr noch am Abend wieder nach Hause, denn er war nur für einen Tag krank geschrieben, hatte Thomas schon ein Dutzend Aufträge beisammen.

Singend war Thomas nach Hause gekommen.
In der Folgezeit wurde es gar nicht mehr so selten, es wurde sogar zur Regel, daß Thomas betrunken war und Lärm schlug. Dabei war Thomas sein Leben lang überaus mäßig gewesen. Selten und nur in der allerersten Zeit, als junger Mensch, hatte Thomas mal über den Durst getrunken. Schnaps mochte er überhaupt nicht. Die Frau kam nicht dazu, den Mann wieder in Ordnung zu bringen. Er verdiente zunächst reichlich Geld und gab auch einen größeren Teil davon zu Hause ab. Er sprach davon, die Portierstelle aufzugeben und der Familie eine andere

Wohnung zu suchen. Die Frau soll es jetzt endlich besser haben — — in einem solchen Falle ist es für die Frau doppelt schwer, mit Vorwürfen zu kommen. Die zweite Tochter ging aus dem Hause und heiratete ihren Straßenbahnschaffner. Damit war schon etwas Platz geschaffen und wieder etwas Ruhe gekommen. Die Älteste hatte geschrieben, daß sie die Kleine nach der Schulentlassung nach Berlin nehmen würde. Sie soll dort im Büro etwas lernen, alle waren damit zufrieden, und für die Portierstelle wurde eine zweite Frau aus der Nachbarschaft zu Hilfe genommen. Die Frau klammerte sich an ihre Arbeit und wäre nicht zu bewegen gewesen, sie aufzugeben. Thomas drängte auch nicht besonders.
„Laß mal, Mutter, wir schaffens noch", das pflegte er abends zu sagen, wenn er betrunken in die Falle ging.

IV.

Die Vororte strecken sich weit hinaus ins Land, Dörfer, in die die Stadt allmählich hineingewachsen ist. Die Arbeiter haben einen weiten Weg zur Arbeitsstelle, sie sind auf die Bahn angewiesen, für die Arbeit in den Maschinenfabriken in der Stadt, aber auch auf besondere Grubenbahnen und Fabriksbahnen, wenn sie in den chemischen Fabriken in der Gegend, in den Braunkohlen- oder Kalischächten arbeiten. Für diesen Verkehr bedarf es keiner besonderen Bahnhöfe, denn es wird selten vorkommen, daß ein Fremder diese Verkehrsstrecken benutzt, die Arbeiter werden nur zur Arbeitsstelle hin und zurück befördert. An manchen Kreuzungen steht eine Wellblechbude zum Unterstellen, wenns regnet, und ein Pfahl mit Schild kündigt den Namen der Station an. Zwischen dem Geleisegewirr, das meist noch von einer breiten Straße für den Lastwagenverkehr durchschnitten wird, steht dann das Wirtshaus, der alte Landgasthof von früher mit Ausspannung, der jetzt den mehr neuzeitlichen Zwecken einer Bahnhofswartehalle dient. Draußen treiben zu dicken Nebelschwaden geballt die schwarzen Rauchwolken der großen Güterzugslokomotiven. Ab und zu tönt ein Pfiff, eine Sirene gellt, und dann stöhnen die Achsen der Waggons, die hin und her geschoben werden. Drinnen sitzen die Arbeiter, die vom großen Strom der Arbeit am

Schichtwechsel zurückgeblieben sind, ein paar Hausierer darunter und ab und zu ein Kaufmann aus der Stadt, der sich persönlich herbemüht hat, irgendwelche Geschäfte abzuwickeln.
Mitten drin sitzt Thomas und führt das große Wort. Wenn das Geld knapp wird, kann er auf Kredit rechnen. Daher sind die Zuhörer willig. Die Zeit verbringt sich angenehm, wenn man durch große Reden angeregt wird und obendrein noch was zu trinken bekommt; es spielt ja auch keine Rolle dann, allem und jedem zuzustimmen.
„Wir werden es ja noch erleben", tönt Thomas über die Runde seiner Zuhörer hin, „die Arbeiter haben zu wenig Schuß in den Knochen. Da gehören ganz andere Leute hin, erst sind sie uneins, und wenn sie einig sind, reißen sie aus. Außerdem sind zuviel Juden dazwischen." Ein leiser Widerspruch regt sich, was hat denn das mit den Juden zu tun, was kommst du denn mit den Juden dazwischen, es gibt noch mehr christliche Kaufleute, die dem Arbeiter das Fell über die Ohren ziehen, das sind doch nur allgemeine Redensarten, was der Mensch so alles zusammengelesen hat — — Thomas ist gar nicht zum Streiten aufgelegt. „Meinetwegen, mag ja sein, sollen die Juden leben, aber es ist doch wahr, daß die Arbeiter nichts zuwege bringen."
„Weil sie eben keine richtige Führung haben", sagt einer. Thomas nimmt sich den vor: „So, du Oberschlauer, eine Führung? Eher zuviel, jeder dünkt sich doch ein Führer, alle wollen sie Führer sein, wenns darauf ankommt, es ist doch wahr, wir habens doch erlebt." Das stimmt, nicken einige, na ja doch. „In Halle drin marschieren jetzt die Faschisten auf. Mensch, die haben noch Schwung, die wissen wenigstens, was sie wollen."
Grüne Jungens — brummt einer dazwischen. „Mögen sie sein, was sie wollen, forsch, sage ich euch, treten sie auf." „Weil sie bezahlt werden. Glaubst du etwa nicht, daß die dafür bezahlt werden? Und was da schon alles zwischen ist — —" „Mag ja sein." „Radau machen sie genug." „Na was denn", ereifert sich wieder Thomas, „erst muß doch der Radau sein, wenigstens können sie überhaupt Radau machen, das andere kommt dann von selbst, wie wars denn früher?" „Na Mensch mit die Brüder, Arbeiter sind doch da nicht zwischen." „Und ob", mischt sich ein anderer ein, der bisher am Schanktisch gestanden hat und geschwiegen, „bei uns in der Bude sind sie zu dreiviertel Faschisten. Alles im Laufe eines Monats. Es kommt immer

darauf an, wie die Sache angefaßt wird, und ob einer da ist, zu dem man Vertrauen haben kann, und das ist bei uns der Fall." Der Speditionskutscher, der damit zurechtgewiesen worden ist, wird ganz kleinlaut. „Man kann ja auch nicht alles glauben, was die Zeitungen schreiben, aber man hört halt so, und viele sollen auch drunter sein, die das überhaupt so aus Spaß mitmachen, frühere Offiziere und Studenten und so." Der Mann am Schanktisch verfällt in einen Predigerton, als sei er eigens dazu hergekommen, eine Rede zu halten. „Das ist eben die neue Einheitsfront. Der Arbeiter reicht dem Intellektuellen die Hand. Nur wenn beide vereint sind, können sie etwas ausrichten, dann wird sich auch keiner feige verkriechen, ob von Juden oder Fremdvölkern, wir werden doch als Deutsche ausgebeutet. Und dagegen müssen wir auftreten. Gegen den Kapitalismus und gegen die Fremdherrschaft. Es geht eben diesmal um unsere Ehre als Nation." Der Mann bestellt für die Anwesenden eine Lage. Einer sagt: „Na ich weiß ja nicht, mir kommt das komisch vor — —" Thomas ist ganz still geworden, er stiert vor sich hin und schweigt. Für ihn hat die Sache an Interesse verloren, er ist nicht mehr im Mittelpunkt. Wütend und verbittert trinkt er in sich hinein.

Neue Gäste kommen, die Kutscher wechseln, Bahnbeamte kommen auf ein Glas, der Kaufmann hat seine Bestellung untergebracht und gibt gleichfalls eine Lage, der Mann am Büffet hat am runden Tisch Platz gefunden, Thomas taut auch wieder auf.

Das Gespräch, das gerade wieder richtig in Gang kommen will, wird durch eine Rotte junger Burschen unterbrochen, die den Schankraum überschwemmen, das sind junge Leute, die viel Zeit mitgebracht haben, alle ziemlich im gleichen Alter, so um die zwanzig herum, manche schon mit dicken aufgequollenen Gesichtern, Studenten aus Halle, die auf Exkneipen-Tour sind. Den Tag vorher mag eine große offizielle Sauferei gewesen sein, jetzt muß der Kater ertränkt werden. Es ist ein amüsantes Erlebnis, dann unters Volk zu gehen, in die Vorstadtkneipe, Couleur wird selbstverständlich zu Hause gelassen.

Der Hauptsprecher vom runden Tisch versucht sich anzubiedern. Vorläufig hält aber noch bei den Jungens die Disziplin vor. Sie haben sich einen besonderen Tisch zurechtgemacht und verhalten sich ablehnend. Thomas fühlt auch vor, vielleicht

kann er mit den Leuten einen fröhlichen Streit anfangen; wirklich grüne Jungens, aber schadet ja nichts, scheinen nicht auf den Kopf gefallen zu sein. Der eine von der Runde drüben gibt seine Heldentaten zum besten, als Werkstudent, er hat schon am ersten Tage den Brüdern gezeigt, was eine Harke ist, den Leuten braucht man nur zu imponieren. Am Tische des Thomas lachen ein paar, und nicht sehr freundlich. Ein älterer von den Studenten schnauzt den Werkstudenten zusammen. Es soll heute Frieden sein, sie werden sich vertragen, der Student reicht dem Arbeiter die Hand. Na also; der eine und der andere vom Tisch verschwindet, Thomas ist unter dem Stamm, der sitzen bleibt.
Die Studenten, die langsam warm werden, tun noch etwas übriges, den Bann zu brechen. Eine Runde Schnaps wird bestellt. Wer von den Anwesenden noch mittrinken will, ist eingeladen. Und dann steigt der erste Gesang, ein Sprechgesang, dumpf und gröhlend und mit verkratzter glucksender Stimme:

Man merkts an euern Federn
was ihr für Vögel seid
Der Vater ist ein Pferdedieb
Die Mutter hat Studenten lieb
Die Tochter sitzt im Hurenhaus
und hängt den Arsch zum Fenster raus
und hängt ihn an den Ga-ha-lgen

Na also, Prost dafür!

Zu dem gleichen Häuserblock, den die Frau des Thomas zu betreuen hatte, gehörte auch ein Entbindungsheim, das unter kirchlicher Aufsicht stand und von geistlichen Schwestern verwaltet wurde. Das Heim hatte natürlich seinen eigenen Pförtner und auch das entsprechende Dienstpersonal. Von seiner Wohnung übersah Thomas den großen Innenhof und dahinter, durch einen Zaun getrennt, den Garten des Entbindungsheims. Der Garten war ein viereckiger Rasenfleck, nicht gerade groß.
Die Zeiten wurden knapper, das Geld fließt nicht mehr so leicht, Konkurrenz ist da, und es gibt Gastwirte genug, die dem Thomas seine Handgriffe abzugucken in der Lage sind. Wer zudem Kredit nimmt, muß gewärtig sein, daß er im Preise gedrückt wird. Zum Schluß geschieht die Regulierung überhaupt nur aus Freundschaft, für ein Glas Bier und im besten Falle

einen Schnaps dazu. So entwertet sich die Arbeit, wenn sie erst einmal gewohnheitsmäßig geworden und nichts weiter ist als ein Trick.
Immerhin langt es noch, sich einen Rausch zu kaufen. Aber Thomas sitzt jetzt die längste Zeit zu Hause, er kann sich auch von der Ecke rum durch einen Jungen, den er im Hofe aufgreifen kann, einen viertel Liter holen lassen. Und darin ist Thomas beharrlich geworden, die Frau muß mittrinken (sie werden das Leben schon schaffen).
Die Frau ist in der letzten Zeit mehr in die Breite gegangen, und sie ist schwer geworden, so daß sie schon auf die Füße schlechter wegkommt und: das Gesicht ist so ausdruckslos geworden; es ist als ob der letzte Rest von Kraft verbraucht ist, sie läßt sich treiben, die Kinder sind aus dem Haus, mag es kommen wie es kommt. Beim Verwalter sind bereits die ersten Klagen eingelaufen. Viel hat es noch nicht zu bedeuten, aber früher hätte sie sich zu Tode gegrämt, daß man ihr etwas nachsagt; sie soll schlampig geworden sein. Jetzt ist er richtig verrückt geworden, der Alte — — denkt die Frau und gießt den Schnaps runter, den er beharrlich vor sie hinstellt, „das wärmt, das tut gut, das gibt dem Menschen erst den richtigen Mumm, Feuer in die Knochen."
Was nebenan im Entbindungsheim vorgeht, das interessiert den Thomas jetzt am allermeisten. Stundenlang sitzt er auf einem Fleck und stiert durch den Zaun auf das Nebengrundstück, auf den Rasenplatz. Manchmal kommen dort die Schwestern hinunter und albern mit den Dienstmädchen und Hausangestellten, die reinsten Kinder — — Thomas gluckst vergnügt vor sich hin. Sie laufen im Kreise und jagen sich und spielen das Spiel vom Gänsedieb. Dann stehen sie im Haufen zusammen und singen dazu. Thomas hört das Quieksen und Kreischen, es sind alte Weiber dabei und junge, und das macht keinen Unterschied, losgelassen sind die Weiber, weil sie die Arbeit hinter sich haben, und sich mal vergnügt machen wollen — — Thomas wird dabei die Zeit nicht lang. Und wenn die Alte gerade daneben steht, daß sie nicht von so einem Affen rausgerufen worden ist, dem sie die Tür aufmachen soll, oder der sonst etwas wissen will und sich nach den Leuten im Hause erkundigt, ein Versicherungsagent, Hausierer oder der Drehorgelspieler — — alles Pack, das die Ruhe des Portiers stört — —

die Alte soll sich mehr Zeit nehmen und sich neben ihn setzen und einen mittrinken und mithören, wie die da drüben albern und vergnügt tun, das werden noch mal bessere Zeiten! Die Zeit springt gewissermaßen rückwärts, hüpft und tanzt wie ein ausgelassener Zwanziger; feine Zeiten waren das, immerhin. Dann wird Thomas erst richtig lustig. Er faßt die Frau um die Schultern und tätschelt sie auf den Hintern. Tanzen möchte er, und das Tanzen hat er noch nicht verlernt.

Auf der Straße laufen dem Thomas die Kinder nach. Die Zigarre hängt ihm, eingeklemmt in einer Zahnlücke, schief aus dem Mund. Bei jedem Schritt schwenkt sie bedenklich nach unten und droht zu fallen, ein Hauptspaß für die Kinder, die hinter Thomas lärmen. Thomas ist vorsichtig geworden. Er kann nicht mehr so ohne weiteres die Straße überqueren, als ob ihn die Fahrzeuge den Buckel runter rutschen können, Automobile, Lastwagen mit Steinen und Ziegeln, die schweren Bierfuhrwerke, die Lieferwagen und Radfahrer — — erst unlängst hat ihn ein Radfahrer angefahren und auf die Straße geschmissen, das steife Bein ist immerhin noch nicht aus Holz, verdammte Fahrerei! Mit der Zeit hat Thomas die Gewohnheit angenommen, am Straßenrande zu warten, und es ist gut, sich dabei auf den Baum zu stützen, die Straßenlinde, mit der die Bürger ihre Straßen säumen. Thomas hält sich an der Linde, die am Stamm umgittert ist, damit die Kinder nicht rankönnen und an der Rinde herumschnitzeln, flucht Thomas vor sich hin — — Thomas hält sich an dem Gitter, das man gut greifen kann, ein wenig fest; die Zigarre sitzt noch fest im Munde. Feines Kraut; drin in der Gastwirtschaft hat sie ihm einer zugesteckt, ausgezeichnetes Kraut, schmeckt direkt nach Tabak — — Thomas spuckt im Bogen den Saft aus, die Kinder weichen erschreckt zurück, hinter dem Saft wird wohl bald der Mann kommen, es johlt sich besser in gesichertem Abstand. Aber Thomas hat die Kinder bisher gar nicht bemerkt. Am Mantel unten hat ihm einer von den Bengels vorhin ein Stück Papier angesteckt, vielleicht sogar etwas darauf geschrieben, Thomas hat keine Gedanken dafür. Erst als sie wieder näher gekommen sind, die ganze Rotte, wird er ihrer gewahr. Die Kinderchens, nickt er vor sich hin, denen macht das noch Spaß; die

wollen auch noch mal etwas werden, die Kinderchens. „Na Jungens —“ lächelt er sie an, nickt ihnen zu, kichert vor sich hin, trampelt ein wenig, als wollte er sie jagen — — den Kinderchens wird er doch nicht böse sein. Und dann segelt er tapfer über die Straße und sieht nicht nach rechts und links, und die Kinder weiter hinter ihm her.
Aber in der Nähe der Haustür, noch ein paar Häuser weiter und die Portierwohnung ist erreicht, stehen ein paar dieser Leute, die ihm das Leben zur Hölle machen, Mieter aus dem Hause, Werkmeister und kleine Beamte und Kreaturen, die vor jedem Chef auf dem Bauche liegen, und selber nichts zu fressen haben — — das alles muß Thomas den Leuten mal ins Gesicht sagen. Aber wie immer im Leben sind gerade diese Leute frech. Erst grinsen sie, als sie seiner ansichtig werden, als stünde er mit so einem Pack auf dem besten Fuß; vielleicht denken sie, daß er Witze macht. Aber dann werden sie plötzlich ungemütlich, sie drehen sich weg und wollen zeigen, daß Thomas anscheinend für sie Luft ist. Sie drehen sich weg und tun so, als ginge sie das gar nichts an. Das kann natürlich Thomas nicht dulden. Er geht näher ran und muß den Brüdern noch etwas deutlicher kommen. Einer faßt ihn an der Schulter. Und wie Thomas zurückweicht, um zum Schlage auszuholen, fällt ein anderer von hinten über ihn her. Thomas wird niedergeschlagen. Thomas wird mit Füßen getreten. Die ganze Bande ist über Thomas her und schlägt auf ihn ein. Thomas ist nicht etwa wehrlos. Er klammert sich wohin er nur zufassen kann. Er greift, was ihm unter die Hände kommt und beißt sich fest. Wer zu wenig Hände hat, muß noch andere Mittel hinzunehmen. Schließlich bleibt Thomas liegen. Ein paar andere Leute kommen aus dem Haus und schleifen ihn in den Hausflur. Vor der Tür wird er hingestellt und sackt wieder zusammen. Die Frau muß gerufen werden, daß sie den Mann wenigstens in die Wohnung schafft. Am nächsten Morgen gibts viel Arbeit. Der kranke Mann, der noch immer nicht recht beisammen ist, hat Fieber und phantasiert tolles Zeug zusammen. Der Frau glückt es schließlich, ein Krankenhaus zu finden, das den Mann aufnimmt; das steife Bein ist wieder irgendwie verletzt, angebrochen der Knochen. Schwierige Behandlung, die Frau muß viele Wege machen, daß sich jemand, der von Einfluß ist, noch für Thomas verwendet — — zu Hause kann sie den Mann nicht halten.

V.

Wer nicht gleich stirbt, wird aus dem Krankenhaus auch wieder entlassen.

Thomas hatte seine Zeit selbst in die Hand genommen. Die Ärzte streiten zwar darüber, ob man dem Mann das Bein abnehmen soll oder es noch einmal versuchen, daß die Splitterstelle völlig heilt, Ruhe ist da vor allem vonnöten, völlige Ruhe, und dann ist ja immer noch die Aussicht, daß es noch längere Zeit eitern wird. Die Ärzte sind zwar freundliche Herren, überaus wohlerzogene und freundliche Herren, Gemütsmenschen. Thomas hat sich ausgezeichnet mit denen verstanden. Sein Fall war ja nicht besonders interessant. Die Professoren sind gekommen mit ihren Studenten und haben an den Nachbarn alles mögliche demonstriert, ganze Vorträge wurden da gehalten. Mit Thomas haben sie sich nicht beschäftigt.

An der Tafel über dem Kopfkissen des Kranken an der Wand hat eine ganze Litanei von dem Kranken gestanden. Thomas hat das meiste nicht lesen können. Aber es mag wohl irgend ein Zeichen dabei gewesen sein, daß man Thomas in Ruhe lassen soll. Thomas hat das niemals genau feststellen können, aber es hat ihn gewundert, daß gerade an seinem Bein nichts zu demonstrieren war.

Vor der Zeit, die er noch hätte bleiben können, ist Thomas aus dem Krankenhaus weggegangen. Das Bein tut ein wenig mehr weh, und er wird stärker hinken, ohne Stock wird es überhaupt nicht mehr gehen, und was sonst noch kommt, soll ruhig kommen.

Die Leute im Hause sind ihm nicht gerade freundlich gesinnt, und das war auch früher so. Die Polizei hat sich für ihn zu interessieren begonnen, die Schupos, Leute, die der Staat bezahlt, damit sie Ordnung halten sollen, merkwürdige Sache. Dabei werden die Leute dick und fett, ärgert sich der Thomas, und was richtiges haben sie ja nicht gelernt. Die benachbarte Polizeiwache muß eine entsprechende Meldung bekommen haben. Früher hat Thomas diese Wachtmeister gar nicht bemerkt, aber jetzt fällt es ihm auf, daß ihm der eine und der andere mit scheelen Blicken nachsieht. Thomas wird noch mit einem dieser Schupos aneinandergeraten. Die Beamten, ob sie ein bequemes Leben führen, mag ruhig dahingestellt sein, sind jedenfalls

froh, wenn man sie in Ruhe läßt, es ist ihnen bestimmt nicht angenehm, daß sie auf irgend einen in ihrem Revier besonders aufpassen müssen. Und Thomas ist dort gemeldet als ein radaulustiges Element, Krakeeler, arbeitsscheu, ein verkommener Mensch; die Personalien sind eigens nachgesehen worden. Die Beschwerden, die schon zahlreich eingelaufen sind, müssen schließlich irgendwie mal erledigt werden; bisher hat sie der Vorsteher noch beiseite gelegt, achselzuckend ...

Thomas drückt sich in der Nähe der Eckkneipe herum, ein paar Häuserblocks weiter, wo die breite Straße zur inneren Stadt anfängt; eine Elektrische Straßenbahn setzt dort ein. Thomas drückt sich in der Gegend herum und humpelt dort um die Ecken. Der Wirt ist sein Freund. Der Wirt hat ihm schon mehrmals einen spendiert. Thomas hat früher dort gut verdient. Aber jetzt muß Thomas zahlen, wenigstens das erste Glas, dann kann er sitzen, und der Wirt ist nicht so. Schließlich findet sich dann einer, der mal einen neuen spendiert.

Thomas wartet schon die längste Zeit und hat noch kein Handgeld. Über den Platz ist sonst ein ziemlicher Verkehr, aber wie es manchmal kommt, wenn man darauf wartet, kommt kein Mensch. Endlich hat er einen, ein älterer und zweifellos aufgeregter Mensch, Zwicker und Knebelbart, ein Studierter, das steht fest. Thomas streift den Mann, der vorbeihuschen will, am Ärmel: „Herr Doktor, — — arbeitslos — — ich kann mit dem Bein nicht mehr fort, nur um ein Stück Brot — —“ Der Studierte will sich ärgerlich abwenden, aber Thomas faßt sich Mut und hält ihn am Rockärmel fest, ein paar Pfennige muß er wenigstens haben, das Handgeld! Jetzt ist keine Zeit zu überlegen, wie man das am besten macht, selbstverständlich muß das auch gelernt sein, Thomas versuchts zum erstenmal. „Was würden Sie denn machen, wenn Sie an meiner Stelle wären?“ knurrt Thomas den Fremden an. Der ist verdutzt und fängt an zu stottert: „Was wollen Sie denn von mir — — ich habe keine Zeit — — lassen Sie mich los ——“ Thomas hebt die Stimme: „Haben Sie denn Hunger? Sie?! Haben Sie auch ein steifes Bein? Eine Familie, die zu Hause wartet —?“ Thomas ist jetzt im Zug, es geht leichter, als er denkt, er wird den Bogen schon rausbekommen. Der andere zappelt und greift ängstlich in den Taschen herum, raus und rein, erwischt ein Silberstück, das er dem Thomas zusteckt, ruckartig, als müßte er den Krüppel auf

den Fahrdamm stoßen. „Eine Schande ist das", redet er dahin, „da haben Sie! Unverschämtheit! Natürlich grade in solchem Augenblick läßt sich ja niemand von der Polizei sehen. Immer so —" Da ist er aber schon ein paar Schritte von Thomas weg und stolpert weiter, brummelt im Gehen immer noch vor sich hin, der Studierte. Thomas kichert in sich hinein, Kurs über den Damm zur Wirtschaft an der Ecke. Feine Zeiten, die Zeiten werden besser.

Die Portierfrau läuft über die Straße querüber zur Nachbarin, die im Keller Gemüse verkauft. Sie ist so voller Unruhe, sie kann sich nicht aussprechen, der Hals ist wie zugeschnürt. Sie muß irgendjemand haben, zu dem sie sprechen kann. Aber die Gemüsefrau vermag nur einen schwachen Trost zu geben. Das alles will die Thomassen gar nicht wissen, was die Nachbarin zu sagen hat, daß, wenn es im guten nicht mehr geht, endlich andere Mittel angewendet werden müssen, gesetzmäßige, durch das Gesetz gibt es doch Möglichkeiten ... Die Frau beginnt hemmungslos zu weinen, sie schluchzt und jammert auf die Nachbarin ein, die sich nicht erwehren kann und selbst ganz eingeschüchtert wird. „Vorhin hat schon wieder der Wirt von drüben an der Ecke geschickt, ich soll ihn holen, es ist wieder heute rein gar nichts mit ihm anzufangen. Er sitzt draußen auf der Schwelle und ist keinen Schritt wegzubringen, die Leute sammeln sich schon an. Dabei hat ihn Emil schon mehrmals reingeholt, aber er kann ja auch nicht mehr, schon wegen der Gäste, es gibt doch nur Zank und Streit, und er hört doch nicht. Und der Grüne ist auch schon dagewesen. Was soll ich denn sagen, ich kann doch nichts machen. Sie lassen ihm ja so vieles nachgehen, das meiste wollen sie gar nicht sehen, und wie er vorhin gekommen ist, hat er erst wieder erzählt, sie machen direkt einen Bogen um ihn, aber sie müssen ihn jetzt bald wegschaffen, es sind auch zuviel Neue da, die ihn nicht kennen. Der Inspektor hat noch mal Unannehmlichkeiten, das hat der Grüne gesagt. Und jeder meints gut mit ihm, und dann ist er so, so —"
Die Gemüsefrau bringt einen Stuhl und will die Nachbarin sich setzen lassen. Vielleicht ist das ein Trost, sie beginnt allgemein auf die Männer zu schimpfen, die Männer taugen alle nichts;

die Frauen müssen sich abrackern und die paar Pfennige verdienen, und der Mann geht hin und bringts durch, ihr Verstorbener war auch nicht anders, und sie hat aufgeatmet als er tot war, wenn man da alles so bedenkt — — „Besser wäre es schon", jammert die Frau, „wenns erst vorbei wäre. Es tut ihm doch niemand was." Aber die Angst würgt weiter, die Unruhe frißt sich tiefer, es gibt kein Halten mehr. „Und es war so ein guter Mann. So gesorgt hat er sich und er hat ja auch immer schön verdient, und jeden Pfennig hat er gespart und alles für die Kinder. Sie wissens ja gar nicht — –" Die Worte ersticken in Tränen, sie kommt vor Schluchzen nicht mehr weiter. Auch der Nachbarin, die sich ganz hilflos fühlt, und die nichts mehr weiß zu sagen und zu raten, sind die Augen feucht geworden — — „immer das Unglück, daß er sich mit den andern nicht vertragen kann, er ist ja so mißtrauisch, und damit hats angefangen, und dabei möchte er alles aufgeben und sich das Hemd ausziehen für die andern, und sie dankens ihm nicht."
Nach einer Weile hat sich die Frau von selbst etwas beruhigt, sie hat im Laden gesessen und weiter gejammert und geweint, und dann ist sie von selbst ruhiger geworden. Da war ein Zuspruch gar nicht mehr nötig, das Gemüt nimmt immer nur einen vorbestimmten Teil von all dem Unglück auf. Die Nachbarin wird mitgehen und helfen, den Mann von der Ecke wegzubringen, und viel gefaßter spricht die Frau, schon im Gehen weiter: „Der Verwalter wird sich das nicht mehr lange ansehen. Die junge Frau hat mich schon wissen lassen, daß ich mich nach einer anderen Stelle umsehen soll. Meinetwegen, mir wärs recht, ich schäm mich ja vor den Leuten, wie die einen ansehen, wenn es nur dann anders würde."

Thomas sitzt mit dem Rücken an die Hauswand gelehnt auf dem Pflaster. Der Kopf hängt tief auf die Brust herab, die Hose ist am Knie aufgerissen, das kranke Bein liegt im Winkel abseits gestreckt, wie ein Richtungsweiser, ein Ausrufungszeichen. Ein paar Gäste aus der Kneipe haben den Thomas von der Schwelle zur Wirtschaft, auf der er sich niedergelassen hatte, weggetragen. Damit haben sich auch die Leute, die sich angesammelt hatten, wieder zerstreut. Thomas sitzt jetzt ein paar Schritte weiter um die Ecke herum, die Gasse ist

schmal und endet in einem Hofdurchgang, die Gasse ist dunkel, so daß Thomas nicht besonders mehr auffällt, wie er da sitzt.
Manchmal brummelt er etwas vor sich hin, dann beleben sich die Gesichtszüge etwas und entspannen sich, er will den Kopf heben, die Augen aufschlagen, aber die Lider fallen ihm wieder zu. Der Kopf ist auch zu schwer, aus eigener Kraft aufrecht zu bleiben, der Kopf dreht nur ein wenig hin und her.
Irgendwie schmerzt das Bein noch ins Bewußtsein, eitert und treibt den Mann. Bilder tauchen auf, huschen vorüber und bleiben noch im Gedächtnis ein wenig haften. Einen Berg muß der Thomas hinaufsteigen. Der Berg ist erst kahl, wie er von der Wiese ansteigt, und dann führt der Weg langsam ins Gebüsch. Thomas hat Kameraden um sich, vorne gehen welche und welche sind zurückgeblieben und kommen hinterher. Thomas geht inmitten dieser Menge, und sie sind alle junge Leute, Burschen alle aus dem gleichen Dorf und der Nachbarschaft. Und sie sind mächtig forsch und sind marschiert und marschiert. Am Wege sind sie in Eichengebüsch gekommen, und dann haben sie sich Zweige gepflückt, und die Eichenzweige an den Hut gesteckt, und sich lange Reiser abgeschnitten und vor sich her getragen. Und dann haben welche zu singen angefangen. Thomas wird das immer schwerer, die Luft wird knapp. Aber sie sind weiter angestiegen. Und dann hat sich der Weg verbreitert, und der Busch ist zum Wald geworden und ein lichter Wald, der immer weiter ansteigt, und die ganzen Burschen mit und Thomas in der Mitte bis zum Gipfel, deutsche Turner, Turners Wanderfahrt! Oben auf dem Gipfel ist Thomas dann allein gestanden und hat hinunter ins Tal geschaut, da hat alles gewogt und sich gedehnt und die Welt hat Kreise gezogen. Thomas hat eine Trompete genommen und trompetet, ganz allein ist er gewesen und hat in die Welt hinausgeblasen, das Trompeterlied — — aber Thomas hat nie Trompete blasen gelernt; das ist das einzige was er nicht gelernt hat.

Schließlich ist es den vereinten Anstrengungen der Frauen gelungen, Thomas wieder auf die Beine zu stellen. Die Wanderfahrt hat den Thomas belebt. Wie eine neue Kraft ist es ihm

zugeführt worden. Mit heiserer Stimme, die oft den Ton verliert und ganz versagt, kann er davon erzählen, auch daß er jetzt Trompete blasen wird. Die Gemüsefrau, der er schwer im Arm hängt, will auf ihn einreden. „Schämen Sie sich denn nicht, als Gespött für alle Leute — —" Thomas wankt zwischen den beiden Frauen dahin. Aber die Thomas'sche macht der andern ein Zeichen, es ruhig sein zu lassen. „Er wird ja gleich so giftig. Man muß ihn ja so vorsichtig behandeln wie ein kleines Kind." Die Nachbarin wütet sich, dazu ist sie nicht mitgekommen. „Dann können Sie ja auch alleine sehen, wie Sie ihn weiterbringen, sowas —!" Sie läßt die beiden stehen und geht über den Damm. Die Frau hat Thomas ein paar Schritte weiter gelotst. Thomas geht jetzt schon straffer. Er hält die Augen offen, hat sogar schon ein wenig Feuer in den Augen. Aber wie er an der Ecke ist, wird er nicht über die Straße jetzt gehen; er ist müde und muß sich ein wenig setzen, und das Bein tut ihm weh. Die Frau versucht noch zu bitten: „Wir müssen doch jetzt nach Hause, komm doch nach Hause, dort setzt du dich hin, es sind ja nur ein paar Schritt." Aber Thomas steht jetzt für sich allein, braucht keine Hilfe. Aus der Gaststube sieht der Wirt durchs Fenster, und er mag den Blick der Frau aufgefangen haben, der ihn gebeten hat. Die Gastwirtschaft ist ja jetzt leer, keine Gäste da. Der Wirt nickt der Frau, die Thomas wieder am Arm nimmt, zu. „Na dann komm halt", sagt die Frau und führt ihn die Stufen hinauf, „einen Augenblick können wir ja sitzen." Der Mann ist wieder ganz munter geworden.

VI.

So vergehen die Tage, und die Tage vergehen; es vergingen noch einige Tage.

In der Stadt waren wieder Aufmärsche, die ganze Stadt hallt wider von diesen Aufmärschen. Die Faschisten von allen Gauen Mitteldeutschlands waren zusammengekommen, die nationalen Verbände, die Jugendgruppen, Adler, Schildknappen und Bannerträger, Chargierte der studentischen Korporationen. Waren aufmarschiert und durch die Straßen marschiert, mit Musik, mit Pauken und Blechgeschmetter, Trutzgesänge. Die Unbeteiligten sind hineinbezogen, die ganze Bevölkerung, mag sie sich

selbst dagegen wehren, macht mit, schwingt mit und zittert im Rhythmus der Marschtritte. Auch wenn sie sich verkriecht, manche sitzen hinter verhängten Fenstern, und viele sind in die Wirtsstuben geflüchtet und in die Vororte hinaus.
Die weitaus größte Masse der Arbeiterschaft ist ziemlich eingeschüchtert. Sie wollen zwar so tun, als ginge sie das nichts an, stehen beiseite achselzuckend, aber die Masse ist doch sehr niedergedrückt, und so tatenlos, gleichgültig lassen sie alles geschehen, es nutzt ja doch nichts — — ein paar Gruppen sind nur da, die sich gegenseitig mit lauten Schimpfreden Mut machen. Schimpfen auf die Vorüberziehenden und fallen über Nachzügler her, die zufällig vom Haupttrupp abgesprengt sind. Die Polizei muß eingreifen. Von einzelnen kleinen Gruppen verstreut in allen Teilen der Stadt werden vorbeiziehende Trupps mit Dreck beworfen, ein Stahlhelmmann ist von einem Ziegelstein getroffen worden und umgefallen. Berittene Polizei säubert die Bürgersteige. Es heißt, es wird da und dort und draußen irgendwo im Vorort geschossen. Die Stimmung steigt. Von der Arbeiterschaft, die gegen den Faschistenaufmarsch demonstrieren will, ist wenig zu sehen. Trotzdem sind schon Verhaftungen vorgenommen worden, wird später geschrieben.
In den Nachmittagsstunden, die Stimmung in den Lokalen schlägt bereits hohe Wogen, in den Hinterzimmern, wo die Verschwörer sitzen — in den Nachmittagsstunden haben sich auch die Festteilnehmer von der Straße zurückgezogen, sie sind in große Versammlungsräume getrieben worden und werden mit Ansprachen bearbeitet und blankgeputzt. Da treibt ein Demonstrationszug der Kinder und Jugendlichen durch die Straßen vor. Die Organisation hat den ganzen Tag über im Polizeipräsidium verhandelt, während sich draußen die Krawalle entwickeln sollten, sich vorbereiteten und in Nichts wieder auflösten und überhaupt alles ruhig war. Verhandelt haben sie über die Genehmigung einer Gegen-Demonstration und die Meinungen darüber sind noch sehr verschieden. Es wird noch hin und her mit dem Oberpräsidium und Berlin telefoniert. In der Zwischenzeit sind die Jugendlichen und die Kinder auf der Straße erschienen. Mit roten Fahnen. Transparente, die die Arbeitermassen zum Widerstand aufrufen — — auf zum Kampf! Die Kinder wollen es schaffen, mit roten Fahnen, den Wimpeln

ihrer Gruppen und den Transparenten, die vorangetragen werden; Lieder zur Revolution wehen wieder durch die Straßen. Helle fröhliche Marschtritte, beschwingt und vorübergleitend, ein Hauch der Zukunft.
Die Polizei ist in aller Eile wieder auf dem Plan erschienen, Mittagspause kann nicht gemacht werden. Die Polizei hat sich im Laufschritt um den Zug verteilt, fünf Schritt Abstand von Mann zu Mann, zwei Hundertschaften Beamte sind aufgeboten. Der Befehl ist herausgekommen, Zusammenstöße mit allen Mitteln zu unterdrücken. Die Demonstration ist schon auf den Straßen, mag sie das vorbestimmte Ziel erreichen, das Gewerkschaftshaus — —
Später wird man weiter verhandeln, alle Demonstrationszüge, so weit sie erlaubt sind, werden durch ein Polizeikordon geschützt. Die Verhandlungen im Polizeipräsidium sind so weit abgebrochen —
Die Lieder haben die Leute hinter den verhängten Fenstern hervorgelockt, aus den offenen Hausfluren und aus dem Dunkel der hinteren Höfe sind die Leute auf die Straße gekommen. Der Zug schwillt an und wälzt sich vorbei. Im Vorbeimarschieren werden schon an den Straßenkreuzungen Rufe laut: Weitergehen! Nicht stehen bleiben! Die Polizei wird nervös. Massen von Menschen stehen schon auf der Straße. Menschenmauern.
Thomas hat von der Kneipe aus in die Neuentwicklung der Dinge gestiert. Arbeitermassen in Tritt. Kommt ihr Brüder, laßt jetzt alle Arbeit stehen, diese Welt wollen wir uns mal von nah besehn — — verdammte Erinnerung, undeutlich und verschwommen, aber sie sticht, sie treibt das Blut hoch, ballt die Faust.
„Affen sind das!“ schreit Thomas und stürzt auf die Straße, die drei Stufen zur Wirtschaft in einem Satz, „Lausebengels, Rotznasen!“ Er stürzt mitten in den Zug hinein und steht dort, verdutzt noch und muß sich erst sammeln. Die Flut staut sich an ihm, bildet im Augenblick ein Knäuel und stößt dann das Hindernis beiseite. Schiebt den Thomas in die Reihen der begleitenden Wachtmeister. Thomas hat die Fäuste hochgehoben, der Speichel rinnt ihm aus dem Mund — — das sind ja Kinder, Jungens und Mädels, trotzig, widerspenstig, ohne den Vater, der sie übers Knie legt und sie mit dem Riemen bearbeitet! Runter von der Straße! An die Schulbank — — Thomas bringt

kein Wort mehr heraus, es würgt ihn an der Kehle. Der Atem geht schwer, es ist zum Ersticken — — wir treten das Pflaster, marschieren die Straße entlang, die alten Kämpfer, revolutionäre Arbeiter, im Vormarsch der Revolution — — weg mit diesen Kindern da, lachen ihn aus, laufen hinter ihm her und verstehen alles besser — — von all den Gedanken, die ihn zerreißen, bleibt nur ein winziger Teil haften, und der ist Wut gegen die Welt, Haß! Vernichtung!

„Gehn Sie weiter da!" „Platz! Scheren Sie sich weiter! Aus dem Wege!" Thomas taumelt, wird von einem zum andern geschoben. Fußtritte, er bekommt einen Stoß in den Rücken; er kann gar nicht hören, was die einzelnen Beamten ihm zuschreien. Den letzten faßt er am Kragen. „Hunde! Bluthunde!" brüllt Thomas. Wieder stockt der Zug, Leute vom Bürgersteig drängen sich dazu. Thomas hält den Beamten fest am Kragen, der blutrot im Gesicht geworden ist, die Augen blutunterlaufen, das Tschako ist nach hinten gerutscht. Thomas schwankt und reißt mit einem Schwung den Beamten zu Boden, fällt über den am Boden Liegenden. Noch mehr Menschen und Neugierige. Beamte sind zugesprungen und reißen den Thomas hoch. Es sind ja alles nur Augenblicke, flüchtige, die vorübergehen wie ein Windstoß, der sich wirbelt.

Der erste Beamte hat sich endlich frei gemacht, aber Thomas hat auch den Zugriff der anderen abgewehrt und stürzt auf den ersten zu, der die Waffe vom Gürtel gerissen hat und ihn anschreit. Halt, oder so etwas — — das kann keiner hören, niemand hört auch nur ein Wort. Thomas stürzt wieder vor und bekommt ihn an der Brust zu fassen. Der schießt, schießt zweimal.

Der Zug geht weiter. Leute springen hinzu und schaffen den Thomas in den Hauseingang. Ein paar Beamte mit. Der Zug geht weiter.

Thomas hat die Augen weit aufgerissen. Speichel schäumt um die Lippen und wird blutig und rot und treibt Blasen. Und dann geht der Atem noch einmal schwer, die Brust reckt sich nach vorn. Aber Thomas wird nichts mehr sprechen können, wird ausgesprochen haben sein Leben.

„Wäre auch nicht nötig gewesen", brummte einer von den Anwesenden. „Was?!" fährt der eine Beamte hoch wie aufgestochen. „Ruhig jetzt", mildert ein anderer die Stimmung. Die

Beamten stehen da, fahrig, der eine hat ein Buch in der Hand und will schreiben; sie stehen alle da und glotzen, frech und zugleich ein wenig ängstlich. „Hätte auch nicht brauchen sein", brummt wieder der Mann aus der Menge.
Wenn es schon darauf ankommt, daß der Mensch weiter leben soll im Leben und sogar nach dem Tode, und daß irgendwer und irgendetwas das reguliert, dann soll es, dafür wollen wir zeugen, unsere Aufgabe sein, diese Schweinerei abzuschaffen. Damit der Mensch wenigstens in diesem Leben einmal zur Ruhe kommt.

Ende

Hausierer
Gesellschaftskritischer
Roman

ERSTER TEIL

Die Kolonne wird angesetzt

Für die ganze Gesellschaft um den großen runden Tisch brachte der Ober eine neue Lage Bier, die dritte. Der Wartesaal am Görlitzer Bahnhof ist an sich nicht groß, und sobald der große runde Tisch dort voll besetzt wird, dann haben die paar anderen Tische nicht viel mehr zu bestellen. Besonders wenn die Gäste schon im Aufbruch sind, ungeduldig und laut durcheinander reden und jeder für sich dem anderen noch eine besondere Bemerkung aufdrängen will. Anwesend waren vier Reisende der Firma Richard Lorenz, Versandbuchhandlung, der junge Prokurist der Firma, der Reiseinspektor für die Kolonne, die für Weißwasser in der Oberen Lausitz angesetzt war, die Frau eines verkrachten Leipziger Kaufmanns, eine Jüdin, die bisher nur in Wäsche und Tuchen gereist war, und ein junges Mädchen aus Nordbayern, das überhaupt zum erstenmal auf Reisen ging, ferner der ältere Bruder Frederik Jensens, Carl Gustav — aus einem allgemein nicht ersichtlichen Grunde. Frederik war die kaufmännische Organisation, die Lorenz gegenüber die sämtlichen Scheine der annähernd fünfzig Kolonnen, die über das Reich verteilt waren, abzurechnen hatte, und von dem unter den Inspektoren das Gerücht ging, daß er irgendwie mit der Versicherung oder der Verlagsgesellschaft in näherer Beziehung stand, von der die Firma Lorenz ihre Hefte bezog.

Das Geschäft liegt nämlich so, daß die Versandbuchhandlung von der Verlagsgesellschaft, in diesem Falle den Gebrüdern Herder-Dresden, die zum Vertrieb gelangende Zeitschrift mit 50 bis 60 Prozent Rabatt bezieht. Es handelt sich da um eine Wochenzeitschrift für den kleinen Mann, das Familienblatt, das durch Verteiler für 60 Pfennig pro Heft ins Haus gebracht wird, mit einer Versicherung dabei für den Sterbefall und Invalidität, worüber zwischen Verlag und Versicherungsgesellschaft bestimmte Abmachungen bestehen. Werbung und Vertrieb übernimmt die Versandbuchhandlung — von denen diese Verlagsgesellschaft natürlich mehrere Abnehmer hat, die besondere Kolonnen von Reisenden mit einem Oberreisenden an

der Spitze, der die Scheine als Inspektor zu kontrollieren hat, ins Land schickt. Denn das Geschäft besteht auf einem Schein, nämlich das Jahresabonnement, das der Leser und Abonnent, der damit zugleich auch versichert ist, dem Werber unterschreibt. Für diesen Schein, der die Verpflichtung zum Jahresabonnement in Höhe von 25 Mark, in wöchentlichen Raten zahlbar, enthält, bekommt Jensen, der die Kolonnen aufstellt, netto 6,80 Mark. Davon erhält der Werber 4 Mark, 2 Mark steckt der Inspektor ein und die restlichen 80 Pfennig Jensen selbst. Dazu kommen für Jensen allgemeine Werbekosten und Spesenzuschüsse, die auf den Schein verteilt etwa 2 Mark ausmachen, ferner die Zubilligung von 20 Prozent Sprung, das ist, daß von hundert ihm voll bezahlten Scheinen zwanzig als wertlos sich später erweisen, weil die Abonnenten abspringen, die durch allerhand Vorspiegelungen gewonnen sind. Gerechnet wird ihm aber sowieso nur, was innerhalb der ersten vier Wochen abspringt. Von dem so noch gewonnenen Überverdienst zahlt Jensen gewisse Spesen für die Kontrolleure und Oberreisenden. Im allgemeinen ist, von oben angefangen bis zum letzten Werber, noch die Stellung einer Kaution üblich, die vom Werber der Oberreisende, vom Oberreisenden der Inspektor und vom Inspektor Jensen selbst verwaltet.
Für Schwindel nach jeder Richtung ist genug Raum. So liegt das Geschäft.
„Diesmal stoßen wir ‚Deine Welt' raus", sprudelt der kleine Prokurist über den Tisch, ohne dabei weiter die rechts und links neben ihm Sitzenden anzusehen, „weil wir mit dem ‚Heim am Herd' auf über 40 Prozent Sprung gekommen sind. Die hat uns eine fremde Kolonne von Schulz aus Breslau abgesperrt. Alles in einer Woche."
Der Inspektor, der schon die ganze Zeit unruhig auf seinem Stuhl hin und her gerückt ist, lachte dabei verärgert und dann abwehrend. „Von Halle sind sie gekommen, und einer muß auch in Görlitz wo sitzen."
„Stimmt, Herr Siegert", mischt sich ein Reisender ein, der Jüngste, ein Knirps noch; er sieht aus wie ein weggelaufener Lehrjunge. „Stimmt ganz genau. Ich habe ja selbst welche getroffen." Er ist der einzige Berliner am Tisch. Sein Vater wohnt in einer Laube in Reinickendorf-West mit Weib und Anhang, und dort kriecht der Junge unter, wenn er mal wieder

zu hoch in Vorschuß gekommen ist und die Kolonne wechseln muß. Aber es tut ihm niemand was, und sie holen ihn wieder. Er hat dem Inspektor jetzt vor allen hier recht gegeben. Das schafft ihm einen Stein ins Brett. Er wirft einen triumphierenden Blick über den Tisch.
Das kann der Nachbar, ein hochgeschossener Mensch, der ein wenig wie ein Dorfschullehrer aussieht, so verhungert, nicht auf sich beruhen lassen. „Adolf", sagt er, „red' keinen Quatsch. Wo willst du'n denn getroffen haben — ??"
„Mit dir red' ich ja nicht."
Aber damit wars noch nicht getan. Der Lange kann sich nicht so ohne weiteres zufrieden geben. Er hat die Braut neben sich sitzen — die übrigens vorhin in der allgemeinen Aufzählung vergessen worden ist, ein etwas bleichsüchtiges Mädchen, das den Tag über in einem Vorstadtgeschäft Papier und Schreibwaren verkauft. Das Gesicht ist ganz ausdruckslos. Sie trinkt als einzige am Tisch Kaffee, aber der kleine Prokurist hat ihr vorhin schon einen Likör aufgenötigt. Paul muß doppelt darauf achten, sich ins rechte Licht zu setzen. „Traute", dröhnt es jetzt zurück, „kannst du dir so einen Kerl vorstellen? Und dabei schlafen wir im gleichen Zimmer, und wir sind überhaupt immer zusammen. Ich kann dir sagen, was der sich so runterlügt."
Traute verzieht eine Wandervogelmiene, schämig-fröhlich.
Adolf läßt nicht locker. „Glauben Sie's nicht, Fräulein. Das ist noch die Frage, wer dem andern was aufbinden kann, es bleibt ja unter uns." Und dann fängt er an laut rauszulachen. „Paul, was? Das war'n so Dinger."
Paul lenkt ein. „Na, Spaß muß sein."
Darauf kichert auf einmal die Resel, die Bayerin, vor sich hin. Alle sehen sie für einen Augenblick verwundert an. Die Resel hat der Inspektor mitgebracht aus Nürnberg, die Tochter seiner Hauswirtin. Sie wird sich um die Leute kümmern in der Kolonne, die Strümpfe stopfen und auch sonst die Wäsche besorgen. Der Oberreisende hat die Sache damit erklärt, daß sie von zu Hause wegwollte; in der Welt was sehen. Sie ist nicht sehr reizvoll, ein eckiges Gesicht, zu große Nase. Die Reisenden sitzen schon den ganzen Tag mit ihr zusammen, es war nicht festzustellen, was der Inspektor eigentlich mit ihr vorhat — so eine Art Hausmagd? Sie ruft jetzt über den Tisch, zugleich zu laut

und dann irgendwie erschreckt wieder zu leise: „Herr Siegert", ruft sie, „wissen Sie, ich freue mich schon auf den ersten Schein, wie das sein wird" — kichert sie vor sich hin. „Wenn die zehn Scheine macht, fresse ich einen Besen", steckt Paul der Traute zu. Die lächelt, weil der Kleine sie gerade ansprechen will. Aber inzwischen erkundigt sich bei ihm der Oberreisende, ob das Gepäck schon aufgegeben worden sei, und er muß irgendwie antworten. In der Reihe weiter neben ihm sitzen die beiden anderen Kollegen, die schon die ganze Zeit den Mund nicht aufbekommen. Die sind froh, auch etwas über das Gepäck und die Karten anbringen zu können. Der eine ist schon betrunken, die Augen sind glasig. Eben noch allgemeines Durcheinander, entsteht eine Pause.

Der Prokurist weiß wieder etwas zu erzählen von andern Kolonnen, die in Weißwasser und Muskau gearbeitet haben. Der Oberreisende, in seiner bedächtigen Art, übertrumpft ihn noch. „Die Leute dort sind alle gebildet, Glasbläser in der Hauptsache. In den Stuben haben sie große Kommoden stehen. Ganze Schränke voll Glaswaren, die sie aus der Hütte so mitgebracht haben. Die Leute fühlen sich schon mehr als Künstler und man staunt geradezu, wenn man so rumgeht und fragt, was sie eigentlich am liebsten lesen wollen. Bei denen da unten heißt es besonders aufpassen." Adolf und Paul nicken verständnisvoll. Dann trinken sie ihr Bier aus. Eine verantwortungsvolle Aufgabe, denkt sich vielleicht Traute. Sie hat den Inspektor nicht aus den Augen gelassen und errötet jetzt ganz flüchtig. Auf einmal sehen alle auf Jensen.

Carl Gustav, der vorhin die Gesellschaft so kordial begrüßt hat, ist schon eine ganze Weile teilnahmslos. Er hat sich schon ein paar Mal dabei ertappt, daß ihm die beiden Spaßmacher Paul und Adolf zu laut und zu langweilig sind. Er hat vergessen mitzulachen und geniert sich. Eben wollte er sich mit einem Seitenblick zum Prokuristen wieder orientieren, und das haben alle gemerkt.

Er will eigentlich zu der Resi etwas sagen, aber dann sieht er forsch die Runde rum und will noch schnell etwas bestellen. „Eine Lage Kognak, Herr Ober." Aber Siegert reckt sich hoch „Herr Jensen, wir müssen weg —" und zu den anderen: „Kinder, ihr habt genug. Wir müssen doch beisammen bleiben." Die anderen starren verlegen und gestört und lachen

schließlich mit. „Na, noch einen", sagt Jensen. „Wissen Sie, ich", sagt Siegert dem kleinen Prokuristen ins Ohr, „ich habs doch mit den Leuten auszubaden. Dann denken sie, es soll so weitergehen und die kriegen nie genug — aber meinetwegen."
„Ach, hols der Teufel!", seufzt Hildebrandt, das ist der Prokurist, zum Spaß, er ist knapp über zwanzig. „Einen trinken wir noch." Und gerade wird der Ober gerufen, zur allgemeinen Zufriedenheit, so daß sie sich am Tisch zu räkeln anfangen und sich wieder zurechtsetzen, da kam das elektrische Signal: Der Zug ist eingefahren. „Los also", tönte der Inspektor. „Also" — und dann standen sie alle auf, zufrieden, freudig und voll Tatendurst.
„Jetzt bleiben wir noch." Jensen, der mit bis zur Tür gegangen war, nahm entschlossen am Tisch wieder Platz. Die Runde Kognaks, einmal bestellt, war trotzdem angeliefert. Traute war verlegen zurückgeblieben. Alles war so schnell vor sich gegangen, Paul hatte ihr gerade noch die Hand geben können, noch mal im Umdrehen zugenickt, die andern hatten sie überhaupt nicht mehr beachtet. Sie war aufgestanden. —
Hildebrandt kam zurück. „Los — setzen Sie sich", sagte er lachend. Traute zögerte noch und setzte sich, unschlüssig. Sie rückten in eine Ecke zusammen.
Und dann tranken sie einen.
Jensen ging mehr aus sich heraus. „Wissen Sie, ich bin Ihnen ja dankbar, daß Sie mich mitgeschleppt haben. Ich muß das ja auch noch alles kennenlernen. Aber für mich wär das nichts. Die Sache hängt doch ganz in der Luft. Ich müßte denken, das läuft in ein paar Stunden schon alles auseinander. Ist da nichts vorbereitet?" „In fünf Stunden etwa sind sie da, und dann fangen sie gleich an." Der Kleine ist sehr interessiert, stolz — dem anderen etwas zu erklären. Dazwischen lacht er zu dem Mädchen hin.
Carl Gustav fühlt sich jetzt behaglich. „Ich könnte das nicht."
„Die fressen aus der Hand. Man muß sie nur immer in Vorschuß halten können, in gewissen Grenzen natürlich, einmal hauen sie ja dann doch ab. — Ja, das muß man verstehen."
Dann aber wendet er sich mit einem Ruck zu Traute. „Sie trinken ja nicht, Kleine — hier gibts nichts. Hoppla!" Sie trinkt. Alle drei lachen.
Jensen ist schon einen weiter vor. Der Prokurist erinnert sich,

schließlich der Bruder des Mannes, der im Geschäft eine bedeutende Rolle spielt. „Sehen Sie, die Leute, die der Siegert hier mit sich nimmt, die sind gut ausgesucht. Ich habe sie ja auch von Ihrem Bruder verschafft, weil ich weiß, wie der Siegert arbeitet, fabelhaft gründlich. Früher hat er für die Gerichtszeitung gearbeitet. Da war ich ja bei ihm. Damals war ich noch ein Junge." Er ereifert sich an der Sache, er verschluckt einzelne Worte, übersprudelt sich, „die Hauptsache ist, Leute zu haben, die alles abkämmen. Sehen Sie, der Kleine da, der Reinickendorfer, der ist so ein bißchen Hitlermann. Dazu hat er die Schnauze. Der redet einen tot. Und auftreten kann der Junge! Der Fiedler wieder, der Lange, wissen Sie, der ist so ein Stück Kommunist. Der Stille da, der war früher Melker und der hat's in sich, bloß er säuft zu viel. Verrückt sind sie alle ein wenig." — Der Kellner hat Bier gebracht und Hildebrandt schluckt zu schnell. Er muß Atem holen. — Jensen lächelt vor sich hin. Das Mädchen sitzt immer noch ganz stumpf. Verdammt, fällt es jetzt dem andern ein, sie ist doch nicht beleidigt? „Möchten Sie denn nicht auch reisen?" Sie grinst. „Warum denn nicht", beharrt er, „man kommt in der Welt rum, immer wieder was anders —" und dann glückt ihm die Überleitung — „vielleicht nimmt Sie der Bräutigam mit —?" Sie lächelt. „Ich habe ja hier meine Stellung." Der Ton ist noch ein wenig belegt, als ob sie nicht darauf vorbereitet war, antworten zu müssen. Aber Hildebrandt läßt jetzt nicht mehr locker. Er fragt und erzählt. Die Unterhaltung kommt in Fluß. Auf Vorschlag Jensens gingen sie später die Oranienstraße hinauf und fielen in ein Café ein. Jensen träumte vor sich hin.

Carl Gustav war es schon leid geworden — die Unterhaltung. Er hat eigentlich nie ein besonderes Vergnügen daran gehabt, sich in die Geschäfte seines Bruders zu mischen. Dabei arbeitet der Frederik mit fremdem Geld. Sein Geld und des Bruders Geld ist schon lange verwirtschaftet. Um es hier kurz zu erzählen: Die Jensen stammen von einem schleswigschen Bauernhof. Frederik hatte in Hamburger Kontoren Kaufmann gelernt und war nach Übersee gegangen. Drüben, zuletzt irgendwo an der südamerikanischen Westküste, hatte er den Krieg überdauert. Aber die Mehrzahl seiner Spekulationen wurden Fehlschläge, und als sein väterliches Erbteil aufgebraucht war, landet er als Koch auf einem amerikanischen Routendampfer, der die Kü-

stenplätze von Nord nach Süd abklappert. Seine kaufmännischen Verbindungen, mit der Gelegenheit groß zu schmuggeln, bringen ihn rasch wieder empor. Nachdem er ein paar Mal die Linien gewechselt hatte, beteiligte er sich bei einem Makler in Drontheim, der die regelmäßigen Kohlenlinien nach Newcastle bedient und kommt so zu Vermögen. Dort trifft er auf Carl Gustav, der die Laufbahn von einem anderen Ende angefangen hat. Der Bruder ist auf Schule gewesen und wäre voraussichtlich auch Jurist geworden, aber dann war er gezwungen, sich im Kriege herumzutreiben, wenn auch die größte Zeit nicht gerade an der Front. Immerhin hatte er doch genug zu sehen bekommen, und als junger Offizier war er auch mit dem E. K. I ausgezeichnet worden. Nach dem Zusammenbruch hatte er noch eine ganze Zeit mitgemacht, in verschiedenen Kommissionen, auch in den Revolutionskämpfen und so. Dann aber war er plötzlich auf den Gedanken gekommen, sich irgendwie eine solide Existenz zu schaffen. Er kaufte sich an auf Fehmarn, versuchte sich mit Obstplantagen, dann mit einer Hühnerfarm und kam schließlich gerade so los, daß er beim nächsten Geschäft noch einen kleinen Einschuß zahlen konnte. An Heiraten war nicht zu denken, merkwürdigerweise beide Brüder nicht, Frederik hat später dafür gut geheiratet. In Norwegen reist er für eine Hamburger Firma in Emaillewaren. Die Firma macht Pleite, der Bruder nimmt ihn in Drontheim auf. Und seltsam, von diesem Augenblick hatte er die Fähigkeit, sich selbständig durchzusetzen, verloren und aufgegeben. Er schwamm so dahin im Leben. Er begann hart zu trinken. Ein großes Vermögen, das die Brüder sich gemacht hatten, brachte er durch, warf das Geld auf die Straße; es blieb schließlich nichts übrig, als ihn knapp zu halten und unter Kontrolle zu stellen. Als die Brüder, von Engländern ausgekauft, nach Berlin übersiedelten, warf sich Frederik auf das Vertriebsgeschäft, auf gewisse Risikenfinanzierungen, die damit verbunden sind, Carl Gustav kam in ein Sanatorium, eine Art von geschlossener Anstalt, die ihm den Alkohol entziehen sollte. Nachher half er dem Bruder wieder etwas im Geschäft und hat jetzt, da ihm die Arbeit lästig fällt, in bestimmter Höhe begrenzte Einkünfte. Wenn die Mutter auf dem Hof oben in Schleswig sterben wird, hat er noch ein paar tausend Kronen in die Hand zu erwarten. Er besucht einige Stammtische, teils Kriegskameraden, teils politisierende

Zirkel, das heißt, aus der Vergangenheit gesehen. Heute schlägt man sich ja nur so durch, ohne dabei besonders noch politisch interessiert zu sein. Das sind die beiden Jensens.
Carl Gustav träumte vor sich hin. Dabei war ihm der kleine Prokurist, der einmal aufgezogen nicht mehr aufhören kann zu quatschen, ekelhaft geworden und noch mehr langweilig. Er verwünschte längst seine Zusage an Frederik, für ihn die Abrechnungen mit der neu zusammengestellten Kolonne Siegert zu übernehmen. Er hatte eine quälende Vorstellung von der Landkarte und sah darauf Punkte und Kleckse wie Geschwüre mit so Namen wie Görlitz, Weißwasser und Muskau. Die Scheine häuften sich auf, Scheine für den Glasmacher Nitschke, für den Glasmacher Nitschke II, für Nitschke III und Nitschke IV. Dann für die Witwe Nitschke und die Ehefrau Nitschke, für die Kinder und für eine Großmutter noch mit dazu — zum Kotzen. Dabei redete der Kleine nur dummes Zeug. Und das Mädchen grinste. Aber das Gesicht war zugleich auch verschwommen und ausdruckslos, die Augen starr und nach irgendeinem Punkt an der gegenüberliegenden Wand gerichtet. So schien es ihm. Er lächelte ihr freundlich zu und hörte ihre Stimme, die ihm in der Lage zu hoch schien, direkt schrill und ohne Grund belebt. Hildebrandt war nicht tot zu kriegen.
„Lassen Sie mich doch mal sehen, was Sie da so festhalten."
Damit beugte sich der Kleine vornüber und, indem er mit der Wange leichthin über ihren Busen streifte, faßte er die Hand. Traute wurde ganz rot. Sie hatte, die Hand zeitweilig in der Manteltasche, nervös an einem Zettel geknüllt, den ihr Paul vorhin zugesteckt hat. Sie ärgerte sich und lachte laut auf. Der andere war versessen auf das Papier, und sie verteidigte den Zettel jetzt mit blitzenden Augen. Das Gesicht war erwacht, die Mundwinkel ein wenig hochgezogen. Über das Handgelenk, das er umklammert hielt, pulste Begierde. Sie maßen sich beide nur einen Augenblick, durchdringend. Der Zettel war ganz belanglos. Er enthielt die Adresse einer Wäscherei, bei der Pauls Wäsche noch abzuholen war. Sie war so wütend, daß sie ganz wach wurde, und zugleich erschien ihr das sehr merkwürdig, so daß sie darüber lachen mußte. Hildebrandt stieß sie ein wenig in die Seite, so an den unteren Rücken lang.
In diesem Café wurde auch getanzt.
Der kleine Hildebrandt hatte für gewöhnlich den Tag über

stramm zu arbeiten. Abends ging er aus. Mehreremals in der Woche waren gewissermaßen geschäftliche Saufereien. Das Mädchen, das er sich im Betrieb angeschafft hatte, fiel ihm schon auf die Nerven. Und dann hatte er auch gehört, daß sich so etwas gar nicht paßt für einen, der in seinem Geschäft hochkommen will. Er war nicht sehr wählerisch; er würde nehmen, was ihm in den Weg kommt; besonders, wenn er ein paar Tage hintereinander getrunken hat. Das Mädchen neben ihm schien ihm anfangs außerordentlich dumm, aber — er schätzte sie jetzt mit einem Seitenblick ab. „Mir erzählt ja mein Bräutigam, daß er sich bald verändern will. Er kann doch auch eine Anstellung bekommen. Das ist doch nichts —“ im Tanzen. „Gott ja — aber ich beneide ihn, jeden Tag woanders. Er amüsiert sich doch. So abends — lassen Sie mal die unter sich sein —“ „Ach —“ „Mit Ihnen so ein bißchen zu reisen —“ „—“ „Bloß so ganz ferne —“ Das scheint ihm ein toller Witz zu sein. Er lacht unbändig. Sie aber ganz ernst. „Bei mir im Geschäft sind sie sehr streng. Der Alte ja nicht, aber die erste Verkäuferin, oh, Gott, hat die sich manchmal.“

Eine Bande junger Leute dringt ins Lokal, irgendein Verein. Die zwängen sich unverschämt durch die Tanzenden, über die Diele, und einer, ein großer blonder, faßt Traute dabei ums Kinn, schnalzt. Traute kneift ein wenig das Auge, blinzelt, eine lauernde Falte bis zum Kinn, lockend. Der Kleine lotst seine Tänzerin an die Bar.

Für Carl Gustav ist die Welt langsam versunken. Energien steigen empor. Er hat das Paar an der Theke erspäht. Er steuert auf sie zu, zufrieden wieder Anschluß gefunden zu haben. Aber sie bleiben sich alle drei fremd. Während der Prokurist in einem Fragenschwall mit dem Barmädchen verwickelt ist, trinken die beiden und starren verloren über die Brüstung und das Getriebe mit den Flaschen und sehen sich sogar verlegen an — wozu.

Am späten Abend müssen die Leute in Görlitz umsteigen. Alle haben auf der Fahrt geschlafen, bis auf die Frauen. Die Jüdin hat der Neuen aus Nürnberg etwas aus ihrem Leben erzählt, Enttäuschungen und in dem Sinne, daß die Männer nichts taugen. Man friert nachts, wenn man auf dem Bahnsteig warten muß. Dazu macht der Nachdunst von Zigaretten und Bier im Kopf die Gesellschaft übellaunisch.

Paul hat sich ein paar Würstchen gekauft.
„Du Paul, nicht mal 'nen Kuß hast du ihr gegeben", versucht der kleine Adolf die Stimmung zu beleben. „Ich an deiner Stelle — sowas bringt Glück. Das war verkehrt —" „Mensch, halt's Maul —" Die Wurst ist nicht warm genug, das Brötchen ist ganz weich und glitschig. „War denn das Ihre Braut?" mischt sich die Leipzigerin ein. Am Tisch hat sie dagesessen wie eine Dame, sie hat überhaupt nicht den Mund aufgemacht, erinnert sich Paul.
Und selbst der Krüger, dieser Forstmann oder Landstreicher — man kennt sich bei dem Mann gar nicht aus — hat Leben in die verduselten Augen bekommen. „Du kannst uns einen ausgeben", brummt er. „Der und ausgeben", höhnt der vierte.
Paul wirft ihnen einen bösen Blick zu. „Ihr werdet doch nicht streiten?" „Du sei überhaupt still", fährt ihm der sonst so lustige Adolf über den Mund. Unter den Leuten kommt eine gefährliche Wut hoch.
Paul zittert ordentlich vor Verachtung. „Für euch —" aber er besinnt sich gerade noch. Pack, wollte er sagen, Gesindel. Die andern haben es trotzdem ganz gut herausgehört. „So einer wie du —" lacht der Versoffene, breit und hämisch. Er weicht einen halben Schritt beiseite, wie sich in Paul etwas strafft, das auf ihn los will. Adolf will vermitteln. „Es ist doch ein anständiges Mädchen." Die Jüdin muß lachen. „Kinder, ihr seid zu komisch." „Behalten Sie das für sich, verstehen Sie, behalten Sie das für sich —" schreit Paul. „Gott nein." „Oder!?" Der Oberreisende ist herangekommen. „Psst — was ist denn das —" halb schläft er noch. Sie kuschen. Sie kuschen sofort.
Weißwasser. Der Zug geht nach Weißwasser.
Traute Rüdiger aber ist dabei, sich die Sache zu überlegen. Mit ihren beiden Kavalieren — das ist nicht das richtige. Das viele Trinken ist sie zudem nicht gewöhnt. Sie fühlt sich bitter allein, hin- und hergezogen und so unbefriedigt. Eine Welle von Bitterkeit hüllt sie ein, drückend und dumpf. Mit Paul ist sie niemals dazu gekommen, so miteinander zu sprechen, wie sie eigentlich will. Alles gleitet vorbei. Sie kennt es gar nicht anders. Im Vorjahr hat er bei ihrer Mutter gewohnt, und das andere hat sich dann so ergeben. Damals war Paul noch politisch, und es waren immer viele Leute da, es war ein ganz fremdes Leben. Sie muß die Zähne einen Augenblick zusammenbeißen;

Unglück, das sie nicht versteht; Kummer krampft sie zusammen, vor dem sie fliehen will. Paul war nicht der erste Mann, mit dem sie zusammen war. Früh entjungfert von gleichaltrigen Jugendfreunden, konnte sie dieser Art körperlicher Befriedigung wenig Spaß abgewinnen. Sie erschien ihr roh, wenn auch scheints unabwendbar, da die anderen doch so stark darauf aus waren. Sie wurde immer ärgerlicher auf Paul. Der mußte doch etwas mehr von den Dingen wissen. Und schließlich zitterte sie darauf, ihm etwas anzutun. Sie verzog das Gesicht, und es wurde ihr heiß. Als die Musik wieder einsetzte, hatte sie der große Blonde schon ergriffen.

Alles auf Stottern

Als der Kriminalbeamte die Tür hinter sich zugeklinkt hatte, vorsichtig wie es sich für einen gebildeten Menschen gehört, blieb im Raum trotzdem etwas von seinem ganzen Auftreten, seiner Person, seinem ausdruckslosen und stumpfen Gesicht zurück. Frederik Jensen stand noch mit dem Rücken gegen den Schreibtisch gelehnt und hatte die Umrisse dieses breiten Gesichtes vor sich, im Ohr noch irgendwie diese stupiden Fragen, diese Schwerfälligkeit bis in die Fingerspitzen spürbar, das meckernde Begreifen und die etwas schleimige Hast, mit der dieser Mann lächelnd die ihm angebotene Zigarre sich angesteckt hatte. Es blieb eine so peinliche Empfindung zurück; Frederik hatte nichts zu fürchten.

In allen zivilisierten Ländern genießen die diplomatischen Vertretungen gewisse Vorrechte. Von praktischer Bedeutung darunter ist die zollfreie Einfuhr von Gegenständen des täglichen Bedarfs wie französische Weine und Kognak, Kubazigarren, amerikanische Kosmetiken und englische Stoffe. Durch den Völkerbund und aus Gründen wirtschaftlicher Erwägungen zur Erzielung eines auf die kräftigsten Schultern zu verteilenden Mehrgewinnes sind eine genügende Anzahl von Staaten übrig geblieben, die dem Durchschnittsleser von Tageszeitungen in Deutschland nur dadurch bekannt sind, daß sie in Berlin und in einigen anderen Hauptstädten der Welt einige Vertretungen unterhalten, deren Mitglieder mit allen Rechten des Diplomaten ausgestattet sind. Im allgemeinen ist die Würde des Konsuls und

bestimmt des Generalkonsuls dafür ausersehen, die Kosten solcher Vertretungen des betreffenden Landes zu tragen, sei es durch unmittelbare Subventionen oder durch Zuführung von bestimmten Geschäften, aus denen die Aufwandsentschädigungen herausgeholt werden müssen. Es liegt im Lauf der Welt, daß, was die Kleinen mit Geschick durchzuführen verstehen, auch die Großen nicht verschmähen. Durchführung dieser Einkäufe verläuft derart, daß auf Listen der Bedarf der Gesandtschaften und der dort beschäftigten Personen, der Konsulate und der politisch interessierten Geschäftsfreunde aufgestellt wird, der dann von einer Stelle aus bezogen, später ausgeteilt und wenn möglich der darauf fallende Betrag erhoben wird. Man braucht einem Botschafter nicht zu nahe zu treten, wenn man der Vermutung Raum gibt, daß seine Attachés oft genug in Geldverlegenheit sind und ferner, daß es vorkommen kann, daß selbst manchmal der Konsul nebst Anhang nicht mehr in der Lage ist, das Loch im Etat zu stopfen. Dann muß von draußen ausgeholfen werden. Das geschieht in der Weise, daß diese dritte Stelle, die nicht selten eine sehr große und angesehene Gesellschaft ist, den Einkauf bei sich zentralisiert und von sich aus regelt, und wobei bei der Aufstellung der Endsumme großzügig und unter Zuhilfenahme diplomatischen Druckes auf gewisse Zollbehörden, die — vielleicht — im übrigen gelegentlich gern mitverdienen, verfahren wird. So werden solche Geschäfte gefahren. Frederik hatte nicht das erste dieser Art hinter sich.

Das Zimmer bewies einen gediegenen Geschmack, längs der einen Wand waren Regale und schmale geschlossene Schränke vollgepfropft mit Büchern. Und zwar in gleichmäßig gebundenen Gruppen, eine Anzahl in sich abgeschlossener Bibliotheken. Die Jensens hatten die Wohnung mit dem gesamten Inventar von einem baltischen Adligen erworben, der sich als Sammler von Autographen einen Namen gemacht hatte. Der Mann war mit dem Erlös nach Amerika ausgewandert, um dort (an einer Bibliothek) als Kustos anzukommen, vorausgesetzt, daß er das in den ersten drei Monaten nach seiner Landung, so lange reichte das Geld gerade, noch schaffen konnte.

Frederik sah jetzt durch das breite Fenster vor seinem Schreibtisch hinaus auf den Lützowplatz, über die prachtvolle Brunnengruppe hinweg, dem Zuge des dichtbeschatteten Kanals fol-

gend, an dessen jenseitigem Ufer die Zweige der Trauerweiden einen bunten Vorhang vor den Geschäftsvillen des oberen Tiergartenviertels gezogen hatten. Es war eine gute Gegend; aber während Frederik sich derart seinen Gedanken überließ, war etwas wie ein Schatten in diese schwebende Vorstellungswelt eingedrungen, er fühlte sich unbehaglich. Die Erinnerung an den Besuch, der ihn soeben verlassen hatte, die ganze Abwicklung dieser Geschäfte, die ihm über den Kopf zu wachsen begannen, gequält und in wachsendem Ärger entschloß er sich zum Weggehen und drehte sich um. Dora stand in der offenen Tür, Dora Jensen, geborene Schulz.

„Fred, ich habe Lust, den heutigen Abend bei Lorenz abzusagen."

„Das ist ganz unmöglich." „Warum —?" Er wollte unwirsch antworten, es verdickte sich nur zu einem knurrenden Laut. „Ich finde, man braucht die Leute nicht zu verwöhnen, so daß du dich ganz gut ein wenig zurückhalten kannst."

„Ja, aber — heute hat er die Leute da von der Versicherung und auch sonst Bankwelt und unser Hypothekenmakler, du weißt schon, alle mit Frauen, es hilft ja nichts."

„Ich habe keine Lust." Sie sagte das so kühl, daß er aus Verlegenheit lächeln mußte. Dann sah sie ihn eine Weile von der Seite an. „Du hast Unannehmlichkeiten. Du mußt für die andern die Sache ausbaden — nicht?" Der Tonfall war ganz verändert, so vertrauenheischend, daß er sofort darauf hereinfiel. Gutmütig, geschmeichelt und aufgekratzt polterte er los: „Die sollen mir alle den Buckel lang rutschen. Die können sich ja an ihre Leute halten; der Zoll, was heißt Zoll?! Denen werde ich eine Liste auftischen — wenn sie danach Verlangen haben, daß ihnen die Augen übergehen —" jetzt war er in Fahrt geraten — „aber du hast schon recht, das paßt mir nicht mehr und überhaupt — den Lorenz drücke ich an die Wand. Da sind ja jetzt ganz andere Angebote rausgekommen, ganz andere Leistungen, und den Zeitschriften- und Bücherkram schmeiß ich über den Haufen; da sind schon zwei Banken, die sich dafür interessieren, Leute hab ich genug —" Dora war inzwischen an den Schreibtisch getreten und schob Papiere hin und her, um sie ab und zu umzuwenden, nur einen kurzen Blick darauf. Frederik ging im Zimmer auf und ab.

„Fred, weißt du, mir scheint, du verzettelst dich."

„Dann wird mir Carl Gustav die Sachen etwas abnehmen."
„Hm." Das klang schon durchaus feindselig. Und er antwortete brummend: „Wenn du nichts davon verstehst, laß die Finger davon." Die Widerrede erfolgt prompt: „Von mir aus kannst du tun und lassen, was du willst!"
„Dora!" Er bleibt vor ihr stehen. Sie sieht an ihm vorbei. „Ich wünsche, daß du in ihm auch meinen Bruder achtest. Schließlich — wird er sich einordnen —" Auflachen.
Frederik hatte es nicht gern, wenn die Frau so spitz zu ihm sprach.
Dora stammte aus sehr angesehenen gutbürgerlichem Hause mit ausgezeichneten Verbindungen, die Familie war etwas verarmt, eine Zeitlang hatte sie noch beide Eltern zu ernähren gehabt. Frederik hatte die Jahre über für die Familie gutes Geld verdient. Er behandelte Dora noch immer wie am ersten Tage ihrer Bekanntschaft, der nach kurzem Hin und Her die Ehe gefolgt war — etwas scheu und sehr vorsichtig, immer bereit, sich auf sich selbst zurückzuziehen, wartend, daß sie ihn verstehen und an sich ziehen würde. Manchmal machte das auch Dora Spaß. Und noch mehr Spaß fand sie daran, ihn ein wenig zappeln zu lassen. Die Haltung Frederiks hatte bereits viel von seiner früheren Energie nach Abenteuern eingebüßt. Eine leichte Verschwommenheit lag über das Gesicht gebreitet und eine schnell aufflackernde Unruhe, die oft Bosheit und Rachsucht vermuten ließ. Der ganze Mensch war schwerfälliger geworden, ja sogar grob und gewalttätig. In dem fortschreitenden Maße einer solchen Entwicklung wurde Dora undurchsichtig und völlig unberechenbar; vielleicht war sie klug. Die ursprünglich weichen Linien im Gesicht sind hart, die schlanke Gestalt leicht vornübergebeugt.
Dora hatte zudem in letzter Zeit angefangen, sich ein wenig für Frederiks Geschäfte zu interessieren. Sie verstand schon, daß der Hauptteil des Gewinnes aus vielerlei Quellen fließen mußte, um für sie beide ein sicheres Auskommen zu ermöglichen. Sie hatte bisher eine ziemliche Gleichgültigkeit bewiesen, ob der Herr Jensen an dem Geschäft zusetzte oder den erwarteten Gewinn zog. Denn im Enderfolg blieb es ja das gleiche: Herr Jensen schaffte das Geld ran, also mußte er ja schließlich verdienen. Aber es ließ sich eben nicht umgehen, daß sie in das Auf und Ab doch immer mehr einbezogen wurde und Leute,

Geschäftsfreunde mit deren Frauen kennenlernte, die für den Ausgang der einen oder anderen Spekulation von Belang waren. Alles das stumpft ab, mag es für den Anfang noch neu und interessant sein. Dora lernte dadurch besser den Mann kennen, der nicht viel anders wie ein Motor sprunghaft und oft genug dem Zufall überlassen im Getriebe der täglichen Geschäfte dahintrieb und alles Abenteuerliche mit der Angst eingetauscht hatte, etwas zu verdienen und an irgendeiner eingebildeten Reihe hintenan stehen zu müssen. Dieser Mann wurde ihr zusehends gleichgültig.

Das Vorschußgeschäft mit dem Versandbuchhändler war ihr schon lange als zu geringen Umfanges erschienen, und ein wenig war sie daran mitbeteiligt, Frederik in die doppelbödigen Diplomatengeschäfte, die Provisionsfassaden, mit denen Banken und Großunternehmungen direkte Bestechungen umkleideten, zu verwickeln und schließlich intensiv einzuspannen. Wenn er ihr schon nicht genügte, so sollte er wenigstens nicht ganz einschlafen. Für diese Art Geschäft gibt es keinen in sich abgeschlossenen gesellschaftlichen Kreis. Sie durchsäuern die Gesellschaft und sind überall, in gewissem Rahmen versteht sich — nicht ungern gesehen. Dora verstand sich schon ihrer Herkunft und Erziehung nach leicht diesen Kreisen anzupassen.

Soweit dieser Teilausschnitt einer kleinen Vorgeschichte. Seit Frederik aus dem Sanatorium seinen Bruder wieder bei sich aufgenommen hatte, war sogar dieses Interesse Doras noch stärker geworden. Sie liebte es geradezu, sich über Erfolge und Aussichten, Kenntnisse und gesellschaftliche Fähigkeiten Carl Gustavs zu verwenden, lang und breit zu unterhalten. Den gutmütigen Frederik langweilte das allerdings.

„Also du kannst dich beruhigen, so heiß wird das nicht gleich gegessen" — schloß Frederik seine Auseinandersetzung, die hier nicht aufgezeichnet zu werden braucht.

„Immerhin würde ich doch eine genaue Aufstellung ständig bereithalten, anstatt alle Belege wegzuwerfen und zu vernichten ..."

„Das würden mir meine Leute sehr übelnehmen, und dann ist auch das Vertrauen hin."

„Dann sollen sie dir bezahlen —"

„Das tun sie schon — jedenfalls glaube ich das sicher."

Dora sah ihn spöttisch an, verwundert: „Du hast doch nicht

etwa deinen Bruder in diesen Sachen unterwegs?"
Frederik, schon im Hinausgehen, zuckte die Achseln: „Warum nicht, bei seinem großen Bekanntenkreis — das sieht noch am harmlosesten aus. Ich halte ihn übrigens für sehr geschickt darin, jemand etwas anzuhängen. Ulkig, wie die Leute ihm trauen, aber der hat mit der anderen Sache genug zu tun. Das soll er mir erst durchführen. Jetzt säuft er schon wieder zwei Tage. Adieu!" Frederik warf die Tür ins Schloß. Die Frau verzog ein wenig die Lippen. Es muß etwas geschehen, dachte sie ihm nach. Er beginnt sie kaltzustellen, er wehrt sich — sie wurde sehr nachdenklich. Dann klingelte sie nach dem Mädchen. „Jawohl — Herr Carl Gustav war schon seit einiger Zeit gekommen. Wahrscheinlich hat er sich schlafen gelegt." Das Mädchen verschwand sich zu erkundigen. Aber Carl Gustav erschien selbst in der Tür. Grau und bleich im Gesicht, der Kopf wackelte hin und her, übermüdet und zugleich aufgedunsen. Und überdies so hilflos. Er lächelte verschwommen, verlegen.
„Niemals haben sie wirkliches Geld in der Hand. Der eine hat mir vorgerechnet, daß er 90 Scheine in der Woche machen müßte, wenn er das normale Wochengeld rausholen will. Dabei sind die Leute mit allem im Vorschuß. Dem einen habe ich das Geld zum Anzug geben müssen, dem andern für einen photographischen Apparat. Der wird sich etwas damit nebenbei verdienen wollen. Und das geht alles geradeso von einem Tag zum andern. Große Verluste werden ja nicht eintreten. Der Sprung von der einen Kolonne wird ja durch die andere schließlich irgendwie ausgeglichen. Wir rechnen ja nur mit der Buchhandlung ab, und das bleibt ja unsere Sache, wie wir selbst mit dem Oberreisenden verrechnen. Sie sind ja fabelhaft die Kerls. In einer Stunde kurzen Umsehens sind sie imstande, dir ein vollkommen klares Bild über die Gegend zu geben, in der sie anfangen sollen zu arbeiten. Ein paar Fragen und sie sind im Bilde. Mir tun manchmal die Leute leid, auf die so eine Kolonne losgelassen wird." „Tut es dir nicht irgendwie weh, soviel zu trinken ?" „Nur im Magen, manchmal. Vor ein paar Jahren hatte mich doch Mutter in einen Verlag eingekauft. Dort kamen Tag für Tag allerhand Angebote, und was hätten wir da alles unterschreiben und kaufen sollen. Als schließlich der Kompagnon genug Wechsel untergebracht hatte und ausgerückt

war, hatte ich dann immer die Gläubiger zu empfangen. Was hatten die oft für komische Ansichten. Da lernt man Schicksale kennen. Aber sie hatte mich immer sehr gern. Ich glaube, zu mir hatte sie Vertrauen. Du weißt es ja wahrscheinlich — ich wohnte damals bei einer Frau, die schon einen erwachsenen Sohn hatte und die sich darüber genierte; dabei war es ein netter Junge, ich hätte mich können gut mit ihm anfreunden. Bloß mit dem Geld — dann kommt immer so etwas dazwischen, meine Mutter schickte mir ja auf einmal nichts mehr. Und diese Frau —" „Sie schreibt dir doch noch —?" „Nein, sie schreibt nicht mehr. Schon lange nicht. Sie hat mich damals verklagt, und dann schrieb noch einmal der Anwalt. Das war dann später im Sanatorium. Frederik hat das irgendwie erledigt." „Hm — ich habe dich damals zum erstenmal gesehen. Es war eigentlich schrecklich. Du spucktest immerzu Blut. Wie du das so aushalten kannst."

Carl Gustav lachte etwas eingeschüchtert, so wie ein ertappter Junge.

Dora sah ihn prüfend an.

Der Betrunkene wischte eine Vorstellung, die für ihn eine bestimmte Form gefunden hatte, mit einer Handbewegung durch die Luft hinweg.

„Ach was — das ist ja nichts." „Doch. Ich weiß nicht, was Frederik vorhat, aber du kannst doch nicht so vor unseren Augen einfach verkommen."

Carl Gustav lachte hell und freudig auf.

Dora ist müde geworden, nur ein kleiner Zug um die Augen. „Die Mutter soll mir mein Geld geben." „Da sei Gott vor —" Der Seufzer kam ehrlich aus der Tiefe. „Und ich werde es bekommen!" Wenn Carl Gustav auftrumpft, dann mit einer Kraft, der man so leicht nicht widerstehen kann — so denkt man. „Trink doch nicht so viel. — Du bist ja wieder ganz krank."

Der Mann lächelt. Dann steht er plötzlich auf und lächelt glücklich. Er schwankt ein wenig, weil er eine so weite Welt ohne Grenzen vor sich sieht. Und er steht jetzt breitbeinig und sieht mit keinem Blick die Frau, die vor ihm sitzt und einen Augenblick nur ein wenig zittert, in den Knien.

Herr Lorenz von der Verlagsfirma gleichen Namens stand der Versicherung näher wie dem Buchhandel. Die Firma war mehr

nur ein Deckmantel, hinter dem Geschäfte getätigt wurden, die in das Gebiet der Maklertätigkeit fielen. Daher waren auch neben dem Versicherungskonzern, der in der Hauptsache die Unkosten bestritt, eine Reihe kleinerer Privatbanken daran interessiert, die ihrerseits wiederum nur als Agenten einer strafferen Großorganisation in Erscheinung treten. Herr Lorenz hatte das Bedürfnis oder die Aufgabe, von Zeit zu Zeit eine Reihe dieser Geschäftsfreunde um sich zu versammeln. Herr Lorenz gab dann ein kleines Essen in intimem Kreise. Anfänglich fanden diese Zusammenkünfte als größere Gesellschaftsabende in der Privatwohnung des Gastgebers statt, doch schien es späterhin für die Ausgleichsrechnung der Spesen für beide Teile vorteilhafter, diese Abende in die Klubräume eines der von der Großfirma bevorzugten Hotels zu verlegen, überdies machten es die anderen ebenso. Um dem Essen von vornherein den Charakter einer rein geschäftlichen Besprechung und andererseits eines Herrenabends zu nehmen, beides war meist eng miteinander verknüpft, d.h. das eine war die Folge des anderen, wurden auch die Damen gebeten. Die Damen genossen sogar den Vorzug, sie saßen auf Flirt plaziert, und ein völlig Unbeteiligter, der sich in der Tür irrend da hineingeplatzt wäre, hätte auf Polterabend oder auf Verlobungsdiner raten müssen.
Die Jensens hatten das eine Ende der Tafel inne. Frau Dora gegenüber war Carl Gustav gesetzt, während Frederik, dadurch von der übrigen Gesellschaft abgeschnitten, schon gewisse Anstrengungen machen mußte, um in die Unterhaltung der nächstsitzenden Paare die Tafel hinauf einzugreifen. Man empfand es deutlich genug, die Jensens gehörten zum Hause, sie bildeten die Reserve.
Carl Gustav hatte neben sich die kleine zapplige Frau eines bekannten Börsenmaklers. Er hatte schon verschiedentlich Anstalten gemacht, den breiten Redefluß abtastender Gesprächsthemen einzudämmen, der das erste Drittel solcher Abende beherrscht. Selbst pflegte er kleine Einzelheiten aus seinen Reisen im Norden einzuflechten, bis das Interesse sich dann ausschließlich darauf konzentrieren wird: Was gibt es zu verdienen? Die Frau machte ihn unruhig. Er fühlt sich irgendwie gehemmt. Schmerzhaft deutlich haften ihm Vorstellungen im Hirn, die um Dora kreisen. Ihr Bild erscheint zu ihm über den Tisch hinüber, zum Greifen nah, lächelnd und verflüchtigt sich.

Die Hypothekenfrau zerrt an ihm — und ehe noch der zweite Gang ganz hinunter ist, fühlt er, keinen Bissen wird er mehr hinunterbringen. Es ist wie ein Überfall. Die Kehle ist voll Dora, die sich ihrem Nachbarn zur Linken zuwendet, die Hände beginnen wieder zu zittern. Er sieht verlegen lächelnd im Kreise herum, wieweit es jemand bemerkt, die Hände. Vor ein paar Stunden hätte er Dora damit fassen sollen, vielleicht würgen, wenn es sein muß. — Eine heiße Welle, die hochflutet, läßt ihn geradezu wachsen und sich riesengroß über den Tisch erheben. Jetzt wäre die Gelegenheit, einfach die Frau zu sich rüberzuziehen — aber die Zapplige neben ihm, die ihn, schon ein wenig ängstlich, belauert, hat ihm ein Glas Sherry eingegossen; irgendwo hat sie den Sherry von der Vorspeise her noch aufgetrieben. Er lächelt ihr dankbar zu, während er es hinuntergießt. Er sieht aus wie ein Verführer, denkt die Frau, ob er wirklich so furchtbar ist — sonst so gut erzogen. „Aber das macht ja nichts —" schneidet sie seine gestammelte Entschuldigung ab. Dora liegt gegenüber wieder mehr im Nebel.

Die Gesellschaft hat jetzt den Fisch bereits hinter sich. Die Frau Direktor B., mit einer Vergangenheit aus der Olympia-Bar, hatte sich entschieden, ihren Chrysler-Wagen wieder zu verkaufen. Sie wird von dem Geld, das der kleine K., der harmlose Bengel eines reichen Vaters dafür ausgibt, einen Mercedes anzahlen. Und es erweist sich, daß Frau B. über die Vorzüge eines Mercedes ausreichend unterrichtet ist. Eine andere Dame, Schauspielerin und verheiratet mit einem Spritfabrikanten, interessiert sich für die Aktien einer Zellstoffabrik. Der Herr Gemahl hat ihr den Prospekt in die Hand gedrückt, und nach seinen Angaben hat sie die Chancen dieses außerordentlichen Unternehmens genügend memoriert. Ihr Nachbar wird einen Posten davon aus dem gerade freiwerdenden geschlossenen Besitz, den sie vermitteln kann, übernehmen. Die Provision fällt ihr als eine Art Nadelgeld zu. „Wir Frauen müssen jetzt das Geschäft in die Hand nehmen, nicht?" entschuldigt sie sich. Ein Wochenendhaus ist zu verkaufen, eine Spielkonzession, irgendwo an der See. In nächster Nachbarschaft des Gastgebers hat sich eine Gruppe zusammengefunden, die das interessante Problem einer Weltreise erörtert. Das Angebot liegt so, daß eine Dampfjacht eines depossedierten Fürsten gechartert wer-

den soll, die Zahl der Reisenden ist auf eine bestimmte Zahl begrenzt, die Jacht ist acht Monate unterwegs, der Reingewinn ist pro Reise an die 100 000 Mark. Anteile sind noch zu vergeben, es würde sich sogar verlohnen, die Jacht zu kaufen und darauf eine besondere Gesellschaft zu gründen. Einer der Gäste schlägt schon etwas eingeschüchtert vor, die Kosten auf eine Reihe von Reklamegesellschaften umzulegen, um das Risiko zu verringern. Die umsitzenden Damen haben nur ein mitleidiges Lächeln, soweit sie diese Art Vorverdienst bereits in der Tasche haben.

Aber die Unterhaltung ist angeregt und lebhaft. Gelegentlich bricht sich ein Strudel lauter Heiterkeit durch, ganz zwanglos. Und trotzdem hört ein jeder daraus etwas Verschiedenes. Der eine das durch nichts zu erschütternde Bestreben, ein Netz von Vorschlägen und Plänen zu spannen, aus dem man so gern entwischen möchte — der andere ein letztes und unwiderruflich letztes Angebot auf eine Ware, die, immer wieder abgelehnt, schließlich doch den Kommissionär wechseln wird.

Dabei war das Essen keineswegs schlecht. Carl Gustav war in die neue Vorstellung hineingerutscht, die ihn nicht mehr losließ: Warum vertragen sich die Hechte mit den Karpfen im Wasserbecken des Fischhändlers?

Die Firma Lorenz stand vor der Entscheidung, ihre Abnahmeverpflichtungen den Verlagsgesellschaften gegenüber neu zu ordnen. Einer der führenden Leipziger Konzerne, der gut ein Dutzend Zeitschriften auf den Markt warf, war in Zahlungsschwierigkeiten geraten. Lorenz hatte es übernommen, eine Verbindung mit einer Reihe von Firmen, die literarische Klassiker und populär-wissenschaftliche Sammelwerke durch Werbung von Haus zu Haus in Betrieb setzten, derart zustande zu bringen, daß wenigstens ein Teil dieser Zeitschriften dieser Art Werbung ausschließlich Vorspann leisten können. War so der Grundstock für den Etat geschaffen, so unterhielt man sich jetzt darüber, auch Stoffe und elektrische Apparate, ganze Wohnungseinrichtungen, Brautausstattungen, Uhren, Grammophone und überhaupt alle Waren wie etwa Fahrräder, für deren Vertrieb in der Versicherungspraxis bestimmte Erfahrungen gesammelt waren, in den Vertrieb und in die Propaganda durch die Zeitschriften mit hineinzunehmen. Das Gespräch über Tisch gewann an Lebhaftigkeit, und Frederik Jensen, am äußersten

Ende, setzte sich als Fachmann durch. Alle wurden sie sehr redselig und reich an Ideen. Denn einer mußte ja gefunden werden, und zwar der erste, der es übernahm, die Akzepte der neuzugründenden Lorenz Co. glatt unterzubringen. Die anderen liefen ja dann sowieso nur mit. Da war nicht nur zu verdienen an Papier und Druck, ganze Industriezweige von Massenartikeln konnten durch Absatzfinanzierung wieder flott gemacht werden. Es war neben den Provisionen die Gelegenheit geboten, in das direkte Geschäft zu kommen, in Dachgesellschaften, Vertriebsorganisationen, Kreditgenossenschaften. Ein phantastischer Saugapparat sollte in Tätigkeit gesetzt werden, in Riesenausmaßen eine Pumpe, die ein Feld von Millionen von Menschen vor sich hatte, aus denen sie automatisch und zugleich mühelos Kraft zog, Verdienst und Gewinn. Einmal eingekreist, war das Opfer auf den Grad seines Bedarfes und seiner Aufnahmefähigkeit ziemlich risikolos abzuschätzen, eine Frage zweckmäßiger Regulierung der verschiedenen Zahlungen, die je nach der Ware terminmäßig verschieden gelegt werden müssen. Der Bauer, dem man erst mal ein Klavier in die gute Stube gestellt hat, ist auch seinem Rheumatismus zuliebe Interessent für künstliche Höhensonne, während der Arbeiter wiederum mehr liest, ein Motorrad braucht — besonders auf dem Lande, um schneller an seine Arbeitsstelle zu kommen und leichter zu bewegen ist, sich Porzellan zu kaufen und für einen künftigen Hausbau sich einzutragen. Unter solchen Erwägungen war das Gemüse und der Gang mit Geflügel vorbeigegangen. Erfahrungsgemäß beruhigt sich dann das Gemüt, und die Sprache ist mehr zu Anekdoten aufgelegt.
Man erzählt sich, die Leute lachen; es wird sehr gemütlich. Jensen gab sein Mißgeschick mit den Diplomaten zum besten. Statt indessen in das Gebiet der hohen Politik abzuschwenken, wandte man sich dem Theater und Sport zu, den kleinen Pleiten und der totsicheren Aussicht, Freikarten zu bekommen. Eine Wolke von Heiterkeit, Ironie bis zum Lächerlichen, umgab die Erwähnung von Vertretern des Geistes, Romanschreiber, Theatermacher, Politiker, soweit sie in Stellung waren und Einfluß hatten und von solchen, die noch zu diesem Ziel auf dem Weg waren und sich anstrengen mußten. Der Mensch, der warm ist von gutem Essen, sieht in einem anderen, der vor Arbeit schwitzt, so eine Art Bruder, es lebt sich auf dieser Welt. —

Immerhin stiegen unserem Carl Gustav, der im schnellen Wechseln des Themas ziemlich ungewohnt war, kleine Blasen auf. Es konnte vorkommen, daß er für eine Zeitlang ganz abgehängt war. Mit einer stupiden Beharrlichkeit tauchte eine Erinnerung vor ihm auf. Der Hecht und die Karpfen, Barsche und Schleie, alle friedlich zusammen im Fischbassin — komisch. Sie steigen auf und schnappen nach Luft, die Karpfen reißen die Kiemen besonders weit auf, als wollten sie gähnen. Der Hecht steht nach oben und scheint ganz verdutzt. Am Boden drängen sich die anderen, stieren vor sich hin. Und warten. Leute stehen davor und studieren die Fische, sie steigen und fallen. Bis die Verkäuferin einen mit dem Netz herausholt. „Den da?" „Na, zeigen Sie erst mal." Das freundliche Mädchen hatte den Fisch fest in den Händen, schlug den Kopf ein wenig an die Kante des Ladentisches. Die Dame nahm das betäubte Tier in die Hand, drückte an den Seiten — wird sie viel Rogen wegwerfen müssen? — gab ihn kopfschüttelnd zurück. „Sie sollten den Fisch mit dem Hammer schlagen, Fräulein", tönte ein Herr im Hintergrunde. „Die Dame hat ja den Fisch noch nicht gekauft." „Das ist egal; das verlangt der Tierschutz!" „Sie sind ja gar nicht gefragt", wendet sich die nervös gewordene Dame an den Herrn, der sich hier einmischt. „Wir haben unsere Vorschriften", schneidet das Fräulein die Unterhaltung ab. Der Fisch beginnt zu zappeln, um sich zu schlagen — sie wirft ihn im Bogen wieder in das Bassin. Man sagt, daß die Fische stumm sind, sie können nicht sprechen. „Geben Sie mir den Eineinhalb-Pfünder da, den Hecht", sucht der Herr einzulenken; „aber schlagen Sie ihn mit dem Hammer." „Gewiß", sagt das Fräulein, holt den Hecht und schlägt ihn mit dem Hammer, zweimal — dreimal. „So — zwei Mark zehn." „Wieso — da steht doch 1,80?" „Es ist Übergewicht." Das kleine Mädchen draußen vorm Laden hat die Schläge mit dem Holzhammer gehört. „Wie lange bleiben die Fische in dem Kasten, Mama?" „Bis sie verkauft sind", sagt die Mama, die heute Reis kochen wird oder vielleicht Eierkuchen.
So fand Carl Gustav wieder seinen Anschluß. Ganz befreit und glücklich prostete er seiner Nachbarin zu.

Schlechte Geschäfte

Nacht. Im Herbst zieht manchmal der Abend die Wolken zu immer dickeren Knoten zusammen, die dann die Nacht überdunkelt. Trotzdem bleibt es ein wenig hell, und der Wind geht schwer, so dumpf und in Stößen. An den Bäumen, entlang der endlosen Chaussee, fällt das Laub, als wollte es sich erst noch besinnen. Dann faßt die Blätter wieder ein Windstoß, raschelt sie zusammen und stiebt sie vorwärts, bis in den Graben. Und draußen geht man wie in Fächern. Wo vorher noch der weite Raum war, da sind nichts als Schächte, Türen und Luftmauern, die sich entgegenstemmen; ein einziges weiches Hindernis, das sich dehnt und zusammenzieht und das den Weg des Dahinschreitenden so schwer macht. Der Tag ist vorbei, ein Tag voller Sorgen, der unfreundliche, mühebeladene, kalte und graue Tag. Das sind die Sorgen, die mit hinein in die Nacht gehen, zu dunklen und schwarzen Knoten geballt. Sie drücken den Atem nieder, der stockend geht, rasselnd in der tiefen Müdigkeit — und diese Stöße nehmen alle Hoffnung, noch einmal das weite freie Leben zu zwingen, so eingeschachtelt und verstrickt. Nacht.

Der Stefan Artelt geht aus der Werkstätte seinen Weg nach Hause. Lokomotivführer ist er an der Grubenbahn, die auf ihrer eigenen Strecke ringsum die Dörfer befährt und die Leute zu bestimmten Zeiten zu den Gruben hin- und zurückschafft. Abends hat er noch eine gute Stunde im Schuppen zu tun, manchmal zwei. Dann geht er aber über die Gleise der Staatsbahn, die ihm den Weg um die Hälfte kürzen. Das hat ihm auch bisher noch keiner verwehrt, obwohl er ja bloß im Dienste einer Privatbahn steht, und eigentlich derartige Vorrechte nicht zu beanspruchen hat. Längs der Bahn läuft ein breiter Feldweg, von Obstbäumen umsäumt, der aber auch nicht begangen und befahren werden darf. Er führt in die Meierei, die zu dem Rittergut gehört, das hier in dieser Gegend die kleinen Stellenbesitzer aussaugt. Landwirtschaft, das ist längst ein totes Wort geworden hierzulande, seit die Sommerarbeiter mit Frauen und Kindern fürs Essen angeworben werden, von drüben über der Grenze. Darüber denkt der Stefan gerade nach. Der Vater hatte noch ein

paar Morgen und ein Stück Wiese, gerade für die Kuh, und da gabs noch viele solche. Heute ist das aber nicht mehr.
Wie der Mensch so in seiner Welt, die ihn drückt, das denkt, da wird ihm das Herz schwer. Die vielen Leute, die über alles mögliche dann reden und schreiben, die habens leichter. Es hört sich ja sehr schön an, wenn einer mal so richtig loslegt, daß der ganze Kram in dieser Welt ganz anders angefaßt werden müßte — damit mal endlich bessere Zeiten kommen für die Arbeitsleute in Stadt und Land. Aber das geht immer gerade auch nur so eine gewisse Zeit, dann glaubt man nicht mehr daran, denkt der Artelt. Dann kann man nicht mehr glauben. Es ändert sich ja nichts. Geschweige denn, daß diejenigen, die so etwas durchsetzen wollen, doch nicht alleine auf der Welt sind. Die andern, von denen man das abzwingen will, sind doch auch noch da, und obendrein sind sie stärker. Das hat der Stefan oft genug erfahren müssen. Verdammtes Leben.
Da reden immer diese Leute von Zusammenhalten, wo doch einer des anderen schlimmster Feind ist. Wenn er heute aus seiner Arbeit, von der er auch gerade leben und sterben kann, rausfliegt, dann rutscht eben sogleich ein anderer dafür ein, und vielleicht gerade derjenige, der vorher am meisten das Maul aufgerissen hat, daß jeder mit Gewalt von den Oberen sich das holen muß, was er braucht. Das soll tausendmal richtig sein, aber gerade das einemal, wo er daraufhin aufgetrumpft hat, liegt er draußen, und zwar er für sich ganz allein, die andern zucken verlegen die Achseln; so gehts. In den früheren Jahren hat sich der Stefan manchmal vorgestellt, wie großartig das eigentlich sein muß, so in der Gegend herumzureisen als Redner und die Leute aufzuklären und gelegentlich auch mit einem Donnerwetter reinzufahren, wenn alles wieder eingeschlafen ist. Wenn dann die Polizei hinterher ist, und es wird auch einer mal eingesperrt, das schadet ja nichts, es geht trotzdem wieder weiter. So ein Mann kam ihm dann selber immer ganz groß vor, und es war irgendwie ein anderes Leben, da wußte man doch wenigstens, wofür. Aber so, ständig in Angst, auf die Straße geworfen zu werden und mit der Familie dann dazusitzen, — im besten Falle fängt die ganze Sache wieder von vorne an. Und wie von einem Windstoß hochgehoben, verwandelt sich die Bitterkeit in Wut. Er ist eingespannt und zugedichtet, er kann nicht mehr heraus. Er erinnert sich kaum noch,

wie das alles ihm zugewachsen ist, die Frau und die Kinder und das ganze jämmerliche Anwesen, alles hält ihn fest, drückt ihn nieder. Und — denkt er wieder, der Sturm geht vorüber — die Frau ist ja nicht schuld. Sie quält sich und kann nicht mehr raus, genau so wie er selbst. Soll er vielleicht auf die Kinder einschlagen, die den Lohn wegfressen? Es ist schon so alles schwer genug. Aber solche Gedanken sind nicht dazu angetan, den Gang nach Hause zu beschleunigen. Aber auch das vergeht und schließlich bleibt in jeder Sache, mag sie aussehen wie sie will, immer noch irgendwo ein Funken, der ein wenig wärmt. Zu etwas wirds schon gut sein — so kreisen seine Gedanken, gleichmäßig und von früh bis abends. Die Seinen werden schon warten, er hat sich ein wenig versäumt. Er gewinnt wieder mehr Boden. Er muß sogar flüchtig lächeln, wenn er jetzt daran denkt: Angst brauchen sie wenigstens nicht zu haben, daß er besoffen kommt. Das war einmal. Das war gleich zu Anfang, als er noch Spaß daran finden konnte, in Gesellschaft zu sein. Da konnte er auch hitzig werden und da gab es Zeiten, wo er sich mit der Frau ganz und gar nicht verstand. Es tat ihm ordentlich wohl, auch ein wenig jetzt daran zu denken. Wies halt so kommt. Er muß schärfer aufpassen, die Schwellen liegen so rum, eben ist er gestolpert. Vor ihm ist die Weiche, nicht mehr allzuweit. Er sieht schon den Mann mit den beiden Laternen. Sie werden jetzt wohl den Güterzug reinlassen. Diesmal macht der Fritz ziemlich lange, der Fritz ist so ein Stück Freund, wenn sich die Frauen nur besser vertragen würden. Immer haben sie was gegenseitig, und schon die Kinder verprügeln sich miteinander mehr, als es gerade notwendig ist, so daß die Väter selbst öfter haben eingreifen müssen. Dabei lebt der Fritz aufs Haar genau so wie er selbst, der Stefan, dieselben beengten Verhältnisse; und sie haben sich wirklich einander nichts zu beneiden und nichts vorzuwerfen. Jetzt hätte der Stefan geradezu Lust, dem Fritz noch einen guten Abend zu sagen und auch ein paar Worte auch sonst noch zu sagen, gerade — — er beginnt sich ordentlich besser zu fühlen, daß er etwas tun kann, für sich allein, von dem die andern ihn abgehalten hätten. Gerade, denkt er, und weicht von dem Schienenweg ab und geht über das Verbindungsgleis direkt auf die Weiche zu. Aber der Fritz scheint ihn gar nicht zu erkennen, winkt, als wenn er doppelt dafür bezahlt würde und gebärdet

sich wie ein Toller, so sind die Menschen, niemals hat einer den Instinkt dafür, besonders entgegenkommend und freundlich zu sein, wenn der andere sowieso schon kommt, ihm ein paar gute Worte zu sagen; alles will immer erst erzwungen und gebeten sein, ob er dann nicht lieber doch den Kerl sich selbst überläßt, hat er schließlich gar nicht nötig, denkt Stefan Artelt, und zögert, bleibt schließlich ganz stehen — ein fürchterliches Pfeifen — eine schneidende Qual, daß er sich aufbäumen möchte — eine unterdrückte Wut, die sich herausschreit — entsetzliches grelles Licht, das an ihm reißt — er wirft sich herum und springt. Ein wenig befreit von all dem Druck. Dann streift ihn gerade noch eine scharfe Kante und wirft ihn zu Boden. Etwas schlägt ihn noch einmal nieder, als müßte auch der letzte Gedanke in den Boden gestampft werden.

So war das damals, als Stefan Artelt vom Rangierzug erfaßt und zum Krüppel gequetscht wurde.

Seither war das Leben nicht gerade leichter geworden.

Die ersten Monate war es noch wild hin- und hergegangen, und oft genug hatte es geschienen, als müßte das bescheidene Familienwesen, dem der Stefan nun einmal vorstand, zusammenbrechen, auseinanderfallen und in alle Winde zerstreut werden. Aber das Unglück der Armen ist ein guter Kitt. Als schließlich die Hoffnung aufgegeben werden mußte, durch irgendwelches weiteres Prozessieren eine Abfindung oder eine Rente rauszuholen, war die Familie auch bereits in die neue Lebenslage eingeordnet. Es war verzweifelt, es ging schlecht, aber es ging. Es gab Sammlungen der Kollegen, Hilfsgelder der Kasse und eine Zeitlang auch die Aussicht, im Gemeindedienst ein wenig beschäftigt zu werden. Das war zu der Zeit, als die Schöffen sich mit der Notwendigkeit vertraut zu machen hatten, über die Kosten der Armenunterstützung der Familie, soweit sie auf die Gemeinde fallen, Klarheit zu gewinnen. Diese Notwendigkeit trat aber wieder etwas zurück, als die Kinder anfingen, in der Aushilfe schon etwas zu verdienen und auch die Mutter ganz anstellig war, alle möglichen Arbeiten zu verrichten. Selbst der Stefan raffte sich wieder ein wenig hoch und bastelte herum, ein gelernter Schlosser bringt es nicht über sich, richtig still zu sitzen und nichts zu tun. Immerhin sind solche Zeiten, daß ein richtiges Leben sozusagen wieder aufflackert, nur vorübergehend! Es gleicht einer Art Saisonarbeit, auf die man warten

muß, um sie auszunützen, und die manchmal peinliche Zwischenräume von Geschäftsstille erzeugt. So rutschte auch der Artelt schließlich in einen neuen Erwerbszweig hinein. Er begann zu handeln. Und zwar hatte er es schon mit verschiedenen Waren versucht und auch nicht gerade Erfolge erzielt, denn die kommen nur mit einer langen Erfahrung, beweglich muß man sein und Kaufmann dazu und auch das will gelernt sein — ja, bis er dazu gekommen war, mit allem möglichen zu handeln und gewissermaßen überhaupt nicht mehr nach der Ware zu fragen. Alle Wochen ging er zu seinem Kommissionsmann in der Stadt, bei dem er die Kaution stehen hatte, und ließ sich bis zur vollen Höhe der wieder aufgefüllten Summe seinen Kasten auffüllen, und zwar wie sie gerade kam und was der andere bei der Hand hatte. Bedarf und Nachfrage machten ihm weniger Kopfzerbrechen. Dafür steckte er einen langen Zettel ein, aus dem er sich den ihm verbleibenden Überschuß selbst errechnen konnte, wenn alles verkauft war. Und das ging so an. Aber es wurde eben nicht alles verkauft. Denn wenn er mit Handspiegeln und Kämmen sitzengeblieben war, so konnte er keine Knöpfe oder Nähnadeln mehr verkaufen, und bis zur nächsten Woche warteten seine Kunden nicht. Im allgemeinen blieb der Umkreis seines Geschäftes auf das Wirtshaus beschränkt. Dort saßen vielleicht noch die Leute, die ihn besser gekannt hatten und die ihm die paar Pfennige Handgeld gaben, sich seinen Schnaps aus eigener Tasche und selbst zu kaufen. Viel gehört ja nicht dazu, um bei einem Menschen den Eindruck zu erwecken, er könne mit seinem Geschäft zufrieden sein. Umso mehr, wenn durch Schnaps und gute Worte diesen Gedanken ein wenig nachgeholfen werden kann. Das also war der Hausierer Stefan Artelt, so an die fünfzig Jahre alt, der Mann, der bei dem Kaufmann Simon in der Stadt den Kasten Nr. 9 abzurechnen hatte und unter dieser Nummer auch in den Büchern aufgeführt ist. Durch die steif gebliebene Hüfte war der Gang schleppend geworden; er lahmte sogar zeitweilig so stark, daß er sich führen ließ. Er ging vornübergeneigt, das Gesicht ziemlich aufgedunsen, ungepflegter herabhängender Schnurrbart, die Augen glasig und stechend, einem fremden Beobachter mußte es vom ersten Blick an klar sein, dieser Mann ist mal mitten aus seiner Arbeit herausgenommen worden. Vielleicht, daß man ihn eingesperrt hat — keineswegs war er mehr für

den beliebigen Fremden sehr vertrauenswürdig, keineswegs geduckt und wehleidig, es gibt so eine Stimmung um einen Menschen herum, wobei es ordentlich peinlich ist, sich vorzustellen, daß es andere Menschen gibt, die diesem irgendwie verbunden sind, ihm nahestehen, lieben — dies sich vorzustellen, nur daran zu denken ist nicht nur peinlich, es tut weh, es ruft eine Verantwortung auf, ein Urteil, und man fühlt sich wie schuldbewußt — so sah Artelt aus.

In der Wirtschaft war überhaupt kein Geschäft. Ein Gast war noch da und der war ziemlich betrunken, und das war der vorerwähnte Fremde, der sogleich den Eindruck hatte, es mit einem völlig heruntergekommenen Menschen, vielleicht mit einem Zuchthäusler zu tun zu haben. Das war der Mann, der nach diesem Nest gekommen war, um mit seiner Kolonne abzurechnen, der Oberreisende. Zuerst war er ein paar Stunden zu spät gekommen. Dann waren seine Leute inzwischen weggegangen, aber der Oberreisende hatte die Gewißheit für sich, daß sie an den Ort, wohin er sie einmal bestellt hatte, immer wieder zurückkehren würden. Denn schließlich er, der Oberreisende, hatte das Geld bei sich, um den notwendigen Vorschuß zu zahlen und die getätigten Scheine in Empfang zu nehmen. Da er sowieso am nächsten Tage einige Revisionsbesuche machen mußte, um sich nach Stichproben zu erkundigen, daß die Unterschriften auch auf den Scheinen stimmten, so war er selbst schon durch ein paar Wirtschaften nach seinen Leuten unterwegs. Aber bisher vergeblich. Die Kolonne arbeitete zwar in der Stadt und einer davon die Strecke über dieses Dorf; es wird aber so gehandhabt, daß man sich ein wenig außerhalb trifft. Dem Oberreisenden war gar nicht danach, mit dem scheints so versoffenen Hausierer ein Gespräch anzufangen. Von dem Wesen, der Meinung und dem Kaufrecht der Leute hier in dieser Gegend hat der Mann ja doch keine Ahnung, und was so besonders die Frauen hier für Ansichten haben und gern lesen wollen und wie man ihnen dann zum Munde reden muß. Außerdem war der Reisende auch schon reichlich müde. Der Wirt ließ ihn im Stich, und er saß schon die längste Zeit ganz mutterseelenallein. Ein ekelhaftes Geschäft, dachte der Mann, den Beruf hänge ich an den Nagel. Darauf fing er mit dem Artelt ein Gespräch an — nachdem er Bier und Schnaps bestellt hatte.

Der Artelt war der Ansicht, daß die Leute gar nicht so schlecht verdienen, bloß haben sie kein Interesse, er würde mit solchen Blättern handeln. Das Wichtigste ist ja die Versicherung, antwortete der andere darauf, aber das verlohnt sich ja nicht auseinanderzusetzen. Wieso, das verlohnt sich schon, er habe damals keinen Pfennig ausgezahlt bekommen und war auch versichert. Darauf läßt sich der Versicherungsmann herab und fragt, bei welcher Gelegenheit so etwas denn gewesen sei, und lächelt dann, das könne bei ihm natürlich nicht vorkommen. Worauf der Stefan die ganze Vorgeschichte erzählt. Auch der Herr hält mit seiner Ansicht nicht zurück. Der Wirt bringt eine neue Lage und ist durchaus nicht so zuvorkommend, wie der Gast aus der Großstadt eigentlich erwarten muß. Mit einem leicht verärgerten Tonfall bringt er das Gespräch auf Berlin. Inzwischen ist der eine Reisende, der aus Reinickendorf mit der vorlauten Schnauze, erschienen. Während der gleich über seine geschäftlichen Wege zu schwadronieren beginnt, wird der Oberreisende wieder nüchtern. Er hat schon gewisse Erfahrungen mit seinen Leuten, und da heißt es auf der Hut sein. Er sieht jetzt den Hausierer mit anderen Augen, eigentlich ein ruhiger, sympathischer Mensch, nicht sehr geweckt; und er nimmt sich vor, später nochmals das Wort an ihn zu richten. Er bittet ihn zu bleiben. Der Wirt muß noch zu trinken bringen. Der Wirt findet, er kann auch was gebrauchen, und kauft dem Stefan ein paar Knöpfe ab, wie rein um den Reisenden zu ärgern. Die anderen beginnen sich jetzt mit der Abrechnung schon zu streiten. Der Lange und der Mann, der wie ein Landwirt aussieht, sind auch noch gekommen. Die Bayerin treffen sie, hat sie bestellen lassen, später noch in der Stadt. Aber sonst kann ihr der Oskar, das ist der Thüringer, der wie ein Landwirt aussieht, das Geld mitbringen, er hat die Rechnung bei sich. Viel stürmt auf den Oberreisenden ein. Es ist viel Sprung von der Konkurrenz, außerdem sind ganz falsche Ansichten im Umlauf, und die Leute haben, um sich überhaupt zunächst erst durchzusetzen, viel versprochen, was sie gar nicht halten können — weil es gar nicht im Prospekt steht, weil manches davon grundsätzlich die Gesellschaft ablehnt, weil es nicht handelsüblich ist, weil manches die Gesellschaft gar nicht machen kann und darf und so weiter — das alles muß er seinen Leuten erklären, und zwar mit einer eisernen Geduld. Dabei

verlangen sie Vorschüsse, die in gar keinem Verhältnis zu den Leistungen stehen. Und machen freche und anzügliche Bemerkungen. Die Luft wird heiß. Außerdem haben sie sich untereinander veruneinigt. Die Jüdin arbeitet mit dem Vierten zusammen und ganz auf eigene Faust, so daß beide für die Zusammenkunft gar nicht benachrichtigt worden sind. Und dann spinnen sich auch schon wieder solche Liebeleien an wie mit der Bayerin. Der Oberreisende, der zugleich nach drei Seiten hört, ist überzeugt, daß nur ein Viertel von allem wahr ist. Er spielt einen Trumpf aus, als er dem Reinickendorfer von einer Strafanzeige erzählt, die gegen diesen bei der Firma erstattet und an die Polizei bereits weitergegeben worden ist. Somit ist einer für eine Zeitlang zum Schweigen gebracht. Aber einmal muß das Geld ja doch bezahlt werden, er sieht sich wie Hilfe suchend um und fühlt dabei, er wird sich ja doch wieder betrinken. Die Frau zu Hause hat ihm erst vorgejammert, daß er nicht genug Geld bringt. Obendrein hat der Arzt, mit dem er selbst erst unlängst gesoffen hat, gesagt, daß er etwas tun muß, um den Zuckerprozentsatz herunterzusetzen. Mit Zucker und in diesen Jahren schon, ist nicht zu spaßen — ekelhaftes Leben. Das Bier schmeckt schal. Er läßt sich zu einer Lage Korn nötigen, daß er endlich wieder etwas Oberwasser bekommt.

Die Gesellschaft hat wieder zu streiten angefangen. Der Oberreisende war so sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, daß er gar nicht richtig hingehört hat. Er sieht nur, wie der lahme Hausierer vor sich hinlächelt, schon die ganze Zeit — vielleicht haben seine Leute ihn zum Besten. Dann ist da der Wirt, der breitbeinig und aufdringlich mit dem Rücken an den Schanktisch gelehnt, ihn beobachtet. So etwas hat er, der Oberreisende, wirklich nicht nötig, sich lange anzusehen. Und er will gehen, raus hier aus dieser stinkigen Bude.

„Sagen Sie mal", witzelt er den Artelt an, „was so draußen in der Welt eigentlich vorgeht, davon habt Ihr hier eigentlich so keine Ahnung, was?"

„Wie mans nimmt." Aber der Kerl grinst unentwegt, denkt der Oberreisende, und er geht schärfer ran.

„Nein, ich meine, lest Ihr denn überhaupt hier Zeitungen?"

„Wozu? —"

„Na — wenn mal ein vernünftiger Mensch hierher kommt, der kann sich doch überhaupt nicht verständigen. Dem kann doch

keiner Bescheid geben. Der ist doch verloren, das ist doch trostlos, das ist doch völliger Quatsch, sich mit diesem Volk einzulassen." —
„Sie aber nicht, Herr." War das eine Drohung?
„Erlauben Sie mal, wenn Sie damit sagen wollen — was heißt das —", jetzt hat er endlich Boden gefunden, die Wut rundet sich, jetzt ist der Anschluß da — „werden Sie bloß nicht frech, Sie ... das sage ich Ihnen!" Er fühlt sich, als ob er im Augenblick mit der Faust auf den Tisch schlagen wird. Auch die anderen sind aufmerksam geworden und sehen erwartungsvoll drein.
Artelt sieht mit einem langen Blick über den Tisch, räuspert sich: „Sone Leute wie Sie, die haben uns noch gefehlt." (Immer noch ein wenig verbindlich.)
„Idiot."
„Wenns darauf ankommt" — er lacht dem andern ins Gesicht, lockt ihn weiter heraus, hämisch — „Idioten gibts genug, und besonders solche, die sich eure Hefe anschmieren lassen."
Die anderen fahren jetzt lärmend dazwischen, der Knecht lacht laut heraus.
„Quatsch", ruft Siegert in den aufsteigenden Lärm, die Augen, die schon ein wenig glasig sind, mit einem krampfartigen Ruck zusammenkneifend, der Lärm ebbt schnell ab. —
Der Wirt ist an den Tisch getreten. „Artelt", stößt er den Lahmen an, „trinkst noch einen?" Nickt und zwinkert ihm zu, todernst. Der Wirt hat ein offenes und schweres Gesicht; er wirkt fremd in seiner Kneipe, wie zufällig hineingekommen und mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Mit so einem können die Leute aus der Kolonne nichts anfangen; es wird ungemütlich.
Ein paar leise Worte wechseln am Tisch hin und her; ob es sich hier überhaupt verlohnt, Krach anzufangen; sie müssen noch weiter, das beste ist, das Lokal zu wechseln. Nur der Oberreisende fühlt, er muß jetzt etwas zeigen, schon damit die anderen Respekt bekommen.
„Sagen Sie mal, was denken Sie sich eigentlich?" Er hat sich hoch gesetzt, den Bauch eingezogen und schaut den Artelt durchdringend an. Aber der Artelt denkt sich gar nichts. Er hat sein neues Glas Bier vor sich stehen und einen neuen Korn, und es fehlt nur noch die Zigarre, dann wäre er ganz zufrieden.

Daß diese Leute da am Tisch ihm etwas abkaufen werden, das hat er längst aufgegeben. Winkt nur mit der Hand ab.
„Darüber, wissen Sie", tönt der Ober weiter, „kann ich mich mit Ihnen nicht weiter einlassen." Und wie er so redet, bekommt er Farbe, er steigert sich hinein in die Wut, alle Grenzen verschwimmen — „ein aufgeblasenes Gesindel hier, dumm und faul, bildet sich was besseres ein (er lacht polternd und ärgerlich), Glasbläser — zu was anderem haben sie es nicht gebracht, Hungerleider, vermehren sich wie die Karnickel, aber weiter auch nichts, das können se — und so ein hergelaufener Strolch will mir was sagen — lächerlich!"
Der Wirt legt ihm die Hand auf die Schulter. „Jetzt ist es genug."
Der Kleine will aufbegehren, sie rücken alle plötzlich enger zusammen, um den Siegert zu decken. Aber der Wirt war so ruhig im Ton, beinahe müde und ganz uninteressiert, daß sich diese lastende Stimmung, die sich daraus verbreitet, nicht mehr durchbrechen läßt.
Inzwischen ist der Siegert aufgestanden. Derart geladen voll streitbaren Eifers, daß er stehen muß, wenn er dem Wirt etwas erklären will. Aber der Blick fängt nicht, gleitet ab. Er ist auf einmal auch gar nicht mehr erregt. Es ist ihm sogar alles gleichgültig. Das fühlt er plötzlich so stark, daß er es vor sich hinmurmeln muß. Und besonders seine Leute sind ihm zuwider. „Los!" schreit er sie an, „wir gehen. Zahlen!"
„Wegen mir —?" sagt der Artelt, und will aufstehen. „Das war ja nicht so gemeint, mein Gott ja, und ich gehe ja auch, so wieso —"
„Setz dich nieder", herrscht ihn der Wirt an.
Die anderen gingen hinaus. Das heißt, sie standen um den Tisch noch eine Weile herum und rechneten zusammen, und warteten, daß der Oberreisende alles zahlen soll. Aber dieser hatte inzwischen auch noch schnell eine Überlegung durchmachen müssen, ob er denn wirklich alles auf seine Rechnung nehmen solle, und welchen Teil. Das Denken in solchem Falle ist schwer; man fühlt sich fremd geworden, überflüssig. Gewiß, sie standen noch im Raume, aber sie waren auch wiederum wie nicht mehr da, und das Stehen und Überlegen hat ja keinen Zweck mehr. Darum zahlte der Siegert alles, und dann gingen sie.

„Also Stefan, das ist eine verflucht schlechte Zeit jetzt." Der Wirt hatte sich an den Tisch gesetzt und starrte dem Artelt ins Gesicht, als müßte er dessen geheimste Gedanken durchforschen. „Alle kommen se, jeden Tag kommen welche und wollen was verkaufen. Wie das mal enden soll."
„Und das hilft ihnen alles nichts", antwortete Artelt darauf, der wieder ganz lebendig geworden ist und sich aufgerichtet hat, eine längere Unterhaltung zu führen.
Der Wirt knurrt zurück: „Wie mans so nimmt. Auf einem muß es ja schließlich hängen bleiben. Wie sollen sich denn die Leute der Sachen erwehren."
„Und ich sage dir, die richten nichts aus. Ich könnte mich selber über das Zeug hermachen und lesen, aber das geht vorüber. Es führt zu nichts. Das ist so, als wenn man ein Stück Zucker auf die Zunge bekommt. Das ist nicht mehr für unsereinen, das war einmal."
„Also, wollen wir schlafen gehen." Der Wirt steht auf.
„Gib noch einen, hörst du?" — und als der andere zögert, wird der Artelt kühner, „nu, was denn?! Ich bezahls natürlich. Das ist doch mein gutes Recht. Ich kann doch trinken, was ich will und bezahlen auch, wie jeder andere."
„Schon gut", brummt der Wirt vom Büffet her.
„Nein, das ist wahr", ereifert sich der Lahme immer mehr, „wenn ich auch den ganzen Tag auf den Beinen bin, aber das trägts, das kann ich tragen, wär ja noch schöner — nach einer kleinen Pause — bring dir eines mit, Josef, sag ich dir, auch das hälts noch, und einen Korn dazu, jawohl."
Der Wirt, schon wieder am Tisch, stiert eine Zeitlang vor sich hin. „Hols der Teufel", stößt er dann hervor und trinkt, „das schnürt einem alles die Kehle zu. Wenn du so kommst, weißt du, ich weiß ja auch, wie es ist, da muß ja auch noch was bleiben (der andere wehrt ab), nu laß mal, das versteht sich schon. Das ist eben doch ein ganz verfluchtes Leben. Manchmal habe ich schon gedacht, ein Strick und so, und aus. Die Kinder —" und plötzlich beginnt er loszupoltern, beinahe zu schreien — „sollen sie doch sehen, soll doch jeder sehen, wie er weiter kommt, was?! Ich sitze hier und saufe, von früh bis in die Nacht, wofür denn, was?! Ich seh es doch mit eigenen Augen — weißt du was? (die Stimme wieder leise, ganz vertraulich) morgen schon, vielleicht schon morgen kommen se und pfän-

den, ja, was ist da zu machen, da ist nichts zu machen, nichts mehr."
Der Artelt nickt.
„Aber laß sie nur kommen", der Wirt ist auf einmal in Zug gekommen, „ich werde ihnen schon was erzählen. Erst schwatzen sies einem auf, alles solche Hungerleider, da können sie jammern und betteln, daß man das Zeug hierbehält. Wenn das dämliche Weib nicht gewesen wär, ich hätte ja die Wirtschaft nie verkauft, ich nicht. Ich hatte doch ein paar Stück Vieh im Stall, schönes Stück Vieh, und die Pacht war, wenn ich mir das heute überlege, gar nicht so schlimm, plagen muß man sich überall; aber sag doch mal selbst, mußte das sein? Das Weib wollte durchaus Geschäfte machen, irgendwer hat ihr da was ins Ohr gesetzt, und für das schöne Geld setzten wir uns hier herein, und immerzu liegt einem die Frau in die Ohren, was ist denn jetzt, was? Sie kann ja auch nicht mit dem Kopf durch die Wand. Wir haben nicht viel, was zu verkaufen, das lohnt sich ja gar nicht, und wir sind nur dazu da, immer zu kaufen, vom Teufel und der Welt bloß immer zu kaufen, stimmts nicht? — Und die schöne Wirtschaft — das bringt einen direkt um."
„Laß mal, das wird alles noch mal anders werden", antwortet der Artelt in sich gekehrt.
Der andere schüttelt nur den Kopf.
Dann reden sie nach einer längeren Pause wieder ein paar Worte, trinken auch noch eins, und der Artelt fühlt, daß er jetzt gehen muß, denn der andere will mit seinen Gedanken allein sein. Es sind eben doch ein paar Jahre her und andere Zeiten, daß er mit allem Zureden nicht viel helfen kann. Es geht eben jedem so.
Draußen lastet schon wieder die Dunkelheit, und er hat noch ein gutes Stück Weg vor sich.

Zu Hause beim Glasmacher Nitsche

Friedrich, der älteste Sohn vom Glasmacher Nitsche in Muskau, ist von Breslau einen Tag zur Mutter auf Besuch gekommen. Er hat in Muskau Schlosser gelernt und ist dann nach Görlitz und Breslau gegangen, aber in den großen Fabriken, wo heute die Leute seines Berufes Unterschlupf finden, hat es

ihm nicht gefallen. Von Natur aus ist er so eine Art Bastler, und wenn der Krieg nicht gekommen wäre und der Meister nicht plötzlich angefangen hätte, das bisher gut gehende Reparaturgeschäft aufzugeben und für die Görlitzer Intendantur zu arbeiten, wer weiß, ob der Friedrich sich nicht eines Tages Geld gespart und vielleicht noch einen gefunden hätte, der ihn auf ein Technikum zur weiteren Ausbildung gebracht hätte, denn das war sein Traum, und auf seine Sache verstand er sich. Aber den ganzen Tag über an der Drehbank zu stehen, das hat ihm nicht gepaßt. Und bisher hat er es auch noch nicht zu beklagen. Zeitweilig ist es ein wenig drunter und drüber gegangen, aber jetzt hat er in Breslau guten Verdienst. Er arbeitet auf eine Spezialität in Reparaturen bei einem großen Versandgeschäft, das alle möglichen Apparate und Instrumente durch Reisende im Lande draußen vertreibt. Und der Fritz, dem die Mutter einen großen Topf Kaffee hingestellt hat, ist im Erzählen. Die Grammophone, sagt er, die euch hier auf Abzahlung verkauft werden, das ist alles alte Ware. Wir kaufen die Dinger im Ramsch. Das Uhrwerk ist Bruch. Da gibts kein einziges mit einer richtigen Feder. Die Feder flicken wir aus alten irgend noch zusammen, soweit hält sie ja etwas. Unser Alter versteht sich darauf, das ganze Bruchzeug gleich im großen ranzuschaffen. Eigentlich ist es ja auch bloß der Kasten, und der wird fein aufpoliert. Das Ganze kostet überhaupt nichts, nicht der Rede wert. Der Fritz ist stolz darauf, wie er sich in das Geschäft eingearbeitet hat, er ist geradezu dort unentbehrlich. Deshalb haben sie auch Vertrauen zu ihm. Er bekommt so manches zu erfahren, und er hat ja auch schon der Firma viel geholfen. Mit den Fahrrädern ist es eine Zeitlang schlecht gegangen, bis er erst den Dreh rausgefunden hat; da muß man mit den Ersatzteilen vorsichtig sein, denn wenn man sich die einzeln erst neu beschaffen muß, bleibt nicht viel am Geschäft. Und Fritz erzählt der Mutter, daß der eigentliche Chef der Firma eine Frau ist, die Frau eines Hauptmanns, der im Kriege verschollen ist, eine Frau wie ein Mann; sie hats in sich, sagt er. Und mit dem Kompagnon, der anscheinend Geld hineingegeben hat, zankt sie sich ständig. Der war erst Buchhändler von Beruf, und er betreibt mehr das Versandgeschäft mit Zeitschriften, aber heute ist ihm die Frau auch darin schon über. Sie führt alle geschäftlichen Verhandlungen allein, und sie hat oft mit großen Leuten

zu tun, mit Druckern und mit Banken, Papierlieferanten, Rechtsanwälten und was alles noch. Ihm, dem Fritz, ist beinahe die Werkstatt allein unterstellt, er ist jetzt Monteur. Wenn er will, kann er auf Prozente arbeiten, das hat ihm die Frau schon mehrmals gesagt. Er schafft auch ein ordentliches Stück Arbeit raus — die Mutter nickt ihm bewundernd zu. Er weiß gar nicht, wieviel Reisende die Firma hat, ein Dutzend mindestens. Er haut gut hundert Apparate den Tag zusammen. Er fühlt, daß er übertreibt, will sich berichtigen und stockt. Die Mutter lächelt.

Die jüngeren Geschwister sind auf Aushilfe zu Erntearbeiten. Als der Vater, der Sonntags vormittag ins Gasthaus geht, zum Essen nach Hause kommt, hat der Fritz schon sein Pulver verschossen, er ist ein wenig fremd geworden. Der Vater Nitsche ist lang und hager und trägt sich sehr straff, so daß er mit dem scharfen Zug im Gesicht für sein Alter jugendlicher aussieht, als man bei seiner Arbeit erwarten dürfte. Er sieht aus wie der ältere Bruder. Der Alte weiß was zu erzählen, daß in den nächsten Wochen in Muskau noch ein paar weitere Öfen stillgelegt werden sollen. Das Glas wird jetzt gegossen wie das Eisen beim Maschinenguß; das ist eine Maschine, die von zwei Mann bedient werden kann, und er verbreitet sich dabei des längeren über sein Steckenpferd, daß es doch möglich sein müßte, die gute alte Ware weiter zu fabrizieren und sie mit gutem Gewinn unter die Leute zu bringen; denn, das war sein ständiger Ausdruck, die Leute sind an die besondere Art von Glassachen gewöhnt, und das kann ihnen keine Maschine liefern. Der Fritz kann sich für diesen Gedanken wenig begeistern. Das ist eine Sache, die sich der Vater eben in den Kopf gesetzt hat und nicht mehr ausreden läßt. Da gab es noch mehr solcher Glasmacher in Muskau, und einmal hätte die Sache beinahe eine ernste Wendung genommen. Als die Inflation auf dem Höhepunkt war und die Bauern schon anfingen, das städtische Notgeld zurückzuweisen, waren die Gesellschaften auch gezwungen gewesen, einzelne Werkstätten und Öfen stillzulegen, und zwar nicht etwa, weil nicht genug Aufträge hereingekommen wären, sondern weil es die Gesellschaft verabsäumt hatte, sich nach dem geeigneten Zahlungsmittel umzusehen, um die Betriebsmaterialien aufzukaufen. Damals schon waren einige von den Arbeitern auf den Gedanken gekommen, eine solche derart stillge-

legte Hütte in eigene Regie zu übernehmen und zu pachten und ihre Ware von den Gutsverwaltungen und örtlichen Genossenschaften gegen Brennholz und Sand und Fuhrwerksgestellung einzutauschen. Die Generalverwaltung hatte die Sache ein paar Wochen ungestört gehen lassen, dann hieß es, die Bank, die auf die Anlagen Hypotheken gewährt hatte, wäre nicht damit einverstanden gewesen; auch von Ausländern wurde gesprochen, die sich für die Fabriken interessierten. Aber die Arbeiter, die den Ofen auf eigene Faust in Gang gehalten hatten, waren weder bis zu den Vertretern der Bank noch zu irgendwelchen Ausländern mit ihren Vorschlägen, die sie Nacht für Nacht durchstritten und berieten, vorgedrungen. Eines Tages war ein Anschlag der Betriebsverwaltung erschienen mit den neuen Arbeitsbedingungen für den Gesamtbetrieb, die Wächter wurden neu eingeteilt und ohne Verhandlungen, sang- und klanglos war der Notbetrieb, der schon zur Eintragung als Produktionsgenossenschaft angemeldet war, wieder verschwunden. Später sind so manche der Meinung geblieben, es war zuviel Politik dabei. Schon am ersten Tage hatten eigentlich Streitereien angefangen, wenn sie es auch nachher nicht wahrhaben wollten. Und viele von denen, die damals dabei waren, haben überhaupt die Sache bei dem ewigen Hin und Her der Diskussionen und Zänkereien in den Parteien völlig vergessen. Das ist es, was den Glasmacher Nitsche am meisten wurmt. Er hatte schon immer den Plan im einzelnen entwickelt, darauf verstand er sich und das war etwas, das ihm Spaß machte — Service, Kunstgläser und Schalen von Haus zu Haus zu verkaufen, Leute damit über Land zu schicken. Es ließ ihn nicht mehr los.

„Das eine Jahr kommt man und hört nach dem Geschmack und was so fehlt und im nächsten Jahr kommt man mit der fertigen Arbeit wieder. Das muß gehen, das ist eine Sache, die besser ist als mit euren Grammophonen und dem ganzen Zeug. Da braucht man keine Garantie, da ist nichts zu reparieren. Die Ware steht, ist ein für allemal fertig, und ihr bekommt sie sonst nicht zu kaufen. Nur etwas Geld braucht man. Ein paar hundert Mark zum Anfangen. Die Pacht ist das wenigste. Leute treib ich genug zusammen. Nur so zum Anfangen, so über die erste Zeit weg, braucht man etwas Geld."

Alles das ist schon oft am Mittagstisch geredet worden, als ob es dazu gehört. Aber bei allem Zweifel, mit dem der Fritz die

Sachen schon von Anfang an betrachtet, liegt irgendwie im Keim etwas Verlockendes. Er kann sich genau die Frau Hauptmann vorstellen, die Augen etwas zusammengekniffen und nachrechnen; sie fährt mit dem Bleistift kreuz und quer auf dem Papier und zieht immer schärfere Striche, und dann ist das Geschäft fertig und gemacht. Großartig, daß eine Frau das fertig bringt. Er nimmt sich vor, bei nächster Gelegenheit in der Firma die Sache zur Sprache zu bringen. Der Alte strahlt. Vielleicht wird er nächste Woche schon rausgeschmissen. Und die Mutter ist wieder krank und muß zum Doktor, aufs Gut kann sie schon lange nicht mehr gehen. Wenn nur die Kleinsten erst mehr verdienen würden, sie sind ja sehr anstellig — aber es langt halt nicht ... sonst ist ja alles noch so wie früher. Aber es ist auf einmal wieder Mut da, neue Hoffnung. „Ich verstehe mich überhaupt aufs Verkaufen", sagt der alte Nitsche, „ich hätte Kaufmann werden sollen; es hat nur gerade nicht gepaßt."

Inzwischen haben sich auch die jüngeren Kinder eingefunden, die bis zum Mittag auf ihrer Arbeit im Gut waren, wo sie zur Aushilfe Sonntags arbeiteten. Da war Berta, ein strammes, blühendes Mädchen, ein bißchen eckig noch im Gesicht, aber schon sehr selbstsicher, sie wird bald auf und davon gehen, in die Stadt, wenn die Mutter nur halbwegs die Zügel nachläßt. Dann der Paul, der zunächst mal angefangen hat, beim Schuster in die Lehre zu gehen; ob er dabei bleiben wird, ist noch ganz ungewiß. Schließlich die kleine Liesbeth, sie geht noch in die Schule, blond, spindeldürr und im ganzen etwas zurückgeblieben. Aber die hats in sich, sagt die Mutter von ihr. Zusammen haben sie auf dem Gute eine Mark verdient, und vielleicht später den Sack Kartoffeln, der alle Jahre freiwillig einmal gegeben wird. Solche Kinder hängen äußerlich nur sehr lose noch mit dem Vaterhaus zusammen. Sie sitzen stumm um den Tisch und unterhalten sich dann gelegentlich von ihren eigenen Dingen; ein Fremder würde sich wundern, wie schnell das Band zur Familie reißen kann. Der ältere Bruder ist ihnen so gut wie fremd. Und doch in so ganz anders gearteter Weise hängen sie wiederum von Vater und Mutter ab. So lange das tägliche Leben seinen gewöhnlichen Gang läuft, ist wenig zu bemerken. Aber sobald es stockt, aus überquellender Freude, die ja jeden Menschen einmal ankommt, manchmal wie ein Überfall — aus

einem bohrenden Schmerz, mit dem einer plötzlich nicht mehr fertig wird, dann ist die Erinnerung an Vater oder Mutter so stark wieder da, so unabhängig davon, ob noch halb und halb in der Kindheit oder viel später, und so lebendig ist alles wieder, als wäre man niemals von Vater oder Mutter fort. So etwas hält schließlich doch die Familie zusammen, und gerade die Erwachsenen wissen das. Aber keiner spricht darüber.
Der Mutter ist das die ganze Zeit durch den Kopf gegangen. Wie sie so alle jetzt um den Tisch herumsitzen — das ist doch ganz anders, wie es sich eine Mutter vorstellt. Sie hat nur vor einem besondere Angst: Wenn sie alles heraussagen würde, daß sie von allen ausgelacht wird, und der Vater ist obendrein noch böse, und er kann sehr wütend werden. Dabei kennt sie so genau die Eigenheiten eines jeden und weiß, wie sie alle zueinandergehören, und, denkt sie, wenn man sie so still vor sich hin betrachtet, sie könnten alle auf einmal jetzt aufstehen und auseinandergehen, jeder für sich und den gerade entgegengesetzten Weg vom andern, und so tun, als hätten sie nie das geringste miteinander zu tun gehabt. Sie wollen halt alle was vorstellen im Leben, denkt sie. Das mag schmerzlich sein, wenn man allein zurückbleibt und das Leben für sich schon schwer ist, andrerseits ist es aber nicht zu ändern, und es ist ja auch wieder ganz schön, und vielleicht soll sie auch ein wenig stolz darauf sein. In dem Hin und Her der Gefühle vergißt sie sich soweit, daß ihr die Tränen in die Augen steigen, und sie ist zu Tode erschrocken, als sie plötzlich die andern daraufhin ansehen.

Ein Major als Freier

Als der Friedrich Nitsche am nächsten Morgen auf dem Wege nach seiner in der Breslauer Odervorstadt gelegenen Werkstatt verschiedenes gründlich sich noch einmal überlegte, war er in Begleitung des langen Paul, den er abends in der Wirtschaft zusammen mit dem Vater aufgelesen hatte. Anders kann man es schon gar nicht nennen. Der Paul war gerade mit seinem Inspektor recht unzufrieden gewesen, dazu hatte ihn der Oberreisende versetzt. Schon den Tag vorher waren ein paar dunkle Andeutungen gefallen, daß die Scheine nicht stimmen und daß von dem gewöhnlichen Sprung dabei schon gar keine Rede

mehr sein konnte. Mochten sie ihn verklagen, allesamt, auch der Photographenhändler, für den er noch vor einigen Monaten gereist war; er hatte sich nichts vorzuwerfen. Und in dieser Stimmung hatte er die beiden Nitsches angetroffen und ein Gespräch angefangen, nachdem keiner auf seine Sprüche von Erziehungsbeihilfe, Kultur und Lesepublikum eingegangen war. Dafür hatten sich die beiden aber allgemein interessiert gezeigt; der Alte war noch immer dabei, Glaswaren durch eine Breslauer Reisefirma zu vertreiben. Den Ausschlag hatte aber gegeben, daß gerade jenes Mädchen, mit der er den Sonntag vorher eine Liebschaft angefangen hatte, zu den beiden am Tisch gehörte, nämlich eben jene Berta, die von der Mutter ins Wirtshaus geschickt worden war, Vater und Sohn zum Abendessen heimzuholen. Na also, die Sache traf sich, und er hatte sich schließlich geradezu warm geredet und Erfahrungen nur so zum besten gegeben. Den Mann mußt du mitnehmen nach Breslau, hatte der Alte gesagt, und Fritz, der neue Freund, hatte es auch wahrgemacht. Es war ja auch egal — Paul pflegt sich treiben zu lassen. Den letzten Stapel Hefte verschenkte er an die Berta, fertig — stramme Sache und gutmütig, eine Seele noch wie ein Kind.

Nitsche aber, der neugebackene Monteur, war sich an diesem Morgen durchaus noch nicht im klaren, wie er die Sache bei der Firma anzufassen hätte. Einen neuen Mann hineinzubringen, das hatte er noch nicht versucht, konnte es sich auch jetzt gar nicht vorstellen. Du führst mich als deinen Schwager ein, hilft ihm der andere etwas nach. Na, wenn schon — eigentlich paßt es ihm nicht. Er kennt ja den Menschen gar nicht — wenn der auch viel von sich erzählt. Ein Gedanke, der ihm peinlich ist, sich jetzt Berta zu denken; alles überstürzt sich zugleich, man hätte das besser überlegen sollen.

Aber die Sache ging schließlich einfacher, als er dachte. Die Frau mußte ihm das ordentlich aus den Augen abgelesen haben. Paul schien auch wirklich kein unebener Kerl. Wir wollens mal versuchen, hatte es geheißen, als Paul nachher aus dem Büro herauskam. Und Paul hatte ihn noch in der Werkstatt aufgesucht, um sich für den Abend zu verabreden. Nachher war er dann gegangen, Papiere und Ware zu übernehmen. Das Abwicklungsbüro lag mehr nach der inneren Stadt. Ein paar Stunden später war der Friedrich schon wieder völlig eingewöhnt.

Die Arbeit ging wieder vorwärts, das war ja sein Fach, das er über den Stunden in der Heimat ein wenig vergessen hatte. Er beschloß, gewitzigt durch die noch eben überstandene Angst um seinen neuen Freund, mit den Vorschlägen Vaters bei der Prinzipalin zunächst noch zu warten. Zumindestens, bis sich eine besondere Gelegenheit dafür ergibt. Die Frau Hauptmann war zwar sehr freundlich den ganzen Tag über, aber er schwieg.

Am selben Nachmittag noch gab es einen Krach mit dem Buchhändler. Die Arbeiter und selbstverständlich nicht zuletzt Fritz, der für sich allein noch beunruhigt genug war, hätten gewünscht, daß die Chefs bei diesen Streitereien einen Ort wählen würden, an dem man nicht gerade jedes Wort hören muß. Solche Sachen gehen nämlich meistens so aus, daß die doch wirklich unbeteiligten Angestellten am Ende herausfliegen. Schon, damit die Chefs sich gegenseitig nichts mehr vorwerfen können, sie hätten einander vor den Leuten das Ansehen untergraben. Außerdem muß es ja auch beiden peinlich sein, zu wissen, daß die eigenen Leute bis ins einzelne darüber im Bilde sind, wohin das Geschäft läuft und was gespielt wird. Dabei interessiert das nämlich die Leute so gut wie gar nicht, höchstens daß mal in der Pause der eine oder andere ein paar Witze darüber reißt. Im allgemeinen mögen die das oben mit sich ausmachen, wie sie zurechtkommen; Hauptsache, daß Arbeit ist und auch bezahlt wird. Der Arbeiter, der draußen in der Werkstatt am Schraubstock steht, kann ja leider nicht verschwinden und sich unsichtbar machen, wenn es drinnen im Kontor mal laut wird. Ja, und so blieb denn nichts anderes übrig, als zuzuhören, daß der Buchhändler das Gefühl hat, systematisch aus der Firma herausgedrängt zu werden; daß er seine Lebensarbeit nicht aufs Spiel setzen lassen wird; daß er allein hier etwas vom Buch- und Zeitschriftenvertrieb versteht; daß er darin genügend Erfahrung hat, wie die Leute draußen auf dem Lande anzufassen sind, und was sie lesen wollen und daß er mit der ganzen Gesellschaft von Offizieren und Großgrundbesitzern nichts zu tun haben will, denn mit diesen Leuten sind keine Geschäfte zu machen; sie schieben einen nur vor und lassen einen dann fallen; sie selbst halten sich im Hintergrunde. Und er hat nicht mehr nötig, sich auf der Nase rumtanzen zu lassen. Es gehen hier Dinge vor, die ihm nicht passen; er hat ebenso viel Recht, über

alles Bescheid zu wissen; er wird noch heute alles hinwerfen, aber dann läßt er die Sache nicht auf sich beruhen; er geht vor Gericht. Von der anderen Seite wird dann behauptet, daß er überhaupt kein Mensch ist. Er soll sich an die Wechsel damals so und so erinnern, und was er sonst noch alles vergessen hat. Und er soll sich doch auch nicht einbilden, als ob er was besonderes kann. Das ist alles nur eine Sache für den jüngsten Stift. Und mit den Leuten umzugehen, dazu gehört mehr, als Saufen und Billardspielen. Seine Stammtischbrüder kaufen nichts. Sie sind nicht mal anständig vor Gericht, wenn man sie braucht. Und dann taucht aus dem ganzen Wust ein neuer Mann auf: der Major. Der Major faßt das Leben ganz anders an. Der Major ist ein anderer Kerl; ein Mann von durchaus anständiger Gesinnung, ein honoriger Charakter, der schon viel erlebt und in der Welt sich umgesehen hat. Der Major hat vollkommen recht. Die Kreise, die der Major dem Unternehmen zuführt, zählen doppelt und dreifach. Da ist Treue dabei und Gesinnung. Man kann sich eher gehen lassen, man wird das Geschäft erweitern und Mitarbeiter heranziehen, auf die man sich verlassen kann. Denn der Major garantiert, daß sie noch ganz anders absetzen werden, wenn man sich nur auf die Vertrauensmänner seiner Organisation stützt. Dazwischen beginnt der Buchhändler lästerlich auf den Landbund zu schimpfen, solange er den kennt, hat er immer damit Geld verloren. Die Frau Hauptmann lenkt ein und beruhigt. Aber er läßt sich nicht ausreden, mit einer Gerichtszeitung kann man sich überhaupt nur an Linksleute wenden, schon der Idee nach. Das soll ja bleiben, heißt es dann, nur erweitert, verstehen Sie doch, unter einer größeren weitergreifenden Leitung, mit einem bestimmten Endziel, sehen Sie — und sie beginnen für die da draußen plötzlich Undeutliches zu reden, sie lassen vielleicht von dem einen und von dem anderen etwas nach. Sie verständigen sich. Man hört minutenlang überhaupt nichts und dann immer nur Gemurmel. Die Arbeit geht weiter. Drinnen werden jetzt anscheinend Briefe vorgelesen, Zahlen addiert, Verträge entworfen, einer schnäuzt sich laut. So, also der Major —

Und ehe es noch Feierabend geworden ist, lernten sie den Major von Angesicht kennen. Er kam persönlich durch die Werkstatt und sah sich um und nickte dabei. Der Buchhändler ging neben ihm und tat noch etwas verdattert und auch verbissen.

Die Frau ging ein wenig hinterher und strahlte übers ganze Gesicht; sie hat es durchgesetzt, es geht nach Wunsch. Meinetwegen, dachte der Nitsche bei sich. Aber wenn bis zum Kriege noch eine ziemlich allgemein gültige Vorstellung von einem Major in den Köpfen der Leute vorhanden war, so hat sich das gewandelt, gründlich gewandelt. Dieser Major war nicht mal besonders dick, er war gar nicht so klein und ohne Schnurrbart, der andernfalls weiß sein mußte. Er war hager, ging vornüber gebeugt, als wenn er überall anzustoßen fürchtete, und sein Zivil saß tadellos. Das war ein Mann, der seine Leute einzuwickeln verstand, vielleicht ein Windhund und Schleicher — wurde draußen dann festgestellt.

Der Major entwickelte zunächst andere Pläne. Die bestimmte Gruppe, die hinter ihm steht und deren Vertrauen er genießt, geht an die Erfassung weitester Bevölkerungskreise nach bestimmten Grundsätzen. Das muß unauffällig, unmerklich und mit einer gewissen Vorsicht geschehen und ganz allmählich, Schritt für Schritt. Das reine Warengeschäft wird später zurücktreten, wird nur als Deckung gebraucht. Bücher und Schriften besonderen Inhalts werden dafür vertrieben. An dem Abonnentenkreis, dem Inhalt und dem Vertriebssystem der bisherigen Zeitschriften und Broschüren wird nichts geändert, im Gegenteil, es ist geradezu die Aufgabe der bisherigen Leitung, den Kundenstamm zu halten und weiter auszubauen. Die Vertriebskolonnen werden nur mit Vertrauensleuten durchsetzt, die ihrerseits der Arbeit langsam eine andere Richtung geben, das heißt, die ganz bestimmte Aufträge durchzuführen haben werden, verstanden?! Schließlich hat dieser Vertriebsleiter ein halbes Menschenleben darin gearbeitet, warum soll er nicht verstehen. — Für den Fall, daß es schief geht, daß die ganze Sache aufplatzt, wäre eine Garantie angebracht; es ist schwer, später dieselbe Zeitung noch mal aufzuziehen, wenn erst das Vertrauen weg ist und so. Über Geld kann man ja sprechen, der Major wird mit seinen Freunden sprechen. Der Major ist überzeugt, daß an sich schon mit der Sache Geld zu verdienen ist, mehr als bisher. Er selbst würde sich sonst nicht darauf einlassen, heutzutage — er lächelt verbindlich. Der Buchhändler ist vollkommen beruhigt. Es wird nur schwer sein, genügend Leute zu finden. Ach — und so kam Paul zu einer Chance.

Aber der Major war noch nicht zufrieden, den Gerichtszeitungsmann aus der Leitung gedrängt zu haben. Die Frau, gewohnt, rücksichtslos ein Geschäft zu verfolgen, hatte er schon von Beginn an auf seiner Seite. Sie war sofort auf seine Vorschläge eingegangen. Und der Major war von Natur mißtrauisch. Die Frau war ihm schon von dritter Seite empfohlen, sie war energisch und scheints klug. Sie wird ihn ihrerseits auffressen, rausdrängen, alles an sich reißen, wenn nicht —
Darüber verschaffte sich der Major an einem der folgenden Abende unzweideutige Klarheit. Es entschied sich zugleich auch, daß die Firma es nicht nötig haben wird, mit Glaswaren und anderem Hausiererkram zu handeln, so wie es dem alten Nitsche für seine stillgelegte Bude vorgeschwebt hatte. Die Frau war einer Einladung zu einer Spazierfahrt im Scheitniger Park gefolgt. Der Major hatte eine Verabredung weit draußen in einem Vorstadtgarten mit ein paar Freunden, die er ihr vorstellen wollte; aber diese Freunde, einflußreiche Leute der Organisation, waren nicht erschienen — versteht sich, da er sie gar nicht bestellt hatte. Die Frau hatte dafür eher ein boshaftes Lächeln. Sie sagte es ihm sogleich auf den Kopf zu, als sie so saßen und zu warten begannen. Denn, sagte sie, sie nehme an, erst müsse Klarheit geschaffen werden. Er widersprach nicht. Es fragt sich, ob seine Leute stark genug seien, eine Sache über die erste Idee hinaus auch durchzuhalten. Und, als der Major ihr beteuernd ins Wort fallen wollte, ob sie denn auch Interesse genug hätte, ihn selbst damit über Wasser zu halten. Diese Frage, mußte er zugeben, hatte eine gewisse Berechtigung. Im Ton allerdings schon zurückhaltender, glaubte er sie versichern zu sollen, daß er der nationalen Sache schon wichtige Dienste geleistet hatte, die ihm ein gewisses Recht zusprechen müßten, einen Anspruch sozusagen. Trotzdem wechselt auch die nationale Frage ihre Ziele, sie verändert sich auch ihrem Inhalt nach, die Leitung erneuert sich, und solche Einwände mehr konnte sie lächelnd darauf antworten. Er fühlte sich schließlich äußerst unbehaglich. Während sie so leichthin ein Thema nach dem anderen berührte, musterte sie den Mann ihr gegenüber eingehend, von Kopf bis Fuß, und, um ein vollkommenes Bild dieser Unterredung zu vermitteln, muß gesagt werden, daß der Major ihr darin nicht nachstand. Er betastete sie geradezu und wog ab, die Lippen ein wenig zusammengekniffen. Der Major

hatte nach dem Kriege ein Freikorps geführt und zusammengekauft, aber trotzdem nicht sehr gute Geschäfte damit gemacht. Den Rest hat die Inflation verschlungen. Später schränkten sich auch seine landwirtschaftlichen Freunde mit ihren Ausgaben notgedrungen ein, erst die Regierungsbeihilfen, bei denen die Landräte mithineinreden, dann die Kredite aus Amerika, das roch alles schon nach Juden und Güterschlächter — die Leute duckten sich. Aber ihn selbst hat noch ein gütiges Geschick davor bewahrt, in Weinen und Zigarren oder Versicherung zu reisen, der gute Stern, zum Organisator geboren zu sein. So war er noch halbwegs oben geblieben und hatte Beziehungen aufrechterhalten können, die, mal da und dort eingesetzt, eine Bewegung, eine kleine natürlich, bescheidene und harmlose Bewegung in Gang brachten, die selbst der Vorsichtigste unbeschadet, schon aus Erinnerung und Tradition, mit unterstützen konnte. Man konnte schon mit ihm etwas machen — so schätzte ihn die Frau ab. Denn man muß ja seinen Partner im Spiel genau kennen, und auch der Major hatte sich genügend Kenntnisse darin verschafft. Die Frau Hauptmann war zu Beginn des Krieges noch Direktrice eines Modewarenhauses in Breslau gewesen, und ein paar Jahre früher als 44er Figur aus der Provinz nach Breslau gekommen. Was damals und früher war, das verlor sich im Dunkeln. Aber der Hauptmann aus der mittelschlesischen Garnison war gar nicht schlecht gefahren, als er seine Direktrice, die ihn so manches Jahr auf seinen Ausflügen nach Breslau empfangen und betreut hatte, später einfach heiratete, die Karriere war mit Krieg und Revolution sowieso futsch. Außerdem war er recht erheblich verwundet worden und bedurfte der Pflege. Ziemlich früh, sogleich nach Kriegsschluß, war er an seinem Lungenschuß gestorben. Es war gar kein Zweifel, daß niemals und zu keiner noch so offiziell gesellschaftlich betonten Zeit Frau Gussi völlig untröstlich gewesen war. Sie hielt das mit der sogenannten Meinung, wie es ihr paßte. Darin verstanden sie sich also. Und es paßte ihr damals. Nicht so sehr aus der großen Leidenschaft, und von Liebe war keine Rede, aber es war sehr zweckmäßig und auch bequem. Man muß eben mal sehen, wie das Geschäft sich sonst entwickelt, alles andere später. Schließlich lächelten sie sich beide an, gar nicht verlegen, sondern zutraulich und zufrieden. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Noch am gleichen Abend nahm

sie den neuen Kompagnon mit in ihre Wohnung; es war doch nicht sicher, ob der Major selbst auch standesgemäß wohnen würde. —

Das Papier wird teurer

Von dem Kontor, das durch große Glastüren vom Maschinensetzersaal abgetrennt war, konnte Herr Alfred Schneider, der Chef der Firma Van Diemen & Co., Buchdruckerei A.-G., vier hintereinanderliegende Höfe durchblicken, die alle von den Automobilen und Lieferwagen, den Expedienten und Packern, Setzern und Angestellten der Firma durchflutet wurden. Herr Schneider, der sehr dicke Brillengläser benutzte, hatte es sich angewöhnt, darüber hinwegzublicken, ein Blick, der zugleich zweifelnd, drohend und durchbohrend war. Obgleich die Geschäftsräume der Firma im Vorderhaus lagen, hielt sich der Chef doch bevorzugt im Zimmer seines Geschäftsführers in Abteilung III, dem Zeitschriftensaal auf. Nirgend sonst in diesem weitläufigen Betrieb hatte er das Gefühl, Herr zu sein über Dinge und Menschen; und das tut wohl, wenn man ständig mit Magenverstimmungen zu tun hat.

Herr Schneider saß seinem Geschäftsführer gegenüber, einem untersetzten breiten Mann mit einem kugelrunden, freundlichen Gesicht, die Buchdruckerbrille auf der Stirn — Herr Hoppe. Herr Hoppe erstattete Bericht, wie er das gewohnt war. Und während die Arbeitsbelieferung der Maschinen I bis VIII der Reihe nach für den Tag aufgezählt wurde und die Einteilung der Maschinen IX bis XII und dann die Arbeit der Korrektoren und die Weiterlieferung an den Druck, ruhte der Blick des Prinzipals träumerisch und von oben herab auf einem jungen Herrn, der im Mantel und den Hut zwischen den Knien an einer Kante des Tisches saß und wartete. Der junge Mann vertrat eine Leipziger Vertriebsbuchhandlung, deren Vorschläge und Anfragen Herrn Schneider veranlaßt hatten, die Stätte seiner inneren Triumphe aufzusuchen. Der Betriebsleiter, der nicht mehr länger das Ohr seines Chefs hatte, ging unmerklich und etwas bedrückt hinaus. Der junge Herr sah ihm teilnahmslos nach und begann vor sich hin die Zahl der Setzmaschinen zu

überschlagen, wobei er jedesmal mit der Zunge an die obere Gaumenwand stieß.
„Sehen Sie", nahm schließlich Alfred Schneider das Gespräch wieder auf, „ich weiß nicht, wie ich einen solchen Auftrag unterbringen soll." Er schüttelte bedächtig den Kopf. „Ich habe doch auch meine Verpflichtungen. Ich kann nicht ohne weiteres neue Maschinen aufstellen, denn ich muß auch wissen, wie ich sie dann später laufend beschäftigen soll. Daran liegt es eben. An dem Druck kann ich sowieso nichts verdienen. Das ist gerade nur so, daß meine Leute beschäftigt werden. Und an dem anderen — sehen Sie, das würde mich ja reizen, 400 000 Exemplare die Woche, das ist doch eine anständige Menge Papier, schließlich ich will es ja nicht allein beschaffen, ich verstehe schon, daß Sie da Ihre Verbindungen haben, aber ich könnte mich darin mitbeteiligen, es ist doch für mich ein Kredit, machen wir das zur Hälfte, nehmen Sie mich mit, so im Rahmen, verstehen Sie — sonst hat die Sache für mich doch keinen Reiz." Der andere blieb kühl. „Ich habe ja meinen Auftrag, und außerdem ist es ja Ihre Druckofferte, über die ich verhandle." Der Drucker rutschte geräuschvoll auf seinem Sessel. „Druckofferte — was heißt Druckofferte? Lieber Freund, ich sage Ihnen doch, mit den reinen Lohnziffern hier kann ich nichts anfangen. Das wird Ihnen jeder sagen, oder das Wasser muß mir bis an den Hals stehen, und dann — na, Sie wissen ja." Er fühlte sich laut herauslachen, obwohl ihm gar nicht danach war. „Das machen wir doch sowieso. Offerte — kommen Sie mir doch nicht komisch." Der jüngere Herr lächelte vergnügt vor sich hin und genierte sich nicht. „Ja, Herr Schneider —." Der andere fiel ihm ins Wort, „aber lassen Sie doch, kommen Sie mal, gehen wir rüber, oder — wollen wir rasch frühstücken gehen?" Im Aufstehen: „Einen Hunger bekommt man hier, fabelhaft, und der Durst, was? Bei dem Staub und Dreck?" Dann fingen beide, die sich äußerlich so unähnlich waren, und bei dem Altersunterschied, fingen beide an zu lachen. „Also das regeln wir schon." Damit klopfte der Drucker dem Jungen jovial auf die Schulter und stellte die Situation wieder her. Später, in der nächstgelegenen Weinstube, stellte es sich heraus, daß es für die Firma Van Diemen & Co. ganz zwecklos gewesen war, dem jungen Prokuristen, der, wie sich der Alte seinem Mitarbeiter gegenüber ausdrückte, die Sache nur mit

der Frechheit geschoben hatte, daß es direkt blödsinnig gewesen war, diesem Kerl eine Provision zu versprechen und ihn mit in den Auftrag hineinzunehmen. Denn als der Mann seinen Schein in der Tasche hatte, stellte es sich heraus, daß der Jensen, der große Schieber, selbst mitgekommen war, und über den Auftrag verhandeln wollte und daß alles, was die Vertriebsfirma sagt und tut und bestellt und verkauft, höchst gleichgültig und nebensächlich war. Das war aber erst nach dem Frühstück. Alfred nannte sich selbst einen Ochsen.
Jensen erklärte ihm später, daß er selbst an der Papierlieferung beteiligt sei, und zwar als der Vertreter einer Finanzgruppe, die einen bestimmten Einfluß auf eine Anzahl Papierfabriken zu nehmen wünsche, gestützt auf ein Patentverfahren in der Rohmaterialienverarbeitung, das zu diesem Zweck finanziert werden würde. Schneider könne sich mit Kapitalien an dieser Finanzgesellschaft beteiligen. Es sei zu erwägen, ob er für seine Firma nicht die Druckaufträge stellen würde. Das bedeutet Zusammenfassung geeigneter Druckereien. Nach Arbeit greift heute jeder. Seine Aufgabe wäre es, herauszufinden, welche Firma besonders kapitalschwach zur Zeit ist. Man schanzt dieser Firma einen Auftrag zu, der sie vollends kaputt macht. Dann hilft man mit Kredit nach und gliedert sie auf diese Weise an. Dann löst man ein wenig die Verpflichtung dieser Firma, indem man den Auftrag teilt und Teile weiterhin woanders unterbringt. Die Firma Van Diemen, Buchdruckerei A.-G., erklärte sich mit diesen Vorschlägen einverstanden, die Führung der Buchdruckergeschäfte im Konsortialplan zu übernehmen. Hinzugezogen zu der Verhandlung waren noch der Schwager Schneiders und ein Graf, der zahlreiche Güter als Finanzdirektor verwaltete. Alle drei vertraten die Kapitaleinlagen der Firma, nachdem deren Inhaber und Gründer, Herr van Diemen, im Laufe der Jahre durch Kapitalbeteiligung herausmanövriert worden war und heute in der Firma nur ein mehr traditionsgebundenes Schattendasein führte. Die Firma erfreute sich in der Branche allein des Namens wegen, der Großvater des heute schon recht bejahrten van Diemen war ein vorbildlicher Buchdrucker gewesen, des besten Rufes.
Alfred hatte auch den Rest seiner direktorialen Würde eingebüßt, als die Herren später um den runden Tisch eines in der Hauptsache von Fremden besuchten Konzertcafés ein wenig

aus sich herausgingen. Man kann sogar sagen, daß Alfred Schneider, der tapfer geradeaus sah und so der Versuchung widerstand, wieder ins Geschäftliche zu verfallen, ein wenig betrunken war, aber sonst noch ganz gemütlich. Der Graf dagegen war in großer Fahrt, denn er kannte sich aus in ähnlichen Situationen, wenn seine Gutsbesitzer nach der Stadt kamen und in Allerweltsgeschäfte verwickelt zu werden wünschten. Schneiders Schwager, eine Art Familienerbe, war ziemlich ängstlich und bescheiden zugleich; dafür verstand er auch zu wenig von den großen Geschäften. Und Jensen — ein Mann, der in Übersee schon Pleite gemacht hatte und im Schmuggel groß geworden war, der verstand sein Boot im guten Fahrwasser zu halten und seine Leute zu bedienen. Die Aussichten, das Gewaltige ihres Geschäfts, stieg den Herren zu Kopf. Alfred trank seinen Kaffee schweigend und schnalzte mit der Zunge. „Nur Redakteure muß man finden, Schreiber, vernünftige, und dieses ganze Zeug von Schriftstellern", ließ sich der Graf vernehmen. „Dann sage ich mir, so ein Blatt, und das sind ja viele Blätter, wenn ich Sie recht verstehe, werden wir ja ein gutes Dutzend Zeitschriften zu gleicher Zeit herausbringen, ja — so ein Blatt verlangt Takt, Unterordnung, wie es sich gehört, unter das Ganze, ja; wenn da jeder mit seiner unmaßgeblichen Privatmeinung kommt, das würde doch dem Massenabsatz sehr schaden." „Das will auch niemand lesen", mischte sich dienstbeifrig der Schwager ein. „Richtig", sagte Jensen, „das interessiert kein Schwein." Alfred unterdrückte ein Aufstoßen. „Hübsch müssen die Dinger sein. Nu ja, das muß sich doch nach was anfassen können." Er rieb die Finger aneinander, als hätte er bereits die erste Nummer in der Hand, gutes Papier und tadelloser Druck. „Und viel drinstehen darf auch nicht." Der Schwager: „Schon um die Leute nicht vor den Kopf zu stoßen." „Richtig", spann jetzt der Graf den Faden weiter, „das ist eben ziemlich schwer, und meine Herren, das will gelernt sein." „Aber das finden wir schon", beruhigte Jensen, „unsere Firma hat ja darin schon Erfahrung. Wollen Sie mir es glauben, vor ein paar Jahren habe ich mal jedem Reisenden Fragebogen mitgegeben, was wollen die Leute lesen und so weiter. Über 60 000 Fragebogen habe ich ausfüllen lassen" — die anderen waren starr vor bewunderndem Staunen — „allerdings in einem Zeitraum von vielleicht drei Jahren und die Dinger liegen

alle bei mir." Es herrschte immer noch ehrfürchtige Stille am Tisch. Man konnte direkt hören, wie aus der Tiefe des Schweigens sich eine Frage emporwand — aber Jensen kam dieser Frage zuvor. „Nee, wissen Se, dazu habe ich keine Zeit. Da hätte ich ja müssen ein eigenes Büro aufziehen, die Sachen auch durchzulesen, nee, es genügt, wenn alles so was vorhanden ist." Dann mit erhobener Stimme: „Außerdem — es ist ja auch ganz egal, was wir den Leuten vorsetzen, es muß eben, wie schon der Herr Graf sehr richtig sagt, nirgends anstoßen; und solche Leute, die das schreiben und zusammenstellen gibts, verlassen Sie sich drauf, meine Herren, und wenn ich sie selber suchen gehe." Damit war auch diese Frage zur Zufriedenheit erledigt. „Von 300 000 an steigend bis zu 2 000 000 Exemplaren die Woche werden herausgestoßen werden mit dieser neuen Familienzeitschrift, und das wird eine gute Arbeit sein. Prosit!"

Später noch, als diese wohltuende Stimmung sich verbreitete, kam Jensen mit einem besonderen Anliegen. Die Van Diemen-Gesellschaft übernimmt den Gesamtauftrag und teilt ihn an verschiedene Gesellschaften unter der Hand weiter, wobei Herr Jensen als Treuhänder für die von der Gesellschaft etwa in Anspruch genommenen Kredite fungiert, die das von Jensen vertretene Konsortium zur Verfügung hält. Die an den unterbotenen Druckpreisen zu erzielende Gewinndifferenz wird zwischen Jensen und der Gesellschaft aufgeteilt. Sofern die Van Diemen nicht selbst den Druckereikonzern aufzubauen in der Lage ist, aus eigenen Mitteln, erhält sie eine ihre Produktionskapazität 10 Prozent übersteigende Beteiligung und entsprechende Gründungsprovision. Dafür liefert die Gesellschaft an ihre Unterbeteiligungen zum Auftrag das erforderliche Papier zu Rabattsätzen, die insgesamt den Großhandelsabschlag nicht übersteigen dürfen. Das Konsortium verpflichtet sich, im Rahmen ihrer Beteiligungen eine allgemeine Erhöhung des Papierpreises durchzusetzen, die mindestens 5 Prozent über dem marktüblichen Großhandelspreis liegen muß. An dieser Spanne wiederum partizipieren Jensen und die Gesellschaft zur Hälfte. Und Jensen hat noch einen besonderen Wunsch, nämlich diese Verrechnung in eine besondere Gesellschaft einzubringen, zu deren Geschäftsführer er seinen Bruder vorschlägt. Er muß ihm jetzt eine Position verschaffen, an einem ruhigen Platz un-

terbringen, für den Zeitschriftenhandel taugt er nicht, die Herren werden verstehen, es ist ja eine Kleinigkeit — es war bestimmt den anderen nicht recht. Schneider hat einen Neffen, der Schwager kennt eine ganze Reihe Leute und der Graf hätte sich am liebsten selbst in Vorschlag gebracht. Aber was soll man machen, immer und überall ist dann schon einer da, der sich ein größeres Anrecht zumißt. Der Kuchen, der heute zu verdienen ist, pflegt meist schon sehr eingeteilt zu sein. Da ist nichts zu machen. Innerlich fluchend, sonst aber die Liebenswürdigkeit selbst, sagten sie zu. Ein netter Mensch, der Bruder — Jensen zuckt lächelnd die Achseln; jeder hat so seine Eigenheiten. Aber der Junge wird diese Arbeit, an der Spitze einer Verrechnungsgesellschaft zu stehen, die die Prozente aufzustellen hat, bestimmt anständig leisten. Er selbst, Jensen, wird sich dafür verbürgen. Na also. Jensen behielt seine letzten Gedanken für sich, nämlich: Dazu kann er ruhig besoffen sein, unser Carl Gustav.

Ein Verehrer im Schatten

Und auch an die Kleine wird sich der Leser bitte erinnern, der Traute, die eingangs in einem Schreibwarengeschäft tätig gewesen war. Sie hat damals noch ihrem Paul die Wäsche aus der Reinigung geholt und nachgeschickt. Aber Paul hat nichts mehr von sich hören lassen. Einmal waren noch die Eltern ins Geschäft gekommen, um nach Pauls Adresse zu fragen. Aber sie wußte die Adresse ja selber nicht, und es war noch sehr peinlich gewesen, weil Pauls Mutter ein Gesicht dabei machte, als glaube sie es nicht; was sich die Leute so denken! Dabei konnte schon damals ihrer Meinung nach Paul getrost bleiben, wo der Pfeffer wächst. Inzwischen hatte es sich der Prokurist Hildebrandt, der mit dem vorlauten Mund, der einen totreden kann, bequemer gemacht und Traute zu sich ins Büro genommen, als Kontoristin. Das, was dafür dort verlangt wird, konnte sie sich auch schon noch aneignen, hatte es damals geheißen. Und es ging. Es ging besser und anders, als es sich der Hildebrandt selber gedacht hatte. Denn der Hildebrandt wurde schon bald nach einer anderen Abteilung versetzt, und es wäre schließlich doch aufgefallen, wenn er Traute sogleich wieder mitgenom-

men hätte. So fand sich notgedrungen aber ziemlich schnell ein anderer Interessent. Schade, daß Carl Gustav, der ja täglich im Büro zu sehen war, wie der Mann im Monde herumlief. Das hätte schließlich ein Mann sein können, der sie interessierte, aber so — es war ja an den Mann vernünftig überhaupt nicht ranzukommen.

Traute pflegte nicht gerade tief nachzudenken, auch nicht sehr beharrlich. Ein neuer Freund war gerade dabei, die Zeit zwischen Büroschluß und Schlafmüdigkeit auszufüllen mit Tanz und einer Art Unterhaltung, die aus jetzt schon abgegriffenen Stichworten bestand, auf die man lachen mußte oder ernsthaft tun oder ein wenig beleidigt und abweisend, als sie im gleichen Café auch Carl Gustav entdeckte. Carl Gustav saß allein an einem Tisch, vornüber gebeugt, als wäre er in einem angeregten Gespräch mit einem unsichtbaren Partner plötzlich verstummt, und stierte vor sich hin. Traute erinnerte sich daran, daß sie ihn auch schon tagelang und wer weiß wie lange nicht im Geschäft gesehen hatte; so schnell vergißt der Mensch. Das Mädchen seufzte, und das tat ihr wohl. Der Herr neben ihr entwickelte ein angeborenes Feingefühl und machte sich kaum bemerkbar. Ein wenig zu laut, und sie hätte ihn sicher auf der Stelle stehen lassen, das fühlte sie. Aber der ließ den Konflikt gar nicht erst hochkommen, und das war auf der anderen Seite etwas, das sie später noch in Erstaunen setzte. Dagegen trieb die Erinnerung an Paul hoch, der mit einem Packen Zeitschriften nach der Provinz gezogen war und von dem nichts zurück blieb, als der flüchtige Auftrag, ihm die Wäsche zu besorgen. Sie freute sich ordentlich, daß sie mit ihm noch Glück gehabt hatte. Wenn es nach ihm gegangen wäre — ein Kind von diesem Mann jetzt, das wäre schrecklich. Sie bebte vor Wut und schauerte zusammen. So sehr haßte sie ihn. Aber diese Erinnerung mußte sie gleichsam gewaltsam wegwischen, damit ein Gedanke sich klammern konnte an den anderen, der da über die Tanzfläche hinüber auf der anderen Seite saß und vor sich hinstierte, wie seltsam. Sie wurde plötzlich ganz quecksilbrig und unsicher, ob er sie nicht bemerkt hatte, ganz sicher, und vielleicht war er sogar ihr vom Geschäft aus gefolgt, das kommt vor. Und überhaupt ein so einsamer Mann, sie lachte laut und gellend und erschrak. Sie wird hinübergehen und ihn anstoßen oder beim Vorbeitanzen mit etwas bewerfen, aber

sein Tisch liegt ziemlich weit zurück, und dann, er wird es vielleicht schief nehmen.
Es spielt dabei keine Rolle etwa die Feststellung, ob Herr Jensen sich nur zufällig in diesem Lokal aufgehalten oder ob er die Gesellschaft dieses Mädchens besonders gesucht hat und ihr deswegen gefolgt wäre. Denn Carl Gustav war vollständig betrunken. Ringsum die Tische, die Tanzfläche, und die Menschen waren bereits in ein tiefes Dämmern versunken. Auch die Erinnerung an das Mädchen, wenn sie überhaupt einmal lebendig gewesen sein sollte, war verwischt. Das Leben stellt sich ihm dar als ein riesenhafter Schlauch, durch den jemand alles mögliche an Gedanken und Vorstellungen, Taten, gute und schlechte, Vorsätze und Ängste aufsaugt, sammelt und sortiert, um dann alles wieder auszustoßen. Diesen jemand zu finden, sind schon oft und viele ausgezogen und dann unterwegs sitzen geblieben, unfähig auch nur eine Hand auszustrecken. Der Mensch, sagt man, ist dazu geboren — aber der Rest verliert sich ins Dunkle. Es ist schwer, einen Gedanken bis zu einem Entschluß durchzubringen, wenn eine ganze Welt ringsum in Fluß ist. Schließlich erschien der Ober und kassierte vorsichtshalber ab. Damit endete das erste Zusammensein.

ZWEITER TEIL

Eiswaffeln!
Zigaretten gefällig, Zigarren!
Warme Würstchen. Prima Bockwurst!
Programm noch, Sportzeitungen. Abendblatt!
Drops!
Die verschiedenen Rufe über die Sitzreihen und Abschnitte im Stadion schmelzen zusammen in das vielstimmige und doch einheitliche schwirrende Geräusch einer Menschenmenge, die man für kurze Zeit wieder sich selbst überlassen hat. Die Anspannung auf die Vorgänge unten in der Bahn läßt nach, nicht mehr nur Zuschauer, auch Gast und Fremder, losgelöst von Beruf und Zeit, Mensch unter Menschen.
Die Gesellschaft Hamburger Versicherer, die zur Gründung des Syndikats hinzugezogen war, hatte die Verhandlungspause am Nachmittag dazu benutzt, den Kaffee im Stadion zu trinken, inmitten einer internationalen Veranstaltung. Der Gedanke an sportliche Höchstleistungen auf der Aschenbahn und die mannigfaltigsten Disziplinen der Athletik, die eine Beherrschung des Körpers, eine zielbewußte Steigerung der Leistungsfähigkeit zur Voraussetzung haben, war der Verdauung nach einem vielleicht etwas zu guten Mittagessen besonders günstig.
Die Arbeit war kurz und schmerzlos vonstatten gegangen. Eine Reihe mittlerer und kleiner Metallbetriebe, die aus der Kriegswirtschaft her noch mit Revolverbänken und Pressen versehen waren, soweit diese Maschinen nicht schon als altes Eisen verkauft worden waren, schlossen sich zusammen, Massenfabrikation von Gebrauchsartikeln, die mit einem Druck des Maschinenstempels anzufertigen waren, der als Stanze von dem Werkzeugmacher angefertigt und in der Schmiede vorgehärtet war, Feuerzeuge und Pfeifenreiniger, Schlüsselringe, Petroleumbrenner und Fassungen, Knöpfe, Griffe und alles mögliche der vorbezeichneten Herstellungsart. Die Formen und Stempel und Stanzen sollten in gemeinsamer Werkstatt künftighin angefertigt, die vorhandenen ausgetauscht und später auch für fremde Betriebe im Auslande Werkzeuge angefertigt und darüber hinaus frei im Angebot verkauft werden, gegen eine bestimmte Beteiligung an der Produktion. Ein Produktionssyndikat wird

geschaffen, für die tausenderlei Art von Artikeln, für die mit einem großen Arbeitsapparat eine einzelne Fabrik spezialisiert war, mit einer einzigen großen Werkzeugabteilung und mit dreihundert verschiedenen Maschinenanlagen, auf dreihundert verschiedenen Fabriken und Werkstätten verteilt, mit einer Produktion von fünfzig Waggonladungen täglich an den Grossisten und den Exporteur, von ganzen Schiffsladungen nach Übersee bis zur Verteilung an den letzten Mann in der Verbrauchskette, einer so zugestäubten Verteilung bis zum Hausierer, der am Kongo oder in den Vorstädten New Yorks genauso wie im Lausitzer Lande im Kasten damit über Land geht. Ein solches Syndikat, von vier entschlossenen Leuten mit Kapitalbeteiligung ohne Kredit und mit Wechselschwierigkeiten, von Fabrikanten, die ehemals als Fabrikbesitzer sich zur lokalen Bedeutung rechneten und solchen, die als arbeitslose Schlosser, Werkmeister, die zum Fabrikanten im Aufstiege waren, Händler, die eine vom Fabrikanten verlassene Bude in Verwahrung genommen hatten, von dreihundert Fabrikanten als Betriebsvereinigung gegründet und von den Hamburger Verfrachtern und Versicherern unterstützt. Das knappe Dutzend Herren Auserwählter, die den grundlegenden Notariatsvertrag gerade erledigt hatten, war noch beschwingt im Nachgefühl dieser besonderen Leistung, mit Gott und der Welt zufrieden und zu neuen Taten aufgelegt, die eigene Kraft — das ist schön.

„Herr Ahlefeld" — der Angeredete, ein behäbiger Herr, freute sich wie ein Kind über den Startschuß, der die schlanken Körper unten auf der Bahn vorwärts trieb — „wenn Sie schon heute abend nach Hamburg fahren wollen, müssen Sie mir aber noch einen Abschiedstrunk genehmigen."

„Werde von meiner Tochter abgeholt. Wird nicht gehen."

„Aber unbedingt!" Der Mann tat ganz aufgeregt. Ahlefeld lachte übers ganze Gesicht. Einer hatte da unten gewonnen.

Und diese Menschenmenge. Ganz unverständlich. Die Herren empfanden das peinlich.

Jetzt ging der andere Nachbar Ahlefeld zu Leibe.

„Ahlefeldchen, das mit Ihrer Tochter, das stimmt nicht."

„Wenn ich Ihnen sage" — der andere war beharrlich. „Ich weiß doch, ich war ja dabei, wie Sie sich verabschiedet haben. Sie haben sie doch irgendwo hier aufs Land geschickt." „Das ist aber nicht nett von Ihnen", mischte sich der erste ein. „Nu was

denn —“ verteidigte sich Ahlefeld, „wir fahren doch alle zusammen, haben schon Plätze belegt, und das stimmt, ich sehe sie am Bahnhof.“ Gelächter. „Bis dahin“ und „Sie Schwede Sie, warten Sie nur“ und „Auskneifer“ und mehreres weiter, das riefen die beiden durcheinander. Ahlefeld war geschlagen, lächelte, wiegte sich wie ein gescholtenes Kind und kniff die Augen zusammen.

Aus der Menge quoll Geschrei, Beifallsklatschen pflanzte sich fort, ringsum; eine Ehrenrunde.

„Ja“, sagte Ahlefeld, „meinetwegen. Können wir machen.“ Man konnte meinen, der Mann sah lange nicht mehr so dicke aus, eher jetzt ein wenig bedrückt. Und der Kragen war ihm zu eng, der Hamburger schwitzte.

Ahlefeld, zwar geborener Berliner, aufgewachsen und ausgelernt in Berlin, war in der Gruppe der Hamburger Versicherer. Er vertrat eine englische Gesellschaft, die im Kriege sequestriert von einer Hamburger Firma übernommen war. Ahlefeld wurde als Direktor mit übernommen, blieb auch später dort vertraglich nach den im Friedensschluß vereinbarten Bestimmungen zur Abwicklung aller schwebenden Verpflichtungen. Er fiel, genau gesagt, der Hamburger wie der wiedererstandenen englischen Gesellschaft mit seinen recht ansehnlichen Bezügen zur Last. Man schob ihn viel auf Reisen, er trank viel und gern und man ließ ihn feste trinken, den ersten Schlaganfall hatte er schon hinter sich. Sein Freund, der Hamburger Kollege, der Nachbar zur Rechten, hatte an diesem Tage Dienst. Die Firma vergütete die Spesen, den Alten wieder einmal tief einzutunken. Der linke Nachbar, Freund Jensen vom neugebackenen Syndikat, war eingeweiht. Jensen nannte sich jetzt Direktor, Finanzdirektor.

Der andere Hamburger sah sehr bieder aus, groß und breitschultrig, ein energisches, zwar etwas plumpes Gesicht, aber glatte Formen, beweglich und überaus liebenswürdig im Verkehr, ein Hamburger, der irgendwie aus Süddeutschland zugereist war und Londoner Schulung genossen hatte. Ahlefeld, behäbig und unglücklich, fühlte sich müde. Schon wieder knallte der Startschuß. Wieder brüllten nach einer Weile die Leute. Die geschäftlichen Besprechungen waren vorbei, auch hatte ihn keiner sonderlich um seinen Rat gefragt, die Sache lief auch so, er war müde und hatte große Lust sich schlafen zu

legen. Dazu war es drückend heiß. Er sah, daß die anderen sich ein wenig vornüber auf die Brüstung gelegt hatten, aufhörten zu reden, fremd hier in dieser fremden Welt.
„Also denn los", gab Jensen forsch das Signal, „gehen wir" und stand auf. Sie waren allesamt ganz lustig gewesen und es war auch sehr nett, aber nicht zu lange. Die anderen Herren hatten, jeder für sich, etwas vor, Besorgungen, Verabredungen und was sonst so vorgeschoben wird. Sie bestätigten mit einer Stimme, daß sie alle erfreut wären, sich bald wieder zu sehen. Schon halb draußen, hörten sie an dem Geschrei, daß wieder einer gewonnen hatte. Ahlefeld ging mit seinen beiden Begleitern.
Sie fuhren nach der inneren Stadt in eine dieser kleinen Hotelbars, die nach außen so unscheinbar, dem vornehmen Reisenden die tote Zeit des Wartens angenehm vertreiben helfen, nur den Luxusreisenden bekannt. Die Sonne stand noch ziemlich hoch am Horizont. Der Zug ging spät abends.
„Verrückte Idee", brummte der eine, als sie an einen Tisch sich gelotst hatten und die erste Bestellung übernommen war, „sich durch solchen Trubel da draußen schleppen zu lassen. Anstrengend genug —" die Müdigkeit schien allgemein werden zu wollen. Ein paar Schritte um die Ecke waren die Hotelzimmer, sich auszuschlafen. In solcher Verfassung tut man gut, Worte und Gesten zu übersteigern und möglichst rasch scharfe Getränke zu sich zu nehmen. Dies in Gang zu bringen, war Jensen, der Weitgereiste, der geeignete Mann. Es ist merkwürdig, wie sympathisch manche Leute wirken, sobald sie sich auf Draht ziehen und was aus sich machen.
Die drei kamen in lauteste Stimmung. Ahlefeld hatte ja immer nur einen bestimmten Punkt zu überwinden, um ein famoser Gesellschafter zu sein. Er verstand sich besonders darauf, von den Engländern, seinen früheren Chefs, schnurrige Geschichten zu erzählen. Es trinkt sich besser, wenn schon einmal scharf getrunken werden soll, dabei von einem Volk zu erzählen, das steif und eckig im gleichen Atemzuge übersprudeln kann vor Laune und freundschaftlichstem Vertrauen und sich dann plötzlich wieder schroff abwendet, ganz nach innen gerichtet, sofort bereit, um einem Mißverständnis ein Ende zu machen und zugleich Recht zu behalten, sich von der höchsten Klippe seiner Insel ins Meer zu stürzen. Das sind etwa auch die Empfindun-

gen, die einen bewegen beim Gin, nur wiederholen sie sich rasch aufeinander und regelmäßig. Jensen gab Schmugglerabenteuer zum besten, Fischer, der andere Hamburger, war in solchen Fällen dann zurückhaltender. Er ließ auch die Unterhaltung allmählich ins Geschäftliche wieder hinübergleiten, insofern dann über die Möglichkeiten gesprochen wurde, große Dauergeschäfte in Schmuggel zu annähernd normalen Sätzen zu versichern, ein Lieblingsthema der Hamburger. In dieser Mischung, die das Trinken am Tisch immerhin ernst nahm, wenn auch der einzelne an dem einen oder anderen der Partner seinen Spaß haben konnte, war Ahlefeld in seinem Element. Er konnte nur nicht leiden, daß die anderen, nachdem sie mit ihm getrunken hatten, anfingen sich abzuwenden, laute Bemerkungen gegen ihn zu machen, besonders wenn er dann seinen Anfall bekam, und den bekam er meistens, so eine Art Saufkrämpfe, auf asthmatischer Veranlagung und mit Schaum vorm Mund. Dann hatte er nachher das Gefühl, die ganze Unterhaltung geht allein auf seine Kosten, und der Gedanke daran war zeitweilig bitter. Die Generaldirektion und die Londoner hatten das schon herausgefunden und entsprechende Verhaltungsmaßregeln veranlaßt. Das Geschäft sollte an solchen Unvorsichtigkeiten nicht zugrunde gehen. Gesetzt der Fall, der Mann hält noch zehn Jahre durch, mit Entziehungskuren, Sanatorien oder irgendwelchem wunderbaren Umschwung in Körper und Geist, so war die Zahl für Tantiemen und Renten und Abfindungen annähernd vielleicht siebenstellig zu schreiben. Dagegen auf nur ein Jahr noch berechnet, oder sagen wir zwei Jahr, verringerte sich die Summe nicht etwa nur auf den fünften, sondern weiter noch auf den zwölften Teil, so rechnen die Versicherer. Und aus dieser Differenz war schon ein ganz anständiger Fonds einzusparen, mit dessen Zinsen leicht die paar Unkosten, Direktor Ahlefeld Gesellschaft zu leisten, bestritten werden konnten. Auf den unscheinbarsten Gebieten im menschlichen Leben, so ausgefallen und eigenartig der Begriff auch sein mag, gibt es Gruppen, Intrigen und die Verschwörung.

Die Bar mochte besucht gewesen sein, Leute kommen und gehen, mit der Zeit merkt man das nicht mehr. Der einzelne in der Gesellschaft wird ganz allein in Freud und Leid. Fischer kämpfte durch Steifheit, durch eine gerade und forsche Zu-

rückhaltung energisch dagegen an. Es gelang ihm zuletzt, einige Lagen verschwinden zu lassen, er hatte einen Eiskübel geschickt etwas neben sich unter dem Tisch plaziert. Von da ab bekam er wieder mehr Form und riß die Leitung wieder an sich, die ihm schon eine Zeitlang entglitten war. Jensen hatte von vornherein schon sich besser in der Gewalt. Aus langer Übung ließ er sich angetrunken dahinschwimmen, immer aufmerksam, immer seinen Vorteil witternd, jederzeit bereit, vorzustoßen nach einem bestimmten Ziel.

„Schließlich müßte das Geschäft sich im besonderen Maße auf die Versicherung überhaupt ausdehnen lassen."

„Meinen Sie."

„Sie gewinnen einen ganz anderen Agentenstamm, viel billiger und ein ganz fabelhaftes Netz. Nehmen Sie die Zeitschriftenreisenden zum Beispiel."

„Das ist allerdings interessant", Fischer hatte das Mißtrauen überwunden, daß ihn Jensen bloß aufziehe.

„Nein, im Ernst, das läßt sich ausbauen. Die Zeitschriften können wir beliebig darauf umstellen. Dann fällt auch der schwerfällige Apparat ihres Inkasso weg, die Offiziere und verkrachten Kaufleute. Das muß doch schwierig sein, solche Leute zu behandeln."

Warum gleitet er ab, dachte Fischer, er bemühte sich den andern zu durchschauen und wurde ganz aufgeregt. „Diese Leute, ach, für Leben mag das gelten, aber so die andern Sachen, die guten Brocken —" er lachte laut auf, um ihn weiter herauszulocken. Aber Jensen schwieg, es war ihm von allein jetzt schon der Gedanke gekommen, der Hamburger konnte warten.

Nun mischte Ahlefeld sich ins Gespräch. In der Halle neben der Bar hatte die Musik zu spielen begonnen. Das mochte heißen, der Tag ist vorbei. Während er einige Gemeinplätze über die Aussichten des Kleinversicherungsgeschäfts in das Gespräch warf, er sprach schon recht undeutlich und die beiden achteten nicht im geringsten darauf, jeder im Augenblick zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, würgte sich ihm der Ekel hoch, Ekel und Angst. Dieser Tag vielleicht, wie viele hundert Tage vorher, hätte eine Änderung bringen können, die völlige Umstellung, Gesundheit und neuen Lebensmut. Er mußte sich schmerzhaft die Worte ins Gedächtnis rufen, die für gewöhnlich seine Tochter bei solchen Gelegenheiten ins Feld führte.

Die Übertragung der Versicherung auf den Konsum birgt ein ziemliches Risiko, als daß allein das Kolportagesystem des Zeitschriftenvertriebs genügen sollte, entsprechende Reserve — zwischen derartigen fachlichen Äußerungen zum Gespräch, die übrigens die beiden andern direkt beleidigend überhörten, schroff dazu mit dem Kopf nickten und dann wegsahen und ähnliches, quälte fortgesetzt der Wunsch, einige hundert Meilen weit weg zu sein. Ein Haus in einem der südlichen Vororte, am Rande des Sachsenwaldes gelegen, das Haus, roter Giebel, leuchtet gegen das umgebende Grün, bewohnt er allein mit seiner Wirtschafterin, die ihm von der verstorbenen Frau her verblieben ist, eine alte brave Seele, schon ein wenig wunderlich. Aber er fühlt sich wohl, wenn sie drin und draußen herumhantiert, geräuschlos und gespenstisch; und in all dem bewegte sich seine Tochter Agathe, die der Mutter mit den Jahren so ähnlich wird, immer in Sorgen, die Stirn in Falten, und so beherrscht in ihrer zärtlichen Fürsorge für ihn, den Vater, manchmal heftig, ein wenig übers Ziel hinaus, wie so junge Leute sind, ungerecht auch, vielleicht, und doch gerade er, der Vater, versteht das Mädchen, Aga, sagt er zu ihr, wenn er sich besonders elend fühlt, wenn er einen Anfall hinter sich hat und besonders viel Alkohol, Aga, nimm dir die Sache nicht weiter zu Herzen, ich rapple mich immer wieder hoch, das geht vorbei, einmal hört das alles auf und dann leben wir ein schönes Leben, wir beide, es kommt bestimmt. Dann lächelt Aga, sie hat dann denselben Gesichtsausdruck wie die Mutter, beinahe aufreizend und doch sanft und lieb, zum Teufel. So flattern unterirdische Stimmungen dahin, während kreuz und quer, überschnell, vorstürmend und in großen quälenden Pausen, die Unterhaltung sich weiter windet über das Geschäft und die Aussichten einer umfassenden Generalversicherung, die zugleich als Warenhandel betrieben werden kann. Ahlefeld glich die hier und da entstehenden Schwierigkeiten, da an und für sich jeder gegen die andern und obendrein noch mit sich selbst im Streit war, immer wieder durch eine neue Flasche aus, eine Lage Liköre, und steigerte sich zu lärmenden Kundgebungen. Der Höhepunkt war bald erreicht. Fischer, froh, dem lauernden Blick Jensens entschlüpfen zu können, nahm einen beliebigen Streitpunkt auf und halb noch im Scherz begann er zu streiten; er hatte schließlich auch seine Zeit verlo-

ren, Ahlefeld verhinderte zudem, seiner Meinung nach, mit Jensen in ein klares Geschäft zu kommen, und der gerissene Jensen schlug daraus Kapital. Während allerdings Jensen seinerseits wütend geworden war und aus der Befürchtung heraus, in einer vorübergegangenen Periode von Betrunkenheit aus der Schule geplaudert zu haben. Die drei begannen sich nach Kräften zu hassen. Dabei schlug besonders Ahlefeld einen überlegenen Ton an. Das erforderte aber nicht nur neuen Stoff, sondern innere Anspannung, Erregung, Wut und Verzweiflung und ein teuflisches Lachen, um den Widerstand der anderen zu brechen. Und dann kam der Anfall. Ahlefeld, außerstande, den Atem zu halten, sank vom Stuhl. Die Augen waren krampfhaft geschlossen, als müßte er alle Kraft sammeln, um etwas von sich zu stoßen. Die Halsadern quollen blau an, noch immer setzte der Atem aus, dann begann der Körper sich zu krümmen, der ganze Mensch zitterte, dann ging es in Zuckungen durch den Körper, Schaum trat vor den Mund, die Augen waren jetzt geöffnet, weit und erschreckt und doch ohne inneres Leben — die anderen waren längst aufgesprungen, beiseite getreten. Fischer, wieder etwas betrunken geworden, hielt sich unsicher an den Stühlen fest und tauchte sein Bewußtsein allmählich zur Nüchternheit empor, Jensen hatte vom Büfett Handtuch und Wasser geholt, Kellner waren hinzugestürzt, noch mehr Wasser, noch mehr Tücher, ein Herr rief: Bitte beunruhigen Sie sich nicht, schon vorüber, kleiner Anfall, na also — die Bar wurde sofort leer, einige Herren waren direkt verschwunden, wie es sich gehört; Damen waren, wie der Geschäftsführer festgestellt hatte, Gottseidank nicht anwesend. Alles war das Werk einiger Sekunden. Ahlefeld röchelte schwer, der Atem kam wieder. Leute hoben ihn auf und betteten ihn aufs Sofa. Alles ging sehr schnell. Das Röcheln war nur, als ob es schon eine Ewigkeit her wäre. Aber dann wurde es schwächer, die kalten Kompressen ließen das Gesicht abschwellen. Der Geschäftsführer zog ab und sagte dann: einen Wagen, verbeugte sich lächelnd vor Fischer. Die Leute zerstreuten sich, Jensen hatte dem Mann die Weste aufgeknöpft. Es wurde alles ruhiger. Man unterhielt sich flüsternd, Fischer nickte zu irgendeiner Frage. Das war alles in ein paar Minuten vorbei, die Luft war noch dick wie in einem Krankenzimmer. Ahlefeld wollte den Kopf heben, sprach etwas, aber so heiser,

daß ihn niemand verstehen konnte, und stotternd. Jensen winkte noch ab, beugte sich zu ihm nieder, das Ohr —. Aber die Augen des Kranken waren starr nach der Tür gerichtet, er wollte sich wieder erheben, durch sanften Druck Jensens zurückgehalten, die Augen immer noch starr, und nun flackernd, wie sprechend auf die Tür. —

An der Tür stand Aga. Abgrundtiefes Grauen im Gesicht. Mit einer Seitwärtsbewegung des Kopfes hatte sie jetzt Fischer bemerkt, der gerade dabei war, sich verlegen zu bewegen, nach der Tür hin zu bewegen, um die ihm bekannte Dame zu begrüßen. Das Mädchen, schätzungsweise Ende der Zwanziger, hatte in ihrer ganzen Erscheinung etwas Hartes und Eckiges, grobe Züge. Die Gestalt, nicht über mittelgroß, hager, trug sich dagegen leicht und lässig und ein wenig nach vornübergebeugt. Aga ging zum Sofa, wo Ahlefeld noch immer bemüht war, sich aufzurichten. Sie legte den Arm unter seinen Kopf, der heftig zitterte und strich mit der Hand über die Stirn des Vaters. Dieser beruhigte sich sofort. Er saß mit einem Ruck aufrecht, wackelte zwar noch hin und her, aber er saß schon, das Blut strömte ins Hirn zurück, pulste im Gesicht, zauberte sogar eine verlegene Andeutung von Lächeln hervor. Aga sah sich nach den beiden Herren um. Ihr zunächst stand Jensen, der sich jetzt anschickte, seinen Namen zu sagen, verbindlichst und mit einer Verbeugung. Aber Aga sah über ihn hinweg zu Fischer hin. Mitten in dessen Entschuldigungsgestammel schnitt sie die Worte: Wie gemein! Dann ließ sie die Herren stehen und ging hinaus, sich den Beistand eines Taxichauffeurs zu sichern. Jensen trat von einem Bein aufs andere. Als eine Minute später Ahlefeld, rechts und links gestützt, ohne Gruß den Raum verließ und hinausgeführt wurde, verbeugte er sich trotzdem vor diesem Fräulein, die ihn so völlig mißachtete, und stellte mit Genugtuung fest, daß Freund Fischer alle Haltung verloren hatte, lächelte und Entschuldigungen stammelte und lächelte, geradezu blöde.

Schnürsenkel!
Bitte kaufen Sie Blumen!
Zündhölzer gefällig?

Unter den deutschen Städten nimmt Hamburg eine Sonderstellung ein, dem Ausländer erscheint die Stadt in fieberhafter Bewegung, von überschäumendem Leben erfüllt. Dem Besucher aus dem Inlande dagegen steif und langweilig, als Großstadt weit unter dem ihrer Einwohnerzahl nach der Stadt gebührenden Rang. Zur Vervollständigung gewisser Abmachungen über die Versicherung des Warenvertriebs der von ihm ins Leben gerufenen Gesellschaften war Jensen nach Hamburg gekommen, zugleich um, wenn möglich, etwas Geld aufzunehmen, um sich flüssiger zu machen. Obwohl gerade in Hamburg für Warengeschäfte schwer Geld aufzutreiben ist, verließ sich Jensen auf seinen Stern, außerdem hatte er gute Empfehlungen. Das ganze Geschäft stand jetzt so, daß Jensen den Vereinigten Papierfabriken durch die ihm befreundete Druckerei in Breslau eine Druckofferte für Zeitschriften- und Broschürendruck verschafft hatte, die fast 50 Prozent unter den Einzelofferten verschiedener lokaler Druckfirmen lag. Die Breslauer Firma wird ihre Leistungsfähigkeit damit garantieren, daß sie mit einem weiteren Dutzend Druckereifirmen ein Syndikat, genauer gesagt, eine Art von Arbeitsgemeinschaft für die Durchführung der zu erwartenden Aufträge eingegangen ist. Die bisherigen Vertriebsfirmen werden ausgebaut; der buchhändlerische Apparat bleibt als selbständige Abteilung erhalten, angegliedert wird diesen Gesellschaften eine Einkaufs- und Verkaufsabteilung für Metallerzeugnisse aller Art, genauer: für Waren, die im Hausierhandel zu vertreiben sind, einschließlich Stoffe. Eine Arbeitsgemeinschaft verschiedener Fabriken für die Produktion dieser Waren setzt die Vertriebsfirma in Stand, Kredite von Banken und die Versicherungen für die Arbeitsgemeinschaft zu vermitteln. Eine eigene Exportabteilung, in Verbindung mit bestehenden Exportfirmen wird eingerichtet. Über den Apparat spannt sich das Netz vielfältiger Versicherung, ineinander verschachtelt und darauf eingerichtet, jederzeit einen fremden Partner ins Geschäft zu nehmen und als Makler das Risiko weiter umzulegen. Das Auftreten dieses Konzerns in der Öffentlichkeit soll äußerst bescheiden sein. Es sind ja nur

Verträge, die in den Notariatsakten ihren Platz haben, im Kontokorrentabkommen der Banken, Namen, die auf der Diskonteurliste der Reichsbank eine bestimmte Gruppierung aufweisen. Für die öffentliche Publizistik sind derartige Verbindungen ohne Belang. Da sind andere Götzen, tönerne, die den Parteien hingeworfen werden, den wirtschaftspolitischen Einzelgängern — zum Schlachten, Eisen, Kohle und Petroleum, Gold, Diamanten und Margarine, Zündhölzer und Weizen.
Jensen hatte nicht verabsäumt, auch Herrn Ahlefeld seinen Besuch abzustatten, aber nur Agathe getroffen. Ahlefeld war überredet worden, ein Sanatorium aufzusuchen, halb von der Tochter, halb von der Generaldirektion, und der Kampf setzte sich um diese durstige Seele in dem Erfrischungsraum einer Kuranstalt mit Sportbetrieb, Tauwanderungen in der Morgenfrühe und kalten Wickeln des Nachts fort. Einer Laune folgend, die ihm hinterher leichtsinnig schien und ihn freudig erregte, hatte Jensen Fräulein Aga zu einem Nachmittagstee geladen, sich darauf versteift und sie geradezu gezwungen, und Aga war erschienen.
Sie sah entschlossen aus und zugleich neugierig. Ganz interessant — stellte Jensen fest. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß die Ahlefelds ihm für das Hamburger Geschäft wichtige Aufschlüsse geben könnten. Er war auch eifrig dabei bedacht, eine Anspielung auf die Vorgänge in der Berliner Bar zu vermeiden, aber Aga enthob ihn schnell dieser Sorge. Sie ging mit ein paar Sätzen, die sehr offen und sehr brutal waren, wie ihm schien, darüber hinweg. Sie war sich über die Absicht der Generaldirektion durchaus im klaren, wenn sie auch die Einzelheiten nicht kannte, und außerdem schätzte sie darin den Vater richtig ein, der dann auf einmal wieder der beste Vater der Welt wurde, so drückte sie sich aus. Der Nachmittag wurde für Jensen reizvoll und verwirrend — ein energisches Weib, schillernd und gar nicht so dumm, auch das Gesicht konnte die Härte verlieren; ihr Lachen war zwar brüchig, aber doch echt und mit weichen Untertönen. Jensen begann sich wohl zu fühlen. Er tippte Geschäftliches an, denn vorsichtig wie er nun einmal war, als er ihr Interesse merkte, sprang er über zu Anekdoten aus dem Seefahrerleben, schließlich landete er wieder im Geschäftlichen. Es kam ihm dabei zu Bewußtsein, daß er überflüssigerweise die letzte Nacht mit einem Bekannten aus

Norwegen durchgesoffen hatte in St. Pauli, und was hatte das für Geld gekostet an die Weiber. — Er wurde bei dem Gedanken ganz warm, daß sich ihm hier eine Chance bot, wunderbar, mit fabelhaften Aussichten. Aga war ihm dankbar; da war ein Freund ihres Vaters, der nett zu ihr war.

Hausieren und Betteln verboten. Jensen rief jemanden an den Tisch, der mit Schnürsenkeln handelte. Der Mann stand abseits, lauernd auf den Augenblick, daß die Aufsichtskellner das Feld geräumt hatten. Dann ging er schnell von Tisch zu Tisch, ein armer Krüppel, arbeitsunfähig, Schnürsenkel. Manchmal geben ihm die Leute was, Schnürsenkel kauft niemand. Es hängt immer davon ab, was die andern tun. Eine erste schroffe Ablehnung kann das ganze Geschäft in einem Lokal verderben, während umgekehrt derjenige, der gibt, die andern nachzieht. Jensen hatte den Mann zu sich gerufen, weil ihn die ganze Zeit der Auswägung mehr körperlicher Chancen der Gedanke gequält hatte, in der Ausnutzung seiner geschäftlichen Idee bereits irgendwie auf dem toten Punkt angelangt zu sein. Auch für Schnürsenkel mußte es doch irgendeine Möglichkeit geben — aber dieser Mann hatte davon keinen blassen Schimmer. Er hatte die Ware irgendwo bei einem Herbergsvater, bei dem sie vielleicht liegen geblieben war, gegen das Versprechen, das Schlafgeld eine Woche vorauszubezahlen, übernommen, und es sah nicht so aus, als hätte er es nötig, die Ware gelegentlich, geschweige denn regelmäßig, zu erneuern. Schnürsenkel — das war ein Wort, mehr noch ein Begriff, es enthielt eine bestimmte Aufforderung, aber es war keine Ware. Der Mann war ein Krüppel, er hätte es nicht besonders betonen brauchen. Das eine Bein war verkrümmt und nach hinten gebogen und schlappte. Dem andern Bein war die Last des ziemlich breiten und aufgedunsenen Oberkörpers zu schwer; es knickte bei jedem Schritt ein und schien auseinanderbrechen zu wollen. So bewegte sich der Mann auf zwei Krücken und stieß sich vorwärts. Der ganze Kopf war kahl und wie verkehrt zugeschnitten, zu einer hohen gewölbten Stirn war ein breites und doch knochiges Gesicht gesetzt, es sah drohend und lächerlich zugleich aus, und dann fehlte das Kinn beinahe völlig, flach wie abgeschnitten. Er konnte auch nicht sagen, wie hoch sein täglicher Verdienst sei. Er lallte mit der Zunge und alle Mühe war vergebens, ihm Geheimnisse seines Geschäftes zu entlocken.

Jensen gab sich geschlagen. Der Krüppel humpelte weiter, mit einem bösen Blick, denn Jensen, der soviel wissen wollte, hatte ihm seiner Meinung nach nur sehr unzureichend gegeben. Das ging im übrigen auch niemand etwas an, wo er die Schnürsenkel hernahm, da konnte ja jeder kommen. —

Jensen spürte instinktiv, daß dieser Zwischenfall auf die Dame an seinem Tisch keinen günstigen Eindruck hinterlassen hatte, zum mindesten erst erklärt werden mußte. Dem fühlte er sich wenig gewachsen, er wurde unsicher und wünschte sich an Bord eines Schiffes an der La Plata-Küste und Kurs in den nächsten Hafen — Donnerwetter, da kannte man keine Schüchternheit. Er mußte lachen. Aga tat ganz verwundert. Er behauptete von sich eine fast krankhafte Sucht, er lächelte dabei zutraulich, alles irgendwie einzuordnen. Schnürsenkel, gab er sinnend zu, waren sicher ein Nebenprodukt einer geordneten größeren Fabrikation, sicher etwas, das vernachlässigt wurde und auf eine zentrale Vertriebsbasis gestellt werden konnte. Ein großer Junge, dachte Aga, wurde ganz warm. Jensen wußte am Anschluß daran schnell etwas über Schuhwichse zu erzählen. Darin kannte er sich besser aus. Es gab Schuhwichse als Markenartikel, die besondere Marke, für die eine Millionenreklame gemacht wurde, und die durch ihren Umsatz genau das wert ist, was diese Reklame einschließlich der dazu gehörigen Organisationskosten plus Zinsen plus Provision kostete, während die Ware selbst, das schwarze oder braune Produkt, das gemischt, gekocht und getrocknet worden war, verpackt und beschriftet, samt Kessel, Heizung und Arbeitslohn keinen eigentlichen Wert hatte, geradezu eine große Null war; merkwürdig, sehr merkwürdig, schloß Jensen stolz seinen Bericht. Das Mädchen verstand das ganz gut. Und dann, sagte der unerbitterliche Geschäftsmann, tritt erst die andere Schuhwichse auf den Plan, die ohne besondere Marke, zum mindesten ohne Reklamemarke und ohne Reklame; die kommt hinterher und schöpft den Rahm ab, darin liegt das Geschäft. Ohne Spesen. Und dann gab Jensen sich einen gewaltigen Ruck und verkündet, sie sollten doch diesen Abend noch, noch einmal besonders leichtsinnig sein.

Mit dem Wagen fuhren sie an die Elbe hinaus. Den Blick auf die ankommenden Dampfer, saßen sie auf einer der Terrassen, ähnliche Paare saßen neben ihnen, Musik spielte, alles sehr steif und förmlich, der Ober stellte selbst das Abendmahl zusammen

und die Getränke, alles mit Maß und nach der vorgeschriebenen Ordnung. Agathe kaufte einen Strauß roter Rosen, sie kamen beide in Streit über das Bezahlen. Jensen hatte nicht darauf geachtet, schwer in Gedanken anderwärts, und Agathe hatte den jungen Mann mit den Rosen an den Tisch gerufen, weil sie, wie sie in dem folgenden Hin und Her immer wieder darauf bestand, weil sie es eben so wollte. Dagegen bezahlte Jensen den Strauß, aber Aga winkte ab und setzte es durch, daß sie selbst bezahlte, denn so war sie es gewohnt. Jensen seufzte resigniert und war mit den Gedanken schon wieder woanders. Der Mond stieg auf. Auch die Rosen haben ihren Preis, ihr Produktionszentrum, den Zwischenhandel, den Kredit und die Verkäufer. Alles das kreiste verschwommen im Bewußtsein, verdrängt von dem Gedanken an eine Frau, die in ihrer Berliner Wohnung saß, vermutlich Gäste geladen hatte, und die sicherlich mit keinem Versuch einer Vorstellung daran dachte, was er, der Kaufmann und Direktor Jensen zur Stunde trieb.

Das Mädchen an seinem Tisch war in verwandten Erwägungen befangen. Sie war anfangs verwundert über den vertrauten Ton, den sie dem Mann gegenüber angeschlagen hatte, denn sie fühlte sich nicht sonderlich hingezogen. Er war etwas zu laut und zu sprunghaft und sie war anfangs mißtrauisch. Später aber hatte sie sich schon gewöhnt, sie schalt sich selbst eingefroren, menschenscheu und alt. So eintönig verbrachte sie das Leben, immer auf der Lauer, den Vater zu schützen. Wieviele Männer, die sich vielleicht ihr nähern wollten, hatte sie zurückgestoßen. Es sind schon Jahre vergangen, daß sie sich in den Armen eines Mannes gefunden hatte, auch damals hatte sie Rosen gekauft. Sie zog die Stirn kraus; aber als ob sie wüßte, daß sie diese Geste bis zu einer verkrampften Bitterkeit übertrieb, strich sie mit der Hand sich schnell die Stirn glatt, und lächelte dabei versonnen. Sicherlich hatte sie diesen Mann gequält, es hatte ihr ordentlich wohl getan, wie er allmählich seine Besuche einschränkte, zum Vater abschwenkte und dessen Saufkamerad wurde; das war ja vorauszusehen, war die Stimmung. Die Erinnerung ging noch ein wenig weiter. Früher, als die Mutter noch lebte, hatte sie sich über solche Fragen keine Sorgen gemacht. An Freunden hatte es nicht gefehlt, und sie pflegte sich darüber kein Kopfzerbrechen zu machen, den anzunehmen, der gerade kam. Das war die Jugend und für sie eine Welt, die ganz

offen und keineswegs rätselhaft, belastet, verworren und kompliziert gewesen war. Von all dem rief Jensen ein Stück Erinnerung hoch, im Guten wie im Bösen. Dann lachten sich beide zu, es war zu komisch, wieviel Mühe jeder mit sich hatte, sich in Bewegung zu setzen.
Die innere Wärme sollte indessen noch nicht aufkommen. Von einem benachbarten Tisch wurden sie gegrüßt. Ein alter Bekannter, Geschäftsfreund ihres Vaters, viel jünger zwar, aber in der Versicherungsbranche sehr erfolgreich, rechte Hand irgendeines Generaldirektors, meldete gewisse Rechte an. Die Herren wurden vorgestellt, man setzte sich zusammen. Brennend gern hätte Jensen die Gelegenheit benützt, im Hamburger Geschäft festen Fuß zu fassen und die neue Bekanntschaft als Sprungbrett für seine Spekulationen einzusetzen — so aber glitt die Unterhaltung allgemein und leicht über Hamburger Stadtklatsch, dieser und jener läßt sich scheiden, jemand ist pleite, und ein anderer tut gut, sich eine Zeitlang in Übersee umzusehen, um erst über gewisse Vorkommnisse Gras wachsen zu lassen. Wie sie darüber sprechen, das klingt unbeteiligt, und doch tasten sie sich dabei ab, Freund oder Feind. Der Dritte versteht sich zwar sehr auf seinen persönlichen Vorteil, er kann sich brutal durchsetzen, aber er ist im allgemeinen sonst gutmütig; der Ahlefeld hat ihn, soweit es überhaupt noch in seiner Macht stand, gefördert. Der Junge hat, nicht zuletzt durch den Krieg, der ihm die Vormänner wegfegte, schnell Karriere gemacht, hat geheiratet wie es ihm gerade nützlich schien, nichts wäre im Wege gewesen, auch Agathe zu heiraten, wenn ihm jemand besondere Vorteile damals hätte auseinandersetzen können. Bleibt aber auch so ein guter Kamerad, den man gelegentlich mal wird benutzen können, bei Auseinandersetzungen, die über kurz oder lang mit den Gesellschaften des Vaters zu erwarten sind. Er wird vermitteln, das ist schon besprochen. Und so kann man sich ruhig gehen lassen, lachend alte Erinnerungen tauschen, heute in der Gesellschaft des Berliners leicht erregt, ein wenig zweideutig in das Abenteuer hineingleitend. Jensen schwimmt und schwimmt auch gegen den Strom. Man muß vorsichtig sein, aber gleitet dahin, geschmeichelt, Boden unter den Füßen, wenn er gelegentlich mit Aga einen flüchtigen Blick wechselt, prüfend und zugleich verlegen, hols der Teufel, denkt er, das Abenteuer.

Zündhölzer gefällig, Zigarren, Zigaretten — die Herren rauchen. Jensen kann jetzt auch freier über sein Lieblingsthema sprechen. Er sondiert das Interesse und legt dann los. Der andere nickt und weiß, wenn man den läßt, daß er keine Feinde bekommt, die es auf ihn absehen, ihm einen Knüppel zwischen die Beine werfen, geschäftlich, mit Kreditsperre, falschen Auskünften, persönlichen Verdächtigungen und so weiter — so wird er zum Geschäft kommen, man wird ihm die Tür aufmachen, er kann starten — so ist der Hamburger. Es war keine schlechte Idee, sich für die Operation das Mädchen zu greifen, denkt er. Auch Jensen fühlt es dumpf, er weiß noch nicht, wie und was, aber er ist zufrieden mit sich, er schwimmt. Die Herren freunden sich an, sie finden immer mehr Gefallen aneinander. Die Sache muß noch näher besprochen werden und in allen Einzelheiten. Es sind doch erwachsene Menschen, sagt sich Aga, und dabei sind sie wie kleine Jungens. Sie beschließen, noch eine Bar in der inneren Stadt aufzusuchen. Aga kennt ihre Leute. Ein solcher Zug dehnt sich aus. Dann werden sie einen Ort aufsuchen mit Mädchen am Tisch. Mit einer Atmosphäre, wie sie ihren Vater davon sprechen hört, von der Welt da draußen. Sie ließ sich nichts merken und verabschiedet sich. Sehr kurz, denn sie hatte genügend gelernt, daß man auf Einwände nicht achten darf, wenn man einen Freund nicht verlieren will. Das ist nun einmal so.

Die beiden waren anfangs ein wenig verlegen. Jensen wollte sogar protestieren, eine polternde Erklärung loslassen, um die Sache ihrer intimeren Beziehung, die eine scheints fremde Entwicklung genommen hatte, wieder zurückzuschrauben, aber Aga winkte ab, und der andere dämpfte Jensens Eifer. Es endete noch in einer Reihe von Versprechungen.

Aga auf der Rückfahrt, allein in ihrem Wagen, überlegte sich: schließlich ist er doch ein großer Junge; er ist noch ganz ungeschliffen; er hat gute Ideen, er wird vorwärtskommen, aber man müßte ihn führen; er ist aufrichtig, noch sehr ungewandt, sicherlich kann er bösartig sein und grob — es wäre interessant, seine Frau kennenzulernen; sollte er hier Erfolg haben, so wird sich darin manches ändern. Sie ließ sich in ihren Gedanken dahinrollen, ein wenig schaukelnd. Mochte er nur kommen, er war nicht ganz der Mann nach ihren Wünschen, er hatte seine Fehler, seine dunkle und rohe Vergangenheit, aber

sie sah dann den Vater vor Augen, jammernd und blaurot aufgedunsen nach Luft japsend, und sich daneben in der Rolle der stillen Dulderin; das war ein ekelhaftes Bild, sie haßte sich darin. Und sie war fest entschlossen, diesem Zustand ein Ende zu machen, einen Mann in diese Sache einzuspannen, und das andere würde sich schon finden, sie fühlte sich erregt und sprühend jung und wollte es noch einmal wagen, besser gerüstet als damals als unerfahrenes Ding. Als sie die Tür hinter sich zuschloß, war sie bereit, diesmal den Mann zu empfangen, der da kommen wollte.

Die Geschäfte gehen voran

Jensen hatte seine Beziehungen gut genutzt. Durch die Reisebuchhandlung in Berlin, der Bruder vertrat ihn bei der Abrechnung der Scheine schlecht und recht, ließ er sich ein paar Leute kommen, um auch das Hamburger Vertriebsgeschäft auszuprobieren. In den Hafengegenden gingen allerdings die Vertriebsbuchhandlungen eigene Wege. Der Inspektor Siegert behauptete eigensinnig, daß man an der Wasserkante nur Leute vom Ort als Kolporteure verwenden könnte. Die Lausitzer Kolonne war in alle Winde zerstreut. Der stillste von allen, den Jensen auf einen Forstgehilfen oder Landwirtschaftsschüler geschätzt hatte, war eines Tages von der Polizei hochgenommen worden, mit falschen Papieren und einer bösen Anklage, die ihn wahrscheinlich ins Zuchthaus brachte, Roheitsdelikte. Der andere Mann, mit dem er die gleiche Tour hatte, war mit Büchern und Scheinen getürmt, da stimmte auch etwas nicht. Die Bayerin war in einer Wirtschaft hängen geblieben und machte jetzt dort die Bedienung. Sie hatte nette Leute gefunden, die sie schon weiterbringen würden; bis dahin hatte sie sich sicherlich auch schon die Hauptkniffe der Animierkellnerin angeeignet und konnte auch auf eigene Faust fortkommen. Andere waren in Konkurrenz-Kolonnen übergetreten, Paul reiste in Sprechapparaten und Brockhaus. Die jüdische Witwe hatte wieder die Konfektion vorgezogen. Man kann doch beides nicht vereinigen, sagte sie Siegert beim Abschied, die Leute hören auf ganz verschiedenen Ohren, Versicherung und Tischtücher, jedes für sich, beides geht nicht. Und genau die gleiche Ansicht hatte

jetzt Siegert selbst. Er tat sich etwas darauf zugute, und er war im innersten davon überzeugt, Jensen, der immer mehr ein großer Mann geworden war, freundschaftlich und gesellschaftlich näher zu stehen, als sonst wer in der Branche. Er war zwar nur ein Akademiker, der zudem früher im Referendar-Examen steckengeblieben war, während Jensen seine Kenntnisse sich ausschließlich in der Praxis und bei den verschiedenen Beschäftigungen angeeignet hatte. Aber Jensen hatte eine gewisse Schwäche für solche Existenzen, die er jederzeit an die Luft hängen und zappeln lassen konnte, und insofern hatte Siegert mit seiner Ansicht recht. Siegert glaubte überhaupt nicht mehr daran, daß man noch geeignete anständige Leute finden würde, Ware zu vertreiben. Es geht alles nur eine gewisse Zeit gut — dann ist es immer wieder dasselbe, pflegte er zu sagen, entweder die Abrechnung stimmt dann nicht mehr, wenn überhaupt noch abgerechnet wird, oder das Geschäft geht mit Nebenluft, der Mann arbeitet schon von Anfang an in die eigene Tasche und für die Konkurrenz. Das ist früher oder später immer dasselbe. Jensen hörte sich das an und hatte seine eigenen Gedanken. Siegert wird gut tun, sich rechtzeitig nach einer andern Stellung umzusehen.

Vorderhand hatte Siegert alle Hände voll zu tun, ein Dutzend Leute wurden noch angeworben, Siegert hatte die Beine in die Hand zu nehmen, wie nie zuvor in seinem Leben. Dabei wurde festgestellt: die Bevölkerung in den Dörfern der Elbeniederung war sehr interessiert daran, Ware vom Reisenden zu kaufen, aber zu einem Preise, der schon in gar keinem Verhältnis mehr zu einer normalen Preisbildung stand. Ratenzahlungen waren nicht beliebt. Der Ware mußte eine Besonderheit anhaften, sei es, daß sie aus dem Freihafen geschmuggelt, das galt besonders für Tabak und Zigarren, französischen Kognak und Portwein — in allen diesen Artikeln sind Reisende in dieser Gegend unterwegs —, sei es, daß es sich um Ware handelte, die dem Exporteur verdorben oder in der Fracht ausgefallen, im Konnossement versteigert oder sonstwie zum Schleudern gekommen war. Das alles konnte man aber den Leuten nicht erzählen, dafür sprach schon der Preis. Auch die Ansicht, daß die Leute, die wochenlang in harter Arbeit von Hause abwesend, als Arbeiter im Moor, als Arbeiter auf den Fischdampfern, besonderes Interesse hatten, sich Bücher zu kaufen und Zeitschriften

aufzustapeln, mit oder ohne Versicherung — war grundfalsch. Dafür hatten gerade diese Menschen kein Interesse; ein halbes Pfund Holländer-Tabak tat da Wunder.
An den Schriften war nur Geld zu verdienen, wenn man sie auf die Schiffe brachte. Erst mit dem, was die Leute selbst auf der Reise brauchten und ein paar Sachen, die sie sich zum Spaß, aus Eitelkeit oder aus irgendeinem kindischen Grunde anschafften, dann aber als Kommissionär, ein Handel über den Kopf weg, bei dem vom Kapitän bis zum Schiffsjungen jeder auf eigene Faust Geld verdienen konnte, um die Heuer aufzubessern und den Juden zu bezahlen. Das Geschäft verstand zwar Jensen aus erster Hand, aber es war schlecht in eine Hand zu bringen und großzügig aufzuziehen, zumal es gerade am Platz selbst etwas verpönt war. Der Hamburger fühlt sich als Großkaufmann, den Blick nach Übersee, im Kontor die Karten eines Netzes von Faktoreien, ein Tisch mit exotischen Produkten — diese Geschäfte konnte ein Süddeutscher finanzieren oder ein Berliner. Der geborene Hamburger dagegen kauft lieber Häuser und Hypotheken im Inlande, wenn er sich hinter einer guten Fassade verstecken kann, und ist noch immer der Meinung, daß man produzieren muß, um Geld zu verdienen. So verkehrt ist die Welt.
Der Inspektor hatte mit seinen Leuten also nicht gerade Erfolg. Es war schwer an die Käufer ranzukommen. Man muß abwarten, bis mal irgendwie etwas Bewegung kommt, Streik und Aussperrungen, politische Hochspannung oder am besten eine große Welle von Arbeitslosigkeit, das Hungergespenst muß umgehen — dann kaufen die Leute. Vorläufig war mit den Schauerleuten nichts los, selbst der Schmuggel vollzog sich in engen bürgerlichen Bahnen. Jensen war noch zu schwach, aus eigenen Mitteln etwas Bewegung zu entfesseln. Das erzählte er Siegerten, der ihm jeden Tag die Ohren vollblies mit guten und abgedroschenen Ratschlägen, mit der gleichen mathematischen Regelmäßigkeit. Denn schließlich brauchten seine Leute nichts zu wissen, daß er die Kaufleute diesmal bearbeitete, die Makler und kleinen selbständigen Exporteure und Privatleute, die Anteile eines Syndikates zeichnen sollten, das Eßbestecke und Rasierklingen, Spangen, Knöpfe und Spiegel, Briefpapier und Ansichtskarten, zu Hunderten von Gros nach Übersee verkaufen sollte als Ware nebenbei, als Zugabe für den Maschinen-

importeur, den Brücken- und Straßenbauer, dem eine fertige Organisation in die Hand gegeben wurde, die einheimischen Arbeiter und Bauern mit europäischer Ware zu bedienen. Die Leute um Jensen hatten insofern auch einen Erfolg, als die importierende Großindustrie aus ihrem Propagandafonds den Aufbau derartiger Vertriebssyndikate unterstützte, als ein weiterer Posten unter Werbeunkosten. Versagte die eine Seite also, so ging die andere um so besser. Jensen ließ eines Tages auch den Bruder kommen. Ihm schwebte der Plan vor, die direkte Beteiligung am Zeitschriftenvertrieb an den Bruder abzustoßen. Carl Gustav Jensen erschien auch in Hamburg, begleitet von der Schwägerin.

Eingeschaltet muß werden, daß Jensen nach jenem ersten Abend bei Agathe einige Tage später sozusagen unangemeldet in der Villa Ahlefeld erschienen war. Und wie auch nicht, Jensen hat immer Glück, das Mädchen war zu Hause und allein. Ohne weitere Umstände war er im Zimmer herumspaziert, hatte statt im Sessel auf der Chaiselongue Platz genommen und dann einfach die Arme augestreckt, Aga zu sich herangezogen, sie auf den Schoß gesetzt und ein paar Worte (inhaltslose) auf sie eingesprochen, als sie sich etwas sträuben wollte, und dann den Kopf der Dame in die Hand genommen und sie auf den Mund geküßt, schallend und strahlend vor Freude. Das war alles ganz einfach gewesen, obwohl er sich vorher ein wenig einen Plan zurechtgelegt hatte. Und dann hatte er die Sache ihres Vaters in die Hand genommen und zugleich die Sache Agathes, die ganz weich geworden war und betulich und voller Vertrauen, obwohl sie sich gelegentlich selbst darüber schalt. Aber alles war im Fluß, und Jensen trieb seine Sache geschickt vorwärts; Aga selbst und ihre Beziehungen kamen ihm dabei sehr zustatten.

Noch zu erwähnen, daß die Beziehungen Jensens zu Dora Jensen in letzter Zeit derart geworden waren, daß sie so etwas wie offene Feindseligkeit bedeuteten. Auf Drängen der Frau eigentlich hatte Jensen die Idee mit den Vertriebssyndikaten weiterentwickelt, damals die Drucker zusammengeschlossen und den Auftrag der Vereinigten Papierfabriken untergebracht. Aber es war jetzt, besonders seit er in Hamburg war, als wolle sie ihm alles wieder zerstören, die wirklich nachweisbar erzielten Erfolge galten für nichts, er wurde in ihren Briefen behan-

delt wie der letzte Idiot, deutlich machte sie sich über seine Arbeit lustig, auch ein Besuch in Berlin änderte daran nichts, er war wütend wieder nach Hamburg zurückgefahren und — er fühlte ja, wie er in Hamburg Boden gewann, er hatte nicht mehr nötig, sich schurigeln zu lassen, der Erfolg war mit ihm, das Abenteuer mit Aga wurde zu einer ernsten Sache, er sah das Mädchen jetzt mit ganz anderen Augen — so kämpfte er gewisse Befürchtungen nieder, als Dora mit Carl Gustav in Hamburg angemeldet und auch eingetroffen waren.

Carl Gustav hatte sich während der Abwesenheit seines Bruders mit einem neuerlichen Auftrieb verzweifelte Mühe gegeben, sich in eine geregelte Tätigkeit hineinzuarbeiten und dieser Tätigkeit Interesse abzugewinnen. Dieser Antrieb wurzelte in kritischen Stunden, in denen er sich schämte vor sich selbst, vor der Schwägerin und dem Bruder, der schließlich, wie er sich selbst und fast verwundert zugestehen mußte, alles tat, um ihn anständig über Wasser zu halten. Aber im Grunde empfand Carl Gustav vor dem älteren Bruder nur eine gewisse Angst, feige Angst, daß er irgendwann einmal ihm nicht gewachsen sein könnte, als ahnte er einen unausbleiblichen Zusammenstoß. Nichts von Dankbarkeit, nicht mal tiefere Achtung, nur Angst. Dora Jensen hatte dieses Gefühl etwas zu zerstreuen gewußt. Sie hatte sich erst vorgestellt, den jüngeren Bruder wegen Frederik als eine Art Gegengewicht zum Ausgleich zu entwickeln. Das Heranziehen aber macht Mühe, man muß sich in den fremden Menschen hineindenken, ihn durch und durch kennenlernen, man wird mit einbezogen in dessen gute und böse Stunden, mitverantwortlich, und es ist praktisch, diesem Menschen dann ständig möglichst nahe zu sein. Selbstverständlich war das für Dora Jensen gerade bei Carl Gustav nicht so einfach. Er entwand sich ihr immer wieder aus der Hand. Er stellte sich abseits wie ein bestraftes Kind, das bockig wird. Er tat so, als müßte er sich furchtbar schämen, aber er war zugleich nicht dazu zu bewegen, etwas anzufassen, um das Vergangene damit wettzumachen. Aus diesem Hin und Her hatte sich eine ziemlich heftige Zuneigung beiderseits entwickelt, die allmählich auch Frederik in zunächst peinlichen Auswirkungen auf sich selbst zu spüren bekam.

Er konnte es nicht vertragen, daß Dora ihn schweigend musterte, prüfend von Kopf bis Fuß, durchdringend und dabei so

unbestimmt, rätselhaft und sozusagen nur mit einer Andeutung lächelte. So stand sie jetzt in dem Hotelzimmer ihm gegenüber. Er wurde erregt und wütend und verwahrte sich vor sich selbst immer heftiger dagegen, daß er ihr irgendwie Rechenschaft schuldig sei; er ist doch sein eigener Herr und er versteht von den Geschäften zumindest soviel wie sie, er wünscht, nicht gefragt zu werden, belauert, verhöhnt und in Dreck getreten; er gibt sich Mühe, seinen Pflichten nachzukommen, er schafft das Geld heran. Das Schlimmste ist, daß er von all diesen Gedanken keinen laut werden lassen darf, daß er eine ruhige und freundliche Miene zur Schau tragen muß, in einfachen Worten antworten, ohne daß es offenbar wird, daß er vor Wut mit den Zähnen knirscht. Und dann verschwindet auch noch obendrein diese Wut, sie löst sich auf, flattert auseinander, es bleibt so eine Leere zurück, die den Menschen verlegen macht. Er kann sich nicht mehr dagegen wehren, daß ihn die Frau durchschaut. Mag sie — aber er kann sich nicht bockig beiseitestellen wie sein Bruder, der Schlappschwanz. Dazu hat er keine Zeit. Dazu steht auch zuviel auf dem Spiel, geschäftlich. Er muß also das alles über sich ergehen lassen, abschütteln später — wenn er erst diese Zeit wieder hinter sich hat. Und er stellt fest, daß die Frau ihm manchmal recht lästig fällt, besonders die letzte Zeit ist es schlimmer geworden. Aber er mag sich winden wie er will, während sie spricht, etwas Belangloses von der Fahrt, von Müller und Schulzes und ihren Berliner Bekannten, hält sie ihn fest in der Gewalt, denn er muß geradezu warten, was nun kommen wird. Das sind alles nur Einleitungen, dahinter steckt etwas ganz anderes — es quält ihn so, daß die angesammelte Unruhe sich irgendwie entladen muß. Er sieht sich ironisch lächeln, hört sich überlegenen Tones sprechen, dabei poltert er los, wutverzerrtes Gesicht. Wie eine gereizte Bulldogge fährt er auf den Bruder los, der am Tisch sitzt und unbeteiligt und gelangweilt bisher in die Luft gestarrt hat. Es ist ausgemacht, es wird jetzt klar herausgesprochen, sie müssen sich trennen. Diesmal endgültig. Wie gleichgültig das alles ist, denkt der Bruder. Aber Frederik empfindet noch die Entspannung, die er erwartet hatte. Er möchte auf den Kerl, der da so teilnahmslos sitzt, losgehen und ihn geradezu ins Gesicht schlagen, auslöschen und zertreten. Er hört gar nicht, daß die Frau zu ihm etwas gesagt hat. Sieht gar nicht hin. Er ist so mit seiner Wut be-

schäftigt, daß es ihn körperlich schmerzt. Dieser Bruder, so idiotisch er sich oft aufgeführt hat und so besoffen, es war wie ein Stück eigenes Leben. Das fühlt er noch ganz deutlich, und er hat sich selber daran abmessen können, spiegeln; er ist schließlich doch immer der Tatkräftige gewesen, der Vernünftige, einer, der sich den Erfolg im Leben erzwingen kann. Verdammt, und das alles ist auf einmal, in diesem kurzen, noch kaum erfaßten Gegenübertreten verloren gegangen, verpufft und nichts ist davon geblieben.
Dora hat eine Weile am Fenster gestanden, Blick auf die Straße, Wagen fahren über den Platz, Fußgänger kommen, bleiben stehen, überlegen scheints und gehen wieder zurück — sie fühlt sich außerordentlich leicht, es ist wie ein Scherz. Sie dreht sich um, nimmt den Hut, rafft Tasche und Handschuhe. Carl Gustav ist dumpf geblieben, ganz verschüttet; nur irgendwie in der Tiefe dämmert etwas herauf, daß ihm Unrecht geschieht, eine zunehmende Erbitterung wird auch deutlich auf seinem Gesicht, die Miene strafft sich. Frederik möchte losbrüllen, aber findet nirgendwo Halt, ballt die Fäuste und stampft auf, mit dem Fuß. Dora lächelt über ihn hinweg und wird dann erst. „Wie gemein du bist", sagt sie, „gemein und dumm." Zuckt die Achseln und geht hinaus. Die beiden anderen bleiben und schweigen.

Nichts zu holen, der Mann ist schwach

Siegert hat seinen Kopf durchgesetzt und sich für den oberschlesischen Bezirk, den er nach der Lausitz zugewiesen erhalten hatte, einen Vertreter nehmen dürfen. Aber nur für ein paar Wochen, denn er muß Oberschlesien kennenlernen, da er den Sommer darauf dann in Ostpreußen arbeiten soll. Die Firma rechnet, versteht er sich mit den Polen, versteht er sich auch mit den Kaschuben. Siegert ist in Berlin gewesen und hat sich den kleinen Reinickendorfer wieder geholt, der sich ganz demütig und brav nach dem letzten Krach, bei dem er dem Oberreisenden die Scheine vor die Füße geworfen hat, ausgelassen hat. Dafür ist Siegert auch aufs Revier in Reinickendorf gegangen und hat mit dem Kriminalbeamten gesprochen wegen der Anzeige einer Abzahlungsfirma, die dem Jungen einen

Photoapparat geliefert hat und sich jetzt betrogen fühlt, denn der Apparat ist längst versetzt und verkauft — vielleicht daß die ganze Sache niedergeschlagen werden kann, wenn man alles auf Unkenntnis und Mißverständnisse hinausdrehen kann und außerdem als Beschäftiger ein gutes Wort mit einlegt. Gott, die Kriminalpolizei ist halb so schlimm.
Siegert rechnet noch immer mit den Jensens seine Scheine ab. Und die Jensens sind in Hamburg groß ins Geschäft gekommen, der Frederik hat ein Boot, so eine Art bessere Jacht, Carl Gustav ist allerdings wie immer. Siegert ist bloß dabei, mit seiner neuen Kolonne, die er ein wenig einspielen muß, die Organisation in Gang zu stoßen, dann wird er sich ganz den speziellen Jensenschen Geschäften widmen, denn da geht sicher großes vor, und Frederik war früher immer sehr nett zu ihm. Siegert hat den Reinickendorfer losgeschickt, und der hat eine Handvoll Leute zusammengebracht, jeder eine Kanone für sich. Er hat sich nicht weiter darum kümmern können, was das für Leute sind, und woher sie kommen. Siegert hat Hefte bestellt und, weil die Firma auf diesem Platz mal einen besonderen Versuch machen will, auch Bücher. Der Buchvertrieb bringt ein größeres Risiko, Siegert muß mit einem Teil seiner eigenen Bezüge dafür haften! Er hat bestimmt den Eindruck, daß seine Leute fleißig sind, die Bücher sind alle weg, Scheine über Scheine — bloß, als er anfängt, Kontrolle zu gehen, stimmt das meiste nicht. Aber das hat man ihm ja schon vorher gesagt, Hamburg ist ein besonderer Platz, die Leute sind viel unterwegs, selbst die Werftarbeiter wechseln viel den Platz, die Bauarbeiter, von den Schauerleuten und Heizern nicht zu reden, und was alles noch ins Feld geführt worden ist. Wenn er auch fremd ist und obendrein ein paar Wochen ruhig zugesehen hat, irgendwie muß er aber doch zu seinem Gelde kommen. So entschloß sich denn Siegert, einen dieser Leute, der mit einem ganzen Packen Material schon seit einigen Tagen völlig verschwunden war, nachdem er den Vorschuß für eine Anzahl Scheine eingesteckt hatte — entschloß sich also, diesen Mann einmal aufzusuchen und sich bei ihm etwas persönlich umzusehen. Der Reinickendorfer hatte ihn zwar gewarnt: Nichts zu holen, Herr Siegert, der Mann ist schwach. Sie machen die Leute bloß stutzig. Aber Siegert hatte den Warner, der ihm die Leute zusammengeholt hatte,

einfach stehen lassen und war wütend weggerannt.
Der Mann war gar nicht so einfach zu finden. Siegert hatte die Erfahrung gemacht, daß man in solchen Fällen nur unvorbereitet kommen darf. Der Mann, ein gewisser Kröger, wohnte in einem dieser Altonaer Höfe, die, nach Londoner Muster gebaut, auf beiden Seiten von einer Reihe ein- und zweistöckiger Häuser flankiert wurden, und die Straße war nicht mehr als ein etwas breiterer, nach oben offener Tordurchgang. In einem dieser Eingänge, im zweiten Stock hauste dieser Kröger, Stube und Küche. Siegert war, wie das seine Gewohnheit geworden war, ohne erst länger zu klopfen, einfach in die Küche getreten. Von dem an sich schon engen Küchenraum war noch ein Verschlag durch einen Vorhang abgeteilt worden. Hinter diesem tauchte auch schließlich Kröger auf, zitternd am ganzen Körper, das Gesicht eingefallen. — Siegert sah mit einem Blick, der Mann war nicht in Ordnung. Im Raum stand noch eine kleine verhutzelte Frau, die sich vorher am Herd irgendwie zu schaffen gemacht hatte und daher wohl das Klopfen überhört haben mochte, drei vier Kinder um sie herum, alle beinahe eine Größe, zum Verwechseln und schmutzig und schlecht genährt, sprachlos allesamt, bis der Hausherr die ganze Gesellschaft gegriffen und hinter den Vorhang geschoben hatte. Sie verhielten sich mäuschenstill.
Kröger hatte einen Bruder, der auf einem Hafenschlepper beschäftigt war. Gelegentlich war er dort auch mit untergekrochen und hatte ein wenig gearbeitet. Aber für dauernd kam das nicht in Frage, dafür war er körperlich viel zu schwach. Keineswegs, daß er faul gewesen wäre, aber jemand, der nichts Richtiges gelernt hat, der ermüdet leicht, gleichgültig, welche Arbeit er anfaßt, und wenn er schon als Kind obendrein zurückgeblieben und schwächlich geworden ist, so wird er ein Spielball aller möglichen Krankheiten, keine ausgebildet genug, daß sie ihn völlig niederwirft. Siegert hielt den Mann für schwindsüchtig.
In dem Gespräch, das sich jetzt entwickelt und das Siegert weit höflicher einleitete, als er sich vorgenommen hatte, erfuhr er, daß Kröger auch zur See gefahren war, daß er als Lagerarbeiter auf der Werft, als Hausdiener im Kontor, als Bote und Expedient schon Beschäftigung gefunden hatte, alles nur vorübergehend, daß er auch politisch eine Zeitlang besonders tätig ge-

wesen war, daß er als Bordkassierer eines Verbandes der Seeleute gewirkt hatte und im guten geschieden war, ohne Polizei und Krach — alles in allem ein Mann, der für die Tätigkeit als Buchreisender wie geschaffen war. Kröger hatte mit einer Handbewegung den Herrn eingeladen, ihm ins Zimmer nebenan zu folgen. Dieses Zimmer hielt die Erinnerung an die frühere gute Stube wach, Schrank und Kommode mit einer gehäkelten Decke darüber, ein Regal mit Büchern, in der Mitte ein viereckiges Stück graues Tuch, auf dem wie auf einem Teppich der Tisch stand, zwei Stühle am Tisch, zwei Stühle an den Wänden. Sicher war, daß die Familie dieses Zimmer nicht benutzte und daß es besonders Frau und Kindern verschlossen war. In dieser Umgebung schwand Siegert der Mut, drohend und polternd aufzutreten. Vollends väterlich wollte er jetzt auf den Mann einwirken, für den er es geradezu als eine neue Lebensaufgabe sah, in Hamburg Bücher und Zeitschriften zu verkaufen. Aber Kröger schien davon zunächst nicht viel wissen zu wollen. Er war von dem vielen Erzählen, bisher sprach er ja fast ununterbrochen, ordentlich warm geworden. Geld war schon zu verdienen, aber nicht mit gedruckten Sachen. Die Leute denken nämlich meistens, die Inflation ist vorbei, und auch der große Schmuggelverkehr im Hafen hat aufgehört. Aber die Sache liegt nur so, daß heute zu guten Geschäften etwas mehr Geld gehört, daß man einen eigenen Kutter haben muß, zum mindesten eine Beteiligung daran. Und daß man nicht einfach allein und auf eigene Faust an die Sache herangehen kann. Da sind Leute notwendig, die die großen Verbindungen haben, und, versteht sich, das entsprechende Geld. Es ist für den einzelnen zu schwer, sich auf die Dauer einen festen Kreis von Abnehmern zu halten. Er hat einen Freund, der jahrelang mit seinem Bruder große Geschäfte gemacht hat, viel Geld verdient mit Sprit nach Norwegen, bis er eines Tages schließlich geschnappt wurde, er war zu lange auf einer Sache sitzen geblieben. Jetzt ist alles hin. Er sitzt schon über anderthalb Jahre in Untersuchung, ist krank geworden, liegt zum Sterben, galoppierende Schwindsucht. Dabei war er ein Riese von einem Kerl, Athlet gewesen, der beste Turner der Marine, früher auf der kaiserlichen Jacht gefahren. Ihn, den Kröger, hat er jahrelang unterstützt, die feinsten Eßwaren ins Haus geschickt, jetzt schreibt er jämmerliche Briefe aus dem Gefängnislazarett. Der Bruder

fährt jetzt manchmal den Kutter, mit Gelegenheitsware, nur so im Hafen herum. Manchmal klappt es ja, aber es sind auch große Spesen, auf den Überseern ist jetzt die Kontrolle sehr scharf. So laden sie meistens nur ein paar Kollis aus der Ladung hintenherum ab, manchmal auch Kohlen, aber was bringt das schon ein. Siegert stellt sich nur vor ein Interesse für Tabak und Zigarren, vielleicht auch noch für Whisky und Kognak, aber Kröger zählt eine lange Liste von Waren aller Art runter, von Nahrungsmitteln wie Kaffee, Kakao und Zucker angefangen, die verschoben werden, Konserven, aber auch Uhren und Schmucksachen, Seifen und Parfüme, Stoffe, Feuerzeuge, Ausrüstungsgegenstände, Werkzeuge, Motore und was noch alles. Siegert nimmt sich vor, die Jensens darauf aufmerksam zu machen. Aber auf die Frage nach den Scheinen ist von dem Mann nichts weiter herauszubekommen als ein verlegenes Achselzucken, ein schüchternes Lächeln, Hamburg ist eben kein Platz dafür. Kröger hat es auch noch nicht aufgegeben, weiterzuarbeiten, aber er verspricht sich nicht viel davon, der Vorschuß ist aufgebraucht. Auf dem Bücherbrett stehen ein paar Bücher, die aus der Kollektion stammen, zweifellos Hauspost und Familienbücher, wie der Arzt im Hause, Romane für die Hintertreppe, alle fein säuberlich aufgestellt, mit Nummern versehen, schon der Namenszug auf dem ersten Blatt hineingeschrieben. Siegert, der schon, um sich zu beschäftigen, ein paar Bücher aus dem Regal herausgenommen hat, konnte das sofort feststellen. Von den Zeitschriften ist nichts zu sehen. Zeitschriften werden nicht gesammelt. Aber auch andere Bücher sind noch da, einige ziemlich kostspielige Reisewerke, Goethe und Schiller in goldgeschnittenen Ausgaben, die dicken sozietären Romane Zolas. Die Reisenden haben sie hiergelassen, bemerkt Kröger auf den fragenden Blick des andern. Siegert ist zuerst ganz niedergeschlagen. „Die Leute wollen etwas sehen, wenn sie mich besuchen kommen", lenkt Kröger ein, „das ist hier so üblich, und ich gebe auch viele Bücher weg. Manchmal kommen sie auch und bezahlen, aber es ist auch schon viel um der Verbindungen wegen. Es gibt bei uns auch Leute, die haben ganze Bibliotheken und lesen darin. Früher, als ich noch in der Partei war, hatte ich noch mehr Bücher." — Siegert nickte. Er berechnete für sich einen Verlust von an die 50 Mark, allerdings ging das zum größten Teil auf Rechnung der Gesell-

schaft. Er verabredete, daß Kröger ihn in den nächsten Tagen aufsuchen sollte, er wollte sich etwas für ihn überlegen. Beim Hinausgehen traf Siegert in der Küche die Frau wieder an. „Die Kinder sind auf den Hof geschickt", begütigte Kröger. Die Frau sah ängstlich und verprügelt aus, sie wagte zu dem fremden Herrn nicht aufzublicken und brachte keinen Ton heraus, als dieser sich auch von ihr mit einem flüchtigen Gruß verabschieden wollte. Kröger bestätigte „sie hat viel mit den Kindern zu tun, sie muß auch mal zum Arzt — ja", und seufzend ging er wieder hinter den Vorhang, als Siegert die Tür ins Schloß geworfen hatte. Er war noch ganz benommen, Siegert, wie vor den Kopf geschlagen, in einer heftigen Wut gegen den Berliner, der diesen Kerl ihm angebracht hatte. Unten im Hof liefen die Kleinen hinter ihm her, und er mußte kräftig ausschreiten, um sie abzuschütteln.

Wochenende, ein bittrer Tropfen

Es gibt einflußreiche Hamburger Kaufleute, die den Zug nach Blankenese und in die Elbeniederung nicht mitmachen aus Eigensinn oder aus der Unsicherheit heraus, von den traditionsgemäßen Großkaufleuten schließlich doch nicht ernst genommen zu werden. Sie gehen dann lieber nach Reinbek oder noch weiter hinaus in den Sachsenwald mit ihren Villen. In ein solches Haus waren die Jensens über Wochenende eingeladen worden. Der Hausherr, angesehenes Bürgerschaftsmitglied, Transportversicherer und gewichtiger Mann an der Börse, da er auch groß in Warengeschäften engagiert war, wurde auf rund eine Million geschätzt. Das will etwas heißen, wenn das Vermögen nicht ererbt, sondern in ein paar Jahren erst zusammengeschafft war. Der Vater war noch einfacher Bauarbeiter gewesen, ein aufgeweckter und unabhängiger Mann, der den Sohn in die kaufmännische Lehre gesteckt hatte, weil in Hamburg eben nur der Kaufmann etwas gilt. Der Junge war ein eifriger Stenograph, und durch verschiedene glückliche Umstände und eine ziemlich weit vorgeschrittene Lungenschwindsucht, die ihm die Möglichkeit gegeben hatte, während des Krieges zu Hause zu bleiben, war er schließlich in die Versicherung hineingekommen und bald in eine Maklerstellung, die ihm gestat-

tete, an dem großen Kriegskuchen der Seeversicherung kräftig mitzuverdienen. Von da bis zum Direktor seiner eigenen Gesellschaft und zum Platzvertreter englischer und amerikanischer Gesellschaften war es dann automatisch und schnell gegangen. Ein durchaus umgänglicher Mann, mit sehr weiten demokratischen Ansichten, sehr beliebt, gewandt und gerissen, direkt der Mann für den älteren Jensen und seine Geschäfte. Jensen mit Frau Dora und Carl Gustav Jensen waren geladen, ein Senator war da, der mit der Familie von der Nachbarschaft her bekannte Ahlefeld nebst Tochter, Ahlefeld war aus dem Sanatorium zurück und wieder zunächst frisch und gesund, ferner eine verwandte Dame der Frau des Hausherrn, sehr bescheiden und zurückhaltend, ein jüngerer Rechtsanwalt, der soeben in einer Karriere als Staatsanwalt irgendwie ausgestoßen war und schnell umgesattelt hatte, und ein älterer Herr, der so eine Art Faktotum des Hauses darstellte und über dessen näheren Beruf die verschiedensten Deutungen im Umlauf waren, mal sollte er Bankier, mal höherer Beamter gewesen sein, aber es gehörte zum guten Ton, darüber nicht zu sprechen und nicht danach zu fragen. Das war das Haus Lohmann im Sachsenwald. Die Lohmanns pflegten ihren Gästen aufmerksamste Wirte zu sein.

In einer Nische im Wintergarten saßen sich für einen Augenblick Dora und Carl Gustav gegenüber, die Frau hatte den Vorüberschlendernden zu sich herangewinkt und ihn geheißen, sich zu setzen. Es war bald nach der allgemeinen Begrüßung, die Gäste hatten sich versammelt, sich begrüßt, man war wieder zwanglos auseinandergegangen, schlenderte in den unteren Räumen herum, eine ungezwungene Pause, bis von irgendwoher ein Gong sie alle wieder zusammenrufen würde.

Dora sah recht bedrückt aus. „Ich muß mich darauf verlassen, du wirst es ihm heute sagen, heute noch —“ wiederholte sie scharf.

Carl Gustav lächelte nachsichtig, nein, eher ein wenig schuldbewußt.

Dora ließ nicht locker. „Stell dich jetzt nicht so albern, reiß dich doch zusammen. Du hast es mir versprochen. Wenn du ein Mann sein willst —“

„Es wird sich schon eine Gelegenheit finden“, wollte Carl Gustav beruhigen.

„Ach was!“ Dora konnte sehr kurz sein. „Was hindert dich, jetzt zu ihm hinzugehen. Er spricht jetzt mit dem alten Aufpasser, den der Lohmann auf uns hier loslassen will“ — Dora beugte sich vor und sah angespannt ins Nebenzimmer — „die beiden sind jetzt ganz allein, du gehst einfach hin, nimmst ihn am Arm und ziehst ihn etwas beiseite, brauchst dich gar nicht zu entschuldigen, der Alte wird schon verschwinden. Dann ist wenigstens sofort Klarheit, nicht?“

Carl Gustav saß wie auf Kohlen. Es fiel ihm schwer, das sah man ihm deutlich an. Aber er mußte doch vor sich hinlächeln, denn so sicher und jeden Widerspruch abschneidend die Frau eben gesprochen hatte, das letzte „nicht?“ hatte den Ton in einer Kurve abgleiten lassen, es war nicht nur eine Frage, er fühlte darin alles in Frage gestellt.

Er sprach mehr vor sich hin, als daß er ihr antworten wollte.

„Ich bin übrigens gar nicht so sicher, daß es irgendwie von Vorteil ist, gerade hier —“

Dora verzog das Gesicht, sie antwortete nicht.

Der Mann hob verlegen die Schultern.

Vielleicht war es nur eine Laune, ihm — Carl Gustav war es niemals ganz bewußt geworden und er hatte es in den letzten Tagen auch aufgegeben, darüber nachzudenken — daß Dora den Bruder verlassen wollte, ausgerechnet um ihn — Carl Gustav, zu stützen, ihn vorwärtszubringen, ausgerechnet. Es kam ihm ganz wunderlich vor. Es war wirklich ein Wunder, daß die Frau ihn plötzlich bei der Hand genommen hatte, ihm gut zugeredet, gestreichelt, und dann den Kopf in die Arme genommen hatte, geküßt — phantastisch, das Leben sollte plötzlich aufgehen. Kraft sollte freigemacht werden, Kraft, das Leben zu zwingen. Er soll das auch können wie der andere, Geschäfte machen, Geschäfte einleiten, einer Gesellschaft von Leuten vorstehen, eine Stellung einnehmen, und so weiter und was noch alles. Carl Gustav schwimmt wieder oben im Leben. Er hat eine bestimmte und feste Vorstellung davon, wie er sich zusammennehmen würde, die täglichen Dinge ganz anders anpacken als bisher, und Dora wird ihm dabei helfen. Er hat versprochen, sie darin nicht zu enttäuschen. Überhaupt brachte der Bruder für die Frau im Grunde kein richtiges Verständnis auf, er geht in seinen Geschäften auf, wird oberflächlich und leicht müde, Dora zu unterhalten und teilnehmen zu lassen. Er, Carl

Gustav, hat dafür ein ganz besonders feines Empfinden, er denkt wie sie, er lebt sich ganz in ihr Wesen ein, es ist so verwandt, so menschlich nahe. Er kann der Rührung gar nicht Herr werden, die Tränen steigen hoch, wenn er das alles bedenkt. Sie sollte einsehen, Dora, daß diese zarte Stimmung zerrissen werden muß, wenn er jetzt, gerade jetzt mit ihm zu sprechen gezwungen wird. Was soll er auch sagen, soll er es als Bote sagen, Dora läßt sagen, sie ist mit dir fertig und wird künftig mit mir leben, besser und glücklicher, und ich bin auch der Meinung, oder — allerdings ohne zu stottern, brutaler Kerl, Ausbeuter rücksichtsloser, du richtest die Frau zugrunde, ich dulde das nicht länger, ich habe Dora zu mir genommen, verschwinde gefälligst — peinlich, diese Vorstellungen. Andererseits fühlt er sich auch gar nicht in der Lage, solche Sache leichthin und geschäftlich abzuwickeln, etwa dabei freundlich zu grinsen, ein wenig Ironie einzuflechten, auf einen direkten Angriff zu antworten —

Aber Dora rief mit schneidender Stimme, diese Stimme stand für eine Weile wie ein drittes Wesen für sich im Raum, durch die beiden angrenzenden Zimmer hindurch: „Frederik“ und noch einmal „Jensen —“

Jensen ließ den alten Herrn einfach stehen und kam sofort. Verlegen lächelnd trat er zu den beiden, er trug schon von vornherein die Absicht zur Schau, ein etwaiges Mißverständnis aufzuklären, zu vermitteln, Aufschub zu gewinnen, nur um keine Unruhe und sonstige Peinlichkeiten im Augenblick aufkommen zu lassen. Dora verzog verächtlich das Gesicht. Den Bruder traf ein fragender Blick des Gerufenen. Carl Gustav wurde zusehends ernst und feierlich. Pause.

Dora hörte sich mühsam Worte formen, aber sie hatten einen ganz anderen Sinn. „Über deine gegenwärtigen Geschäfte bin ich recht wenig unterrichtet — vielleicht setzt du uns noch etwas ins Bild vorher?“

Jensen fühlte sich erleichtert aufatmen, und blieb doch unruhig, ängstlich bedacht. — „Aber doch nicht jetzt im Augenblick. Selbstverständlich. Ich hatte ja gar keine rechte Gelegenheit bisher. Im Augenblick ist die Sache auch nicht von besonderer Bedeutung.“

„Ich dachte doch!“ Carl Gustav hatte einen kräftigen Anlauf genommen.

„Was weißt du davon!“ zischte der andere und sah durchdringend auf Dora.
Diese aber lächelte, hinziehend — ironisch und undurchsichtig. „Wir warten hier auf das Urteil des Seeamtes, heute Verhandlung, wegen der Motorschoner, einer ist aufgelaufen, der andere hat doch die Anstände mit der Hafenpolizei — aber das kommt alles in Gang. Das Wichtige ist doch, daß die Werke jetzt liefern, die Gesellschaften werden schon unruhig. In Breslau mit den Druckereien klappte die Sache soweit, nichts Ungünstiges gehört, du weißt ja selbst, vielleicht besser als ich —“
„Wir wollen das gar nicht wissen.“ Direkt zum Angriff ging Carl Gustav damit über.
Dora wehrte ab. „Doch. Aber Frederik hat recht. Das können wir jetzt nicht erörtern.“
„Nicht wahr —“
„Ich fühle mich völlig fremd. Die Leute müssen ja den Kopf schütteln.“
„Ach was!“ Jensen war jetzt höchst nervös, machte mit dem Kopf nach seitwärts ein Zeichen, „da kommt der Mann, der uns sehr nützen kann.“ Der Anwalt war in die Tür getreten.
Dora aber wurde sicherer. „Mir paßt das hier nicht. Mir paßt das alles nicht. Ich wollte dir sagen —“
„Schweig jetzt“, unterbrach sie Jensen.
„Das hängt doch von uns ab“, polterte der andere dazwischen.
„Ich gebe dich auf, ich will nicht mehr —“ Der Anwalt war nähergekommen, Jensen hatte schon wieder sein pflichtgemäßes Lächeln aufgesetzt, das man jetzt von ihm erwartete, „ich bitte dich, uns bei deinen Freunden zu entschuldigen, wir gehen.“ Sie ließ einige Höflichkeitsworte des Hinzugekommenen über sich ergehen und erhob sich. Jensen hatte sie am Arm gefaßt, sicherlich nicht sehr zart. Sie war im Gesicht dunkelrot geworden. Sollte sie einen Skandal hervorrufen, ihn schlagen — sie fing einen bittenden Blick Carl Gustavs auf, einen hündischen, so treu und bereit sich zu opfern — der Ekel stieg ihr hoch. Sie hatte sich bald wieder in der Gewalt. Jensen sprach irgendetwas sehr laut, lachte dröhnend, der Griff um den Arm fiel wie von selbst ab. Im Nebenzimmer zog sich wieder die Gesellschaft zusammen. Die Freunde der Lohmanns, der Senator, Ahlefeld mit Tochter. Dora übersprang die Situation: „Ich glaube, ich

bin dieser Dame schon begegnet." „Das ist sehr wohl möglich", sagte der Rechtsanwalt darauf, „Sie sind schon länger hier?" Dora antwortete nicht. Dora war schnell ein paar Schritte vorausgegangen. Die anderen folgten.

Es wurde Tee gereicht. Man stand noch im Gespräch herum, und erst als der Hausherr selbst auf dem Plan erschien, sonderten sich die Interessen. Dora hatte die junge Ahlefeld mit Beschlag belegt.

Lohmann sah ein wenig sorgenvoll aus. Vom Büro war das Gutachten der Handelskammer telephoniert worden, das ziemlich ungünstig war. Es würde schwer fallen, zu beweisen, daß in gewisser Hinsicht falsche Deklarationen in keiner Weise beabsichtigt gewesen seien, eine Bemerkung aus dem Gutachten, die den alten Ahlefeld in schallendes Gelächter ausbrechen ließ. Ahlefeld hatte seinen guten Tag — als ob sich überhaupt jemand findet, der ein Interesse daran hat, seine Waren richtig bis auf den Punkt zu deklarieren, Kunststück — woran soll denn verdient werden? Der Senator, der ein wenig abseits stand, nahm eine derartige Ansicht nur mit Mißfallen zur Kenntnis. Lohmann hatte einige Worte nötig, ihn zu beruhigen, wie es gemeint gewesen sei, worauf der Herr gleichfalls vergnügt zu schmunzeln begann — wir sind doch alle Menschen. Und wieviel denn überhaupt daran zu verdienen sei, fragte jemand, ein Außenseiter, wahrscheinlich die Dame, die zur Familie gehörig noch keinen Anschluß gefunden hatte. Der Rechtsanwalt beeilte sich darauf, eine Antwort zu geben, im allgemeinen und im besonderen, indem er Lohmann den Hauptteil der Aufklärung zuschob. Hamburger Gemütlichkeit. Die Assekuradeure kamen ins Feuer. Ahlefeld gab Stücke aus der Praxis zum besten, es war Zeit, den Kognak zu reichen. Ahlefeld konnte nämlich übers Ziel hinausschießen. Wenn der Dampfer Emma eines Reeders, der schon verstorben war und mit einer Police behangen, die unwahrscheinlich, längst vergessen und zudem in London gezeichnet war, also wenn der Dampfer Emma mit einer guten Ladung Wasser und Alteisen an Bord, mit feinen Papieren klariert, später auf die Verlustliste gekommen war, beispielsweise, pflegten die Assekuradeure ein Essen in kleinem Kreise, versteht sich, zu veranstalten, oder heißt das, die Sache nochmals zu klären. Freunde mußte man haben, man muß die Leute kennen, mit denen man

es zu tun hat, oder: alle müssen vom gleichen Topf essen, das ist der Wahlspruch der Assekuradeure. Darüber bestand kein Zweifel, und den Jensens zu Ehren wurde derartiges nochmals vorgeführt — der gleiche Topf, dann konnte schon nicht viel passieren. Frederik Jensen war mehr wie je davon überzeugt, hier mitzuhalten und sich nicht unterkriegen zu lassen. Und wenn er den besoffenen Bengel, den Carl Gustav, der scheints aufsässig werden wollte, hinaustun muß; niemand soll ihm jetzt in die Quere kommen. Er bewunderte den feinen Takt des Senators, der natürlich manche Spitzen der immer lebhafter werdenden geschäftlichen Unterhaltung überhörte. Der Lohmannsche Hausgeist hatte ihn wieder gestellt, der alte Herr konnte mit ganz peinlichen Fragen kommen. Niemals kann man im Augenblick wissen, ob es richtig ist, alle Karten aufzudecken, den politischen und unpolitischen Vertrieb, die Kopf- und Familienversicherung auf das Abonnement, die Risikobehandlung, den Nachschub mit Waren, das Ineinandergreifen der Abzahlungen, dazu im Gegensatz dann den Ramsch und den Einzelvertrieb aus den Pleitegesellschaften heraus, die letzte Zerstäubung — hat es einer genannt. Wozu auch — hier war doch Neuaufbau, Produktion, Industrie- und Großhandel — der alte Herr war nicht leicht zufriedenzustellen, es wäre nur unhöflich gewesen, überhaupt nicht zu antworten. Der Anwalt sprang dem bedrängten Jensen bei, indem sie sich wieder mehr auf das gegenwärtige Spezialgeschäft von ihm zuwenden ließen. Zwischendurch schnappte Jensen aus der sehr lebhaften Unterhaltung Carl Gustavs mit dem Senator Bruchstücke auf wie, daß Carl Gustav Einstreuungen zum besten gab aus seiner Zeit als Rittmeister der Husaren, Mitglied einer Militärkommission in Übersee — er saß wie auf Kohlen, der Bengel konnte fürchterlich lügen und wie in diesem Augenblick ganz ohne Sinn. Lohmann, der sie einen Augenblick verlassen hatte, kam zurück: Noch immer ohne Nachricht. Lohmann drängte seine Zigarren auf. Der Mann grinste so aufreizend, Jensen fühlte sich ordentlich versucht, den Anwalt nach dessen Meinung darüber zu befragen.

Dora und die junge Ahlefeld hatten andere Sorgen. Nachdem sie sich eine Weile gegenseitig nach ihren Interessen abgetastet hatten, waren sie im Geschäftlichen steckengeblieben. Dora mußte sich überrascht zugestehen, daß das Mädchen durchaus

praktische Auffassungen von geschäftlichen Möglichkeiten entwickelte. Vielleicht war es doch nur üblicher Tratsch, den man ihr zugetragen hatte, daß Jensen zu diesem Mädchen in näheren Beziehungen — Jensen konnte in solchen Fällen etwas Ernsthaftes nicht gebrauchen, flüchtete geradezu in die Arme von Bardamen, denen er dann großmütig gestattet, ihn tüchtig auszuziehen. Die Ahlefeld war durchaus nicht sein Typ; würde sich auch gar nicht dazu hergeben, stellte Dora bei sich fest, das Mädchen hat so etwas Verkniffenes um den Mund, sie wird es dem Mann einmal nicht leicht machen. Die andere dagegen brachte weit weniger freundliche Gedanken für ihr Gegenüber auf. Sicherlich quält sie den Mann, war ihr erster Eindruck, sie wird ihn nicht aus den Augen lassen, ständig antreiben und kontrollieren, rechthaberisch und anmaßend, dünkt sich viel klüger und läßt den Mann nicht zur eigenen Entwicklung kommen, der Mann ist nur ein Werkzeug — die Prüfung fiel für Dora keinesfalls schmeichelhaft aus, sie würden sich niemals verstehen können, niemals verbünden. „Ihr Herr Vater hat sich jetzt ganz von den Geschäften zurückgezogen?“ fragte Dora. Müdes Lächeln zur Antwort: „Wie mans nimmt.“ „Ich hörte nur davon.“ „Es sind so viele Leute, die sich dafür interessieren. Er richtet sich die Gesundheit zugrunde — er würde sich ja abfinden lassen, aber sie bieten zu wenig.“ „Ob er sich nicht eine eigene und vielleicht ganz anders geartete Betätigung doch wieder schaffen sollte —“ Eine Spionin? „Gnädige Frau“, antwortete darauf die junge Ahlefeld, „das würde ihm ja wenig nützen. Er ist doch in der Branche aufgewachsen, und stößt schließlich doch immer auf die gleichen Kreise, warum auch, er fühlt sich doch ganz wohl.“ Dora beharrte noch darauf: „Ich dachte nur, mein Mann erzählte mir damals, andeutungsweise nur, darüber kann man ja gar nicht sprechen —“ Die andere zuckte nur die Achseln. „Sie haben doch hier im rein Kaufmännischen ein so weites Betätigungsfeld.“ „Den Handel liebt der Papa nicht, eher schon das, was dahinter steckt —“ sie lächelte Dora an, „aber Sie haben recht, ich bin es nämlich, die ihn davon abhält, er hat es nicht nötig, sich in neue Geschäfte einzulassen — so haben wir uns geeinigt.“ Dora mußte die Energie des Mädchens bewundern. Sie nickte ihr freundlich und zustimmend zu. „Wenn das Einkommen Papas nicht auf einer unübertragbaren Lebensrente basierte, mein Onkel, der ein etwas

schrulliger Jurist war, hat uns dazu verholfen, so wäre er wohl schon längst in irgendeinen Strudel hineingerissen — so ist es eben ein Glücksfall, bis auf die Gesundheit —" „Schade", stellte Dora, diesmal völlig ehrlich überzeugt fest, „bei Ihren Beziehungen —" „Ich habe sie Herrn Jensen schon zur Verfügung gestellt, ich möchte wünschen, daß er Erfolg hat —" also, aber Dora war durchaus nicht abgeblitzt. Wenn das letzte als Herausforderung gemeint war, so nahm sie ruhig diese Herausforderung an. „Ich muß Sie mal besuchen, meine Liebe, wir haben ja auch mancherlei Möglichkeiten, Jensen ist in so vielerlei Geschäften, sicherlich werden ihm die Beziehungen Ihres Papas von außerordentlicher Bedeutung sein." „Ich hoffe es —" Es war eigentlich dumm, sich mit dieser Frau zu streiten, Jensen hat ihr vielleicht nicht die ganze Wahrheit gesagt. Und sie lud sie, plötzlich angeregt im weiteren Gespräch, ein, lud sie schon für den nächsten Tag bestimmt zum Tee ein, denn Dora wird bald nach Berlin zurückfahren, will nicht zu lange in Hamburg bleiben. Sie deutet etwas an von einer Beteiligung an einem Baukonsortium für Siedlungen in Berliner Vororten, Beamteninteressenten, Abzahlung und zweifellos auch Versicherungsschema noch einzubringen. Die Frau war tüchtig, hatte zum mindesten das Heft in der Hand; vielleicht kann sie ihr sogar eine Stütze bieten. Dora goß Öl ins Feuer, hatte gehört, daß Ahlefeld öfter in Berlin, dort würde man sich noch besser verständigen, sie erwartete ihren Gegenbesuch tunlichst bald, die Verhandlungen sind soweit, an Ort und Stelle lassen sich besser alle Fragen klären, Maßnahmen treffen und so weiter, „wir Frauen", sagte sie, „müssen uns schon etwas um die Männer kümmern, müssen selbst mit anfassen, nicht wahr?" Agathe Ahlefeld war völlig gewonnen, alles Mißtrauen war verflogen, alles Bittere. Aga gelobte sich, im stillen Abbitte zu tun, das Gespräch war daran, ins Vertrauliche hinüberzugleiten. Dora mit glänzenden Augen, sehr lebhaft — wurde innerlich kälter. Eine Pute, sagte sie sich, eine Pute wie alle anderen, wir werden sehen, was du mir für Geschäfte bringst, und dann abwarten —; der alte Ahlefeld, klapprig und schon nicht mehr ernst genommen, war weiß Gott kein großer Gewinn. Daß sich Jensen so weit vergessen konnte — Dora begann zu triumphieren, sie brauchte sich nicht zu grämen, immer noch war sie es, die schließlich die Situation beherrschte. Sie wurde Aga gegen-

über sehr mitteilsam, sehr kameradschaftlich, und zwischendurch erinnerte sie sich, daß sie eine Weile nebenbei an Carl Gustav gedacht hatte — Carl Gustav saß an der Wand ihrer Nische gegenüber, noch immer in eifrigem Gespräch mit dem alten Senator, beide jungenhaft gerötet im Gesicht, anscheinend aus Zuneigung voreinander, immer verfiel dieser Jensen in den gleichen eselhaften Fehler, anstatt auf seinen Vorteil bedacht zu sein. Mit solchen Menschen zusammenzuleben und gut auszukommen ist schwer, der eine zu viel, der andere zu wenig — ging es ihr noch flüchtig durch den Kopf.

Als plötzlich ein Ereignis eintrat, das alle Berechnungen, alle Stimmungen, Genugtuung und Ärger, einfach über den Haufen warf. Der ältere Jensen wurde durch ein Dienstmädchen an die Tür gebeten. Jensen hatte noch nicht gelernt, sich in der Gesellschaft engster Geschäftsfreunde zu beherrschen. Seine Gesichtszüge waren verstört, der Gang geradezu schlotternd. Alle Gäste waren peinlich berührt, während sie noch saßen und auf die Erklärung warten mußten. Lohmann tauschte direkt beleidigende Blicke mit dem Anwalt, denn dieser hatte die Jensens vor ein paar Tagen erst bei ihm eingeführt. Immerhin kam Jensen bald wieder zurück, in Begleitung eines behäbigen Herrn mit blutrotem und aufgedunsenem Gesicht, den er als seinen ersten Inspektor Siegert vorstellte und zugleich um Entschuldigung bat. Die peinliche Spannung war damit nicht gelöst, denn Herr Siegert sollte anscheinend einige Aufschlüsse geben, aber er war ganz außer Atem, er schnaufte vernehmlich nach Luft, und Jensen selbst hatte noch nicht die Fassung wiedergewonnen, mit einer einzigen Geste das Ungewöhnliche dieses Zwischenfalls wenigstens zu entschuldigen. Dora war aufgestanden, um Jensen zu Hilfe zu kommen, ihm, wenn möglich, durch eine persönliche Frage einen Aufschub zu gewinnen. Aber Frederik hatte bereits völlig alle Haltung verloren. „Entschuldigen Sie", begann er zu stammeln, „ich erhalte soeben eine Nachricht von äußerster Dringlichkeit, ich bitte Sie auch zugleich um Ihren Rat, habe deswegen Herrn Siegert hier mit hineingebeten." „Setzen Sie sich doch mal erst!" unterbrach Lohmann ziemlich polternden Tones. Herr Siegert war keineswegs verlegen, an gesellschaftliche Störungen wie diese schon gewöhnt. Vorwurfsvollen Blicken konnte er Schmisse und akademische Erziehung entgegensetzen. Seine Kaltschnäuzigkeit

steigerte sich zu einem verbindlichen Lächeln, nachdem er sich im Kreise ringsum den Anwesenden gegenüber verbeugt hatte. „Ich persönlich habe Herrn Jensen gegenüber von Anfang an die erforderlichen Vorbehalte gemacht", so setzte er seinen Bericht in Gang, „so eine Sache geht immer nur eine Zeitlang gut und Vorsicht ist am Platze." Jensen platzte dazwischen: „Quatschen Sie nicht. Die Herren kümmern sich nicht um die Vorgeschichte. Es handelt sich nämlich darum, durch Herrn Siegert hier nämlich habe ich die beiden Krögers kennengelernt, hat sie mir empfohlen." „Bitte sehr", unterbrach der, „ich habe nur berichtet, was mir vorgeschlagen wurde." „Nu ja, gleichgültig, wir haben eben mit diesem Literaturvertrieb Verbindungen aufgenommen, Verbindungen — ja wie soll ich es Ihnen sagen, die sich als äußerst bedenklich herausgestellt haben. Insofern berührt das ja auch unsere Frage des Motorkutters —" Hier mischte sich jetzt Lohmann energisch ins Gespräch, die anderen saßen da, als würde bisher chinesisch gesprochen. „Wissen Sie, es ist was passiert, nicht? Halten Sie uns nicht erst lange auf. Raus mit der Sprache, und ich werde Ihnen sofort sagen, ob ich etwas tun kann oder nicht. Aber knapp."
Also: Jensen hat sich mit Leuten eingelassen, die verhaftet worden sind, haben sich in der Untersuchung ausdrücklich auf Jensen als Geldgeber und Abnehmer berufen; dabei ist das in dem Zusammenhange gelogen, es handelt sich um das Angebot, eine bestimmte Gelegenheit einmalig auszunutzen, den Betriebsstoff sozusagen für eine einmalige Fahrt, das Ausmaß war gar nicht zu übersehen, das die Sache annehmen würde — soeben war eine polizeiliche Haussuchung in Jensens provisorischem Büro der Vertriebsstelle, und Herr Siegert, zufällig im Büro noch anwesend, ist als Bote erschienen. „Ja", sagt Lohmann bedächtig, „Sie hätten sich besser umsehen müssen in Hamburg, man darf nicht einfach so hierher kommen und Geschäfte machen."
Der Anwalt gibt seine Meinung kund: „Die Krögers sind Kollidiebe, gehören zu einer bekannten Bande von Kollidieben, ist schon seit längerer Zeit bekannt, daß die Bande wieder am Werk sein soll, es gibt noch drei vier andere solcher Banden im Hafen."
Carl Gustav war vielleicht der einzige in der Gesellschaft, der nicht nötig hatte, sich eine besondere Maske aufzusetzen, um

gleichgültig heiter und unbefangen zu erscheinen. Er lächelte verstohlen vor sich hin. Er war so überzeugt, daß es dem Bruder gelingen würde, aus dieser peinlichen Lage sich herauszuwinden, daß ihm die mühsam unterdrückte Erregung der anderen Spaß machte.
Ahlefeld gab auch seinerseits ein paar gute Ratschläge zum besten, in dieser ironisch-gemütlichen Weise, die ihm so viele Feinde eingetragen hatte. Erst müsse festgestellt werden, wer bei Gericht die Sache zu bearbeiten hätte, der Untersuchungsrichter, der Staatsanwalt, denn davon hängt in erster Reihe die Auswahl der Rechtsbeistände ab. Sodann welche Versicherungsinteressen daran beteiligt sind, und wie hoch und durch welche Makler, dann könne man schon so ein gewisses System in die Liquidierung der Sache hineinbringen. Und schließlich auch ein paar politische Fragen, wer, wie und was ist noch verwickelt, sicher seien doch auch Leute darin verwickelt zu finden, die länger als gerade die Jensens schon Hamburger Boden unter den Füßen gehabt hatten, erste Steuerzahler seien und so, Verwandte, Geschäftsfreunde — der Senator, puterrot vor Aufregung, wollte entrüstet abwehren. Die anderen aber waren klüger, Lohmann, der Rechtsanwalt und der ältere Herr schickten sich an, laut herauszulachen, denn wie konnte es anders sein, es war ja nur ein nicht gerade passender Witz. Ja, aber Siegert hatte noch zu erzählen, daß, soweit er von den Beamten hören konnte, noch eine Anzahl von Lagerhäusern durchsucht werden würde, bestimmte Warenlager werden noch vermutet, Konnossemente sollen beschlagnahmt werden, der Führer der Barkassen scheint Angaben gemacht zu haben, Adressen genannt, die vielleicht direkt mit der Untersuchung nichts zu tun haben, die aber gewisse weitere Verbindungen aufzeigen und so. Man konnte nicht gerade sagen, daß sich Herr Siegert sehr taktvoll ausdrückte. Er merkte das wohl auch selbst, denn der Schweiß stand ihm auf der Stirn, trotzdem er von Zeit zu Zeit mit dem Taschentuch trocknete.
Lohmann ließ keinen Zweifel darüber, daß ihm die Gesellschaft der Jensens unerwünscht zu werden begann. Der Ton änderte sich ohne weitere Überleitung, die Hamburger Kaufleute sind darin Meister, Gastgeber und Geschäftsfreund — bis zum lästigen Eindringling, das wechselt beim Hauch eines Atemzuges. Es fielen ein paar Bemerkungen, Blicke zwischen den Anwe-

senden drücken kalte Empörung aus, Dora ist totenbleich geworden, ist vor Wut zitternd aufgestanden, um sofort das Haus zu verlassen. Aber sie kommt gar nicht dazu, ihrerseits eine Bemerkung zu machen, die treffen soll, eine Bedrückung abzuschütteln. Frederik Jensen hat tief Atem geholt, und als hätte er den Berg, der ihm auf der Brust liegt, weggewälzt, legt er los: Wem er seine Ware verkauft und wie dieser sie unterbringt, das geht niemand etwas an. Und wenn er Sachen hereinbringen soll und man sich dann gerade an ihn dabei wendet, der im Hafen noch fremd ist, dann soll man gefälligst diejenigen dabei fragen, die ihm die Aufträge überschreiben und auch diejenigen, die an der Börse die Waren handeln und die Versicherung der ganzen Geschichte makeln. Und er wird den Leuten gegenüber schon alle Karten aufdecken; es sind doch Leute hier, die ihm das ganze Geschäft erst aufgeschwatzt haben. Wenn das eine Drohung sein soll, schreit Lohmann, so machen Sie, daß Sie rauskommen. Jensen machte Anstalten, handgreiflich zu werden, alle sind jetzt aufgesprungen. Dora hat schon den Raum verlassen, man hört sie draußen in der Garderobe sich bewegen. Jensen prüft die Gesichter der Umstehenden, die Wut in dem Bulldoggengesicht des Lohmann, unverhüllten Hohn beim Anwalt, diesem kalt-abweisenden Stadtbeamten, die völlig ratlose junge Ahlefeld und deren Vater, etwas verdattert über die Heftigkeit der allseitigen Gemütsausbrüche. Jensen hat sich noch nie viel mit Gesichtern abgegeben, er sieht sich jetzt ordentlich als Berserker herumrasen, die Köpfe dieser Freunde gegeneinanderschlagen, dem alten Ahlefeld, diesem Narren an die Gurgel — er schließt die Augen, so hält ihn das Gesicht gebannt. Er zwingt sich zu äußern: „Sie hören noch von mir", hört ein gequältes Hohnlachen, bedeutet Siegert, ihm zu folgen und stürzt hinaus auf die Diele. Dora ist schon weg. Er rafft Hut und Mantel, muß sie einholen. Es erscheint ihm von höchster Bedeutung, daß er sich mit ihr aussprechen muß.

Carl Gustav war ganz vergessen. Mit Siegert zusammen hatte er den Abgang erträglich zu machen, das war die Aufgabe, die sich ihm plötzlich aufdrängte. Er hatte schon immer eine gewisse Zuneigung zu dem Inspektor seines Bruders. Sie sahen sich flüchtig an, verlegen. Die anderen standen noch herum. Man sah es ihnen an, daß sie sich noch zurückhielten, bereit, alle durcheinander und mit einem breiten Wortschwall loszule-

gen. Agathe Ahlefeld trat auf Carl Gustav zu und nahm ihn bei der Hand. „Sagen Sie Ihrem Bruder, er soll mich sofort anrufen, wir müssen uns bald treffen, er soll sich keine Sorgen machen —" ihr Tonfall war aufreizend laut und schneidend, geradezu eine Drohung. Lohmann verzog nervös ein wenig die Miene. Aber die anderen gaben sozusagen höflich den Weg frei, verabschiedeten sich, irgendetwas von einem Bedauern murmelnd. — Siegert trug sein fülliges breites Gesicht kommentmäßig ganz offiziell, — eine Standarte; man konnte ihm nicht böse sein. Carl Gustav trottete hinterdrein. Als die beiden verschwunden waren, stürzte der Anwalt im Nebenzimmer zum Telephon.

Ein Mann erzählt aus seinem Leben

Siegert und der jüngere Jensen waren auf dem Wege zur Stadt. Sie hatten beide das Gefühl, daß es ratsam wäre, eine Station vor dem Hauptbahnhof auszusteigen; die Sache sah ja ganz gefährlich aus. Siegert schwieg vor sich hin.

Carl Gustav war zufrieden, zunächst einer peinlichen Aussprache mit dem Bruder enthoben zu sein, denn Frederik wird jetzt kaum in der Lage sein, sich um die Erledigung seiner häuslichen Krise zu kümmern. Er ertappte sich allerdings auch bei dem Gedanken, daß er es von Dora nicht richtig fand, einfach vorher wegzulaufen und sich zu drücken. Es erschien ihm als selbstverständlich, daß Frederik die Frau nicht mehr getroffen hatte. Sie wird mich im Hotel erwarten, dachte er, Frederik wird einen Wagen genommen haben und einen Anwalt aufsuchen. Trotz aller Befriedigung, vermischt mit ein wenig hämischer Schadenfreude, sickerte indessen auch etwas Unruhe durch. Wenn der Bruder in ernste Schwierigkeiten kommt, vielleicht alles Geld verliert, werden harte Tage kommen, ernste Arbeit, sich durchzuschlagen, eine peinliche und entscheidende Aussprache mit der Schwägerin — Dora war allerdings von Haus aus vermögend — beschlagnahmesicher, Siegert mußte die Verhältnisse kennen, aber der saß die ganze Zeit wie ein Stock.

Man soll die Sache nicht schwer nehmen.

Carl Gustav begann zu erzählen, daß schon schlimmere Dinge

gut ausgegangen waren, Frederik hat immer Glück und weiß sich zu drehen.
Sie trieben auf Umwegen der inneren Stadt zu. An den Landungsbrücken gingen sie in einen Ausschank, sich die Vorfälle einmal besser zu überdenken. Das Lokal war gestopft voll von Leuten aller Art, die mit den Seeleuten ihre Geschäfte machen. Das war nicht der rechte Ort, und sie versuchten es woanders. Schließlich schwammen sie in eine bessere und mitteilsamere Stimmung hinein. Später beschlossen sie, tiefer nach St. Pauli zu gehen und landeten schließlich in einer Bar, die strichweise von Gruppen von Schiffsleuten besucht und mit Lärm erfüllt wurde, ein Durchgang für die Dauer von höchstens drei Stehgrogs. Dort setzten sie sich fest und waren sozusagen sicher, allein zu bleiben. Dort taute Siegert auf.
„Sehen Sie", so begann er, „so ist das Leben, alles zahlt sich schließlich aus. In den letzten Tagen sind wieder ein paar Prozent Zucker hinzugekommen. Alles von dem vielen Saufen. (Beiderseits verständnisvolles Lachen.) Alles das paßt mir nicht mehr so recht. Überall ist man von Schwindel umgeben, nur Gauner in der Welt. Mein Vater war Küster gewesen, und den haben sie auch schon nicht bezahlt. Bis zum 30. Jahr habe ich eigentlich in einer Tour gesoffen und studiert nebenbei, bis zum Referendar. Dann kam der Krieg. Ich habe übrigens zwei Jahre eine Batterie geführt, in Serbien irgendwo. Da gab es in einem fort etwas Neues mit den Geschützen, ständiges Hin- und Herreisen zu den Instruktionskursen an allen Fronten und viel Heimaturlaub. Mann, da haben wir gut gelebt, ich und mein Bursche, der übrigens ein fixer Kerl war und gelernter Mechaniker, auch ein Schlesier. Noch wie der Krieg nicht ganz zu Ende war, hatte der Kerl sein eigenes Geschäft in Breslau und schusterte Autos zusammen und Schreibmaschinen und was ihm so unter die Finger kam. Ich habe in diesem Geschäft so etwas wie den Direktor gespielt, für die Behörden und zum Auftreten nach außen, ich habe auch eine Masse Autos rangeschafft, besonders die schweren Lastwagen, von denen ja damals viele tausende überall auf den Haufen geschmissen wurden. Für einen Dreck zu haben, und die Geschäfte waren ganz gut. So ein tüchtiger Bursche, wissen Sie, da muß man Schwein haben. Viel gelernt hat man nicht, und jetzt auf einmal wieder studie-

ren anfangen, das schmeckt nicht gut, hätte auch gar keinen Zweck. Sehen Sie, das haben ja viele gemacht, nachher beim Burschen ins Geschäft eingetreten. Bei den meisten ist es auch irgendwie gegangen, es kommt ja immer auf den Menschen an. Meiner war ein so verflucht eigensinniger Hund. Erstens konnte er nie genug haben, und machte sich überhaupt keine Vorstellung davon, daß alles eine Grenze haben muß, auch im persönlichen Verkehr zu mir, alles schön und gut, aber er war doch schließlich ein Handwerker im besten Falle. Und dann für alle solche Geister ist die Politik etwas ganz Gefährliches. Erst ein bißchen Erfolg, trägt den Kopf hoch, dann schwirren allerhand Phrasen rum, von solchen Drahtziehern, die selber nichts sind und nichts können, gedreht, und mein August ist sofort mitten drin. Da er selber etwas kann, hat er bald die große Schnauze, Grenzen kennt ja so ein Kerl nicht, und es dauert auch gar nicht lange, haben sie so einen beim Wickel, so einen roten Bruder. Wenn ich heute noch daran denke, Mensch — selbstverständlich war er bei uns da unten gleich oben an der Spitze, wenn es nach dem gegangen wäre, hätte er alles in Klumpen schlagen lassen, so was sich so irgendwie unbeliebt gemacht hatte, einfach aufhängen — das heißt, mir gegenüber war der Mann eine Seele von Mensch. Nu ja, und wie es eben kommt, mein August wird eingesperrt, gleich gehörig verknackt, kann sich freuen, daß sie ihn nicht totgeschlagen haben, wie andere sone Brüder. Ich habe da auch etwas mitgewirkt, über den Regimentsverein her und unseren Bund, wenn ich auch damals diesen Organisationen, die sich da betätigten gegen die Roten, noch nicht direkt aktiv angehörte — und so, daß es nicht zu schlimm wurde. Aber das Geschäft war futsch. Ich konnte den Laden allein nicht halten. Und das Schlimmste war, daß ich das Weib auf dem Halse hatte. Sie wissen ja, wie das so geht. Ich hab mich da so ein bißchen eingelassen, mal in der Besoffenheit, wir haben da unten starke Biere, und da verplempert man sich leicht, Gott ja. Na und nachher hängt sich das Weib an mich, wie mein August drin ist — wie eben die Weiber sind, wenn kein anderer da ist — sonst ein ganz ansehnliches Weib, aber zwei Kinder — na, das war gar nicht so einfach, die Sache vom Halse zu schaffen, kann ich Ihnen sagen."
Pause.

Durch reichliches Trinken ausgefüllt. Jetzt beginnt Carl Gustav vor sich hin zu spinnen.
„Ja" — redet der andere noch zwischen zwei weiteren Schnäpsen weiter, „und denken Sie sich mal an, heute ist der Junge wieder bei mir gelandet. Ich muß ihn allerdings streng in Zügel halten. Die Frau hat er, glaub ich, davongejagt, oder ist sie ihm weggelaufen; ich frage nicht danach, geht mich auch gar nichts an. Erst hat er eine ganze Zeit abgemacht, war ja alles mögliche dabei, Hochverrat und Mordanstiftung und so was. Dann später wollt es wohl nicht mehr richtig gehen mit der Arbeit. Wissen Sie, die besten Leute kriegen ja auch alle drin einen Knacks. Sonst so ein guter Junge — ich habe Ihnen ja erzählt, wie er für mich gesorgt hat, alles konnten Sie von dem haben — aber wie er wieder bei einem Meister angefangen hat zu arbeiten, geht der Mensch nicht hin und klaut?! Eine ganze Wagenladung Kupferteile gleich, ja ja, er war eben den Unternehmer schon gewohnt, ein bißchen selbständig — geschoben wird ein wenig überall, und dann nicht zu knapp. Wieder rin in den Kasten, mit den Idealen ist es nun ganz aus. Na, sehen Sie, und jetzt verkauft er Zeitschriften bei mir und ist auch zufrieden. Wenn ich ihm auch auf die Finger sehen muß. So geht es. Und sone Leute habe ich viele. Ach, wissen Sie, es kotzt einen an."
Pause.
Carl Gustav ist bemüht, die Gedanken, die in ein unbezeichenbares und schwankendes Nichts entglitten waren, zu sammeln und sich zu einer gewissen Teilnahme aufzuraffen. Er fühlt die Verpflichtung, seinerseits einzugreifen, mit einer Gegenerzählung irgendwie auszugleichen, aber der schwächliche Versuch wird schon im Keime erstickt. Siegert hält ihn am Arm fest und redet mit verstärkter Hartnäckigkeit auf ihn ein, das ist die Angst, seinen Zuhörer zu verlieren.
„Versuchen Sie nie, mit Ihresgleichen Geschäfte zu machen, besonders wenn Sie darauf angewiesen sind. Das sind traurige Erfahrungen, die Sie da machen werden. Ob Sie nun Zigarren verkaufen oder Wein oder sonstwie für irgendeinen Offiziersverein reisen, das bleibt sich immer gleich. Ich hab mich dann in der Landwirtschaft ein wenig umgesehen. Ein Regimentskamerad, der freie Hand haben wollte, um sich völlig in die Politik zu stürzen, mit Freikorps und so, suchte einen Verwalter

für seine Liegenschaft, Gut und verstreutes Weideland und Forst, dann ein paar Häuser in der Stadt, ein paar Beteiligungen, das hätte können eine ganz gute Sache werden, aber die Inflation kam zu sehr dazwischen. Ich verstehe ja auch nicht sehr viel von den ganzen Geldgeschäften. Jedenfalls in der Zeit auch reitet mich der Teufel und ich heirate. Den ganzen Krieg habe ich mich wunderbar darum gedrückt, und was hätte ich damals für Weiber haben können und Geld, na ja, ausgerechnet in dieser verhältnismäßig anständigen Zeit und noch dazu die Tochter von so einem verkrachten Landwirt — nachher platzte mein Graf mit seinen ganzen Sachen auf, das Gut nahm irgendein Verwandter; die Häuser hätte ich können behalten, wenn ich die notwendigen Steuerzuschüsse aus meiner Tasche bezahlt hätte, und der Graf, der sich erst eine Zeitlang unsichtbar gehalten hatte, in Südamerika oder irgendwo, erschien ein paar Jahre später wieder auf der Bildfläche, und mit meiner Herrlichkeit als Hausbesitzer war es aus. Damals hab ich die Kaisertreuen kennengelernt. Ich bin da zwischendurch für die Leute gereist mit Sammlungen, Bilder und son Kram, allerhand Geschenkartikel. In Unterschriftengeben waren sie groß, aber keinen Pfennig, das sollen dann immer die anderen geben, die braven kleinen Leute — wissen Sie, ob Sie es glauben oder nicht, ich habe mich manchmal vor so einem kleinen Beamten, dem ich da so einen ganzen Koffer voll ins Haus stellte, wahrhaftig geschämt — und dabei noch die Frau, inzwischen hab ichs schon auf drei Kinder gebracht. Ich konnte froh sein, daß mir der blöde Graf wenigstens eins seiner Häuser gelassen hat für meine Familie. Sonst hätte ich buchstäblich auf der Straße gestanden; so sind die Leute. Und dann ging es mir noch einmal gut. Das Haus konnte ich verkaufen, gleich bar Geld auf den Tisch. Denken Sie, und dabei macht meine Frau eine Erbschaft, an die niemand mehr gedacht hat. Jedenfalls hab ich mir damals eine Druckerei gekauft, eine fabelhaft eingerichtete Druckerei, aber die Leute, die mich eigentlich vorgeschickt haben, die zogen sich dann zurück, um die kleinsten Aufträge mußte ich schnorren gehen. Die Zeitung, die sie mir aufgehalst, konnte sich überhaupt nicht rentieren, wenn man heute darüber nachdenkt. Die ganzen Brüder da haben sich irgendwie gesund gemacht, da gibt es ja auch noch genug Verbände in der Politik, die ihre Leute durch dick und dünn halten. Mich haben sie fal-

len gelassen, ich pflege mir im übrigen, wenn ich gerade in Fahrt bin, auch kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Bis es eben auf einmal aus war, kein Jahr hat die Sache gedauert, da war der Betrieb pleite. Und glauben Sie, das ist vielleicht schön, wieder als Geldvermittler laufen, Hypotheken schieben und ab und zu mal eine Versicherung fest machen — nein, da ist mir schon beinahe der Zeitungshandel noch lieber —, wenn man nur mit besseren Leuten zu tun hätte, und die Bande, mit der Sie arbeiten müssen, mehr oder weniger sind es alles Strolche. Ihr Bruder hat ganz recht. Mal raus aus dem Geschäft, aber wie." —

Der eigentliche Redefluß Siegerts war erschöpft. Er lachte laut in sich hinein. „Meine Frau will sich scheiden lassen, Spaß!" Dann nach einer Pause kurzen Überlegens zog er eine zweite Schlußfolgerung: „Früher war doch ein anderes Leben. Da habe ich viel mehr gesoffen. Es rutscht nicht mehr so. Manchmal schmeckt es auch beinahe gar nicht mehr." Er schüttelte sich. „Wenn es erst einmal so weit ist, dann soll der ganze Plunder zum Teufel gehen." Gerade schwemmte eine Gruppe Seeleute ins Lokal, Mädchen im Gefolge. Onkel Siegert, der mit der Faust wütend auf den Tisch schlug, wurde infolgedessen der Mittelpunkt. Zwei Mädchen setzten sich ihm auf den Schoß und der Chor der Betrunkenen, der ihn umringt hielt, feuerte ihn unter allerhand unpassenden Scherzen an, eine weitere Lage für eine Besserung der Verständigung der Menschen untereinander auszuwerfen.

Eine Blütenlese der letzten Nachrichten

Eine Bande von Hafenpiraten aufgeflogen

Durch verständnisvolle Zusammenarbeit der Altonaer Kriminalpolizei mit der Hamburger Hafenpolizei ist man einer Bande von Hafenpiraten auf die Spur gekommen, deren führende Mitglieder im Laufe des gestrigen Tages sämtlich hinter Schloß und Riegel gebracht werden konnten. Die Bande verfügt anscheinend über ein weitverzweigtes Netz von Hehlern und Helfershelfern, über die zurzeit die polizeilichen Ermittlungen noch schweben. Ein Motorkutter, den die Bande für ihre Fahrten benutzte, wurde polizeilich sichergestellt. Die Untersu-

chungsbehörde fahndet noch nach einem Schlepper, der mehrfach dem Raubgesindel zur Verfügung gestanden haben soll.

(D.C.IV. 14. November, 9 Uhr.)

Riesenschmuggel im Hamburger Hafen

Die im Zusammenhang mit dem polizeilich beschlagnahmten Motorkutter verhafteten Personen scheinen in der Hauptsache auf Schmuggel gewesen zu sein. Die Ermittlungen der zuständigen Behörden stoßen bisher auf erhebliche Schwierigkeiten. Aufmerksam gemacht wurden die Behörden durch eine Anzeige bei der Altonaer Kriminalpolizei, die auf die Spur einer weitverzweigten Hehlerbande führte. Bei in Verfolg daran vorgenommenen Haussuchungen wurden in etlichen Lagern erhebliche Warenmengen gefunden, die zweifellos als aus dem Freihafen geschmuggelt festgestellt werden konnten. In einem Falle, einer sonst durchaus achtbaren und altangesehenen Speditionsfirma, die einen gut eingeführten Wareneilverkehr nach Schlesien unterhält, wurde eine Güterladung angehalten, deren Begleitpapiere und Deklarierung den Verdacht wachrufen mußte, daß diese Ware unter Umgehung der einschlägigsten Vorschriften der Hafenbehörde ausgeführt werden sollte. Die Handelskammer ist bereits aufgefordert worden, sich über die Höhe des dem Zoll entstandenen mutmaßlichen Schadens gutachtlich zu äußern.

(D.C.IV. November, 11 Uhr.)

Der Unfug des Zweistaatensystems auf der Niederelbe

Die Schmugglerfahrten einer Reihe Altonaer Motorkutter auf der Niederelbe, die gegenwärtig im Mittelpunkt einer besonderen polizeilichen Aktion stehen, enthüllen so recht die immer grotesker anmutenden Unzuträglichkeiten des Zweistaatensystems in unserem Stromgebiet. Die bisher verlautbarten amtlichen Nachrichten widersprechen sich. Wie wir nach eingehender Erkundigung an den zuständigen Stellen mitzuteilen in der Lage sind, ist am Kai der französischen Mittelmeerlinie ein frecher Überfall auf ein Lager heute dort abgeladener Waren verübt worden, ohne daß der Hafenschutz oder die Wachmannschaft eines in der Nähe liegenden Dampfers, der mit der Löschung noch nicht begonnen hatte, darauf aufmerksam geworden wären. Die Räuber erschienen, wie später Zeugenaus-

sagen bestätigten, in einer Barkasse mit der Flagge der Kompanie, die übernommenen Kisten, über deren Inhalt die Beteiligten noch Schweigen bewahren, mußten schon vorher gekennzeichnet sein, denn das Ganze war das Werk weniger Minuten. Als der Raub entdeckt wurde, hatten die Banditen bereits einen Vorsprung von einigen hundert Metern. Die Annahme geht dahin, daß die Ware auf dem Fluß nochmal umgeladen worden ist, vermutlich von einem Schlepper übernommen. Denn später wurde die Barkasse zweifelsfrei festgestellt, allerdings ohne das geringste Verdächtige zu finden. Die Mannschaft ist vorläufig festgenommen, indessen ist mehr als zweifelhaft, ob sie mit dem Raubüberfall etwas zu tun hat. Während die Hafenpolizei nach dem Verbleib der gestohlenen Güter jagt, wurden in Altona Spediteure zwangsgestellt auf der Suche nach Schmuggelgut, für das eine ziemlich ins einzelne gehende Anzeige eingelaufen war. Es entstand in den beiderseitigen Aktionen eine ziemliche Verwirrung, da sich die beiden Behörden in ihren Organen gegenseitig behinderten. Zweifellos ist es einem großen Teil der Verbrecher gelungen, mit der Beute ungehindert zu entkommen, man vermutet elbeabwärts. Kostbare Stunden sind vergangen, in denen eine gegenseitige Verständigung der Polizeiorgane bitter notwendig gewesen wäre.

(Notiz aus einem Abendblatt.)

Ein Mittagsblatt meldet am folgenden Tage:

Das Haupt der Schmugglerbande festgenommen

Die Kriminalpolizei nahm heute morgen in einem der ersten Hotels der Innenstadt einen gewissen Bergmann fest, in dem man einen der Führer des gestern aufgeplatzten Schmuggel-Konzerns vermutet. Bergmann, der schon seit einigen Jahren in Hamburg ansässig ist, hat es scheinbar bisher meisterhaft verstanden, seiner Tätigkeit hier einen möglichst harmlosen Mantel umzuhängen. Er betrieb nämlich im Holsten-Viertel, in einer Souterrain-Wohnung, eine Hutpresserei, die sich auch unter der Nachbarschaft eines gewissen Zuspruchs erfreut. Niemals empfing Bergmann in diesem Laden irgendeinen auffälligen Besuch, so äußerte sich die Portierfrau zu unserm in dieses Haus sofort entsandten Sonderberichterstatter. Er lebte überaus bescheiden. Neben dem Laden ist eine Kammer, die er als

Schlafraum benutzte. Auch die anderen Hausbewohner wußten nichts Ungünstiges über den Schmugglerkönig, wie ihn seine Vertreter im Hafen nennen, auszusagen. Willy Bergmann ist ein untersetzter herkulischer Mensch, mit nicht unsympathischen Gesichtszügen. Den Krieg hat er als Gefangener in einem australischen Camp mitgemacht. Die letzten Jahre vor dem Kriege diente er auf der „Hohenzollern". Man erzählt sich, daß er zu den besonderen Lieblingen eines bestimmten Kreises um Exkaiser Wilhelm gehörte, der ihn mehrfach besonders auszeichnete, so war er auch mehrere Monate zum Wachdienst kommandiert. Man erzählt sich, daß damals eine gewisse Subordination vorgekommen sein soll, die ihn zur Strafversetzung nach der Südsee brachte. Dort ist er denn bei Kriegsausbruch interniert worden. Die Hausgenossen schildern Bergmann übereinstimmend als einen gutmütigen, allerdings auch sehr zum Jähzorn neigenden Menschen. Die Leute schütteln den Kopf, keiner hat in dem bescheidenen Hutpresser das Haupt einer Schmugglerbande vermutet.

Auch die Art, wie Willy Bergmann der Polizei ins Garn lief, läßt eine engere Zusammenarbeit der Behörde notwendig erscheinen. Der Kriminaldienststelle II b in Altona war gestern nacht noch die vertrauliche Nachricht zugeleitet worden, daß B., über dessen Tätigkeit sehr bestimmte Angaben gemacht wurden, zu dieser Zeit zu Besuch seiner Schwester in einem Hotel der Innenstadt sich aufhalte. Die Polizei vermutet, daß er sich die Mittel zur Flucht beschaffen wollte.

Eine Konferenz zu dritt und böse Folgen

Dora schalt sich eine hysterische Gans, daß sie weggelaufen war, ohne wenigstens einen der Jensens oder Siegert mit sich zu nehmen. Sie hatte einige schreckliche Minuten im Foyer ihres Hotels verbracht, in dieser quälenden Ungewißheit, daß es für sie von entscheidender Bedeutung jetzt war, genaue Erkundigungen einzuziehen. Dann war wie von Gott gesandt Willy Bergmann erschienen, ziemlich selbstsicher und breitspurig auftretend; er hatte, so erklärte er ihr, es überhaupt erst an diesem Tage erfahren, daß sie in Hamburg sei. Aber es ergab sich bald die neue Schwierigkeit, einen geeigneten Platz für die

vertrauliche Aussprache zu finden. Carl Gustav, der im Hotel sein eigenes Zimmer hatte, konnte das, ohne Aufsehen zu erregen, bewerkstelligen, für Dora war es schwieriger; Frederik war kaum zu erwarten. In zitternder Erwartung saß Dora mit Bergmann im Teeraum, mühsam beherrscht, aber Carl Gustav erschien nicht, wie sooft, mit Siegert saß er in St. Pauli und ließ dessen Redefluß über sich ergehen. Dora hatte ein Gefühl unsagbarer Verbitterung und Vereinsamung niederzukämpfen. Das Gespräch, das nur in Brocken und halben Sätzen halblaut und ohne zu flüstern und beiderseits steif geführt wurde, kam nicht vom Fleck. Schließlich riskierte es Dora, den Mann vor den Augen des Portiers nach oben zu schmuggeln, sie ließ Herrn Jensen bestellen, daß sie ihn oben in ihrem Zimmer erwarte — die Hotelleitung gab sich zögernd zufrieden und konnte später infolgedessen dem Detektiv wertvolle Mitteilungen machen.

Willy schob oben im Zimmer alle Schuld auf Jensen. Er war wirklich nicht einmal besonders aufgeregt. Das habe ich mir schon immer gedacht, daß es eines Tages schief gehen würde — alles an ihm war auf eine gewisse Resignation gestimmt. Der finanzielle Verlust wird zu tragen sein, die Versicherung greift ziemlich weit, im wesentlichen ist alles im Ausland gedeckt, die Verbindungen in Hamburg sind sicherlich nicht so leicht zu erschüttern, und wenn schon, dann werden die andern, eben die großen Hamburger Geschäftemacher an erster Stelle zu bluten haben, die Organisation der Abnehmer drin im Land muß jetzt vorübergehend oder bis zur Abwicklung und Auflösung mit regulärer Ware beliefert werden, das kann schon nicht alle Welt kosten, sonst müßte man sie einfach auffliegen lassen; schließlich ist das ja alles vorgesehen und hundertfach besprochen. Aber was bei der Sache das Tolle ist, was ist das mit der Barkasse, Raubüberfall, Parfümkisten, Kohlendiebstahl, Schlepper und so weiter —? Banditen wie die Brüder Kröger und noch ein paar Totschläger und Zuhälter dabei —? Das hat die Sache zum Platzen gebracht und was haben wir und was hat Jensen damit zu tun? Unglaublich und, da sie sich auf Frederik Jensen scheinbar rausreden, wird jetzt ein Durcheinander entstehen, und wie Willy seine Hamburger kennt, werden die großen Herren sich zurückziehen und von nichts wissen wollen, alle fallen lassen — das sieht man ja schon an der Beschlag-

nahme des Kutters, völlig unverständlich. Dora kann keine Auskunft geben. Frederik betreibt schon seit Wochen alle Geschäfte geheim, sie kennt nur die Zusammenhänge mit dem Vertrieb. Der blöde Siegert, der andeutungsweise vielleicht über die Einzelheiten unterrichtet ist, sitzt noch irgendwo mit Carl Gustav, der sich nicht nach Hause traut. Willy Bergmann zuckt die Achseln. Die Leute spucken uns aus wie Dreck, wiederholt er, Totschläger und Raub — aus! Ich versteh noch immer nicht, was haben wir denn mit denen zu tun. —

Auf Willy Bergmann kann man sich verlassen. Das ist ein Mensch, der eine Guttat nicht so leicht vergißt. Jensen hat ihm damals, als die Revolution so manchen guten Jungen zu verschlingen drohte, auf die Beine geholfen. Willy Bergmann braucht man an sich keine Stellung zu geben, einen festen ruhigen Posten, nur so ein bißchen Auftrieb, das übrige macht Willy schon alleine, beißt sich aus eigener Kraft weiter. Den Geschäften, die zu jener Zeit Frederik entwickelte, konnte Willy eine besondere Seite abgewinnen, er drehte sie sozusagen ins Großzügige, er schaffte den Unterbau, von dem aus Jensen ganz anders starten konnte als vorhergesehen. Und dann kam seine Freundschaft mit Dora, die ihn erst bemutterte, dann mächtig aufzog wegen seiner Geschichten auf der „Hohenzollern" und so, bis der Willy merkte, daß er hier freie Fahrt hatte, so kam das. Aber Willy Bergmann war immer ein feiner Kerl geblieben, ein vollendeter Gentleman, er trieb die Sache niemals zu weit. Er hielt immer trotzalledem eine anständige Reserve, und er zahlte den Jensens eine gewisse Dankesschuld ab, daß er ihnen die besondere Organisation ihrer Einführungsgeschäfte aufgebaut hatte, die jetzt gerade am Zusammenbrechen war. Er pflegte sich, auch als diese Geschäfte auf dem Höhepunkt waren zu gedeihen, niemals aufzudrängen, kurze Briefe hin und her, ein paar Telefonate, selten ein kurzer Besuch — Dora hatte schon mehr als einmal stimmungsgemäß so ein Gefühl gehabt, ihn zu vermissen. Vielleicht mit ein Grund, daß der schwache Carl Gustav mehr in den Vordergrund geschoben war, als dem ursprünglich zugedacht war. Es wäre ganz gut, wenn dieser Saufkopf wenigstens bald erscheinen würde, das dachten beide. Dora, in der Hauptsache bestimmt robusten Charakters, war merklich geniert und unruhig; sie schämte sich. Sie fühlte in einer nervösen Eindringlich-

keit, wir haben dem Freund sicherlich irgendwie Unrecht getan, er hat sich für Frederik geopfert und es ist noch nicht so lange her, daß er ihr Geliebter war, der ihre — die Erinnerung war noch durchaus lebendig. Bergmann schien sich darum nur wenig zu kümmern. Er saß vor ihr im Lehnstuhl, der allen Hamburger Hotelzimmern das überseeische Gepräge gibt, solide gekleidet und nicht stutzerhaft, aber anständig und drehte den Hut in der Hand.

Es war gut, daß Frederik Jensen jetzt erschien, die Stimmung trieb einer Entladung zu, deren sich später beide geschämt hätten. So hatte Frederik nichts zu stören, im Gegenteil — dankbar flog ihm beider Aufmerksamkeit zu. Frederik war sehr müde. Es gelang ihm nur schwer, dies seinem Besucher zu verbergen, obwohl er sofort davon überzeugt war, daß er alles daran setzen müsse, diesem Mann gegenüber unbefangen und heiter zu erscheinen. Bergmann aber winkte lächelnd ab. Wozu sich etwas vormachen — und Willy erzählte die Geschichte von den geheimnisvollen Beschlagnahmen und den sich kreuzenden Polizeiaktionen noch einmal, ohne besondere Erregung und gewissermaßen bedauernd. Jensen fühlte keine Veranlassung mehr, mit der Wahrheit zurückzuhalten. Er versuchte nicht einmal, seine Handlungsweise irgendwie zu beschönigen. Die Wahrheit war, daß Frederik Jensen durch Bergmann in einen Ring gebracht und, dank seiner geschäftlichen Tüchtigkeit in der Organisation der Weiterverteilung der Ware auch entsprechend ernst genommen, auf eigne Faust parallele Pläne für den Warenexport entwickelt hatte, zu dem ihm besonders die Hamburger Wirtschaftskreise, die am Frachtenmarkt und in der Versicherung interessiert waren, ermunterten. Er selbst, und es ging deutlich hervor, daß er dazu ein wenig geschoben war, wollte sich darin vom Ring unabhängig halten, weil — na ja, darin lag eben die besonders heikle Frage — er vielleicht überhaupt das Geschäft auch von seinen neuen Hamburger Freunden unabhängig halten wollte, das heißt eigentlich mußte. Diese Bemerkung trug ihm von Seiten Bergmanns ein flüchtiges Grinsen ein, das er gleichfalls verlegen quittierte. Die Lage war eben, daß er sich völlig in der Hand des anderen befand, schon allein wegen der Bergmannschen Waren, über deren Ringbedeutung der Hamburger Versicherer sich durchaus im klaren war, und daß er daher sich entschlossen hatte, parallel

und auf eigene Faust zu operieren, und ein Angebot angenommen hatte, zunächst unter Ausschaltung Hamburger Geschäftskreise, direkt eine Organisation zu versuchen und aufzubauen und erst dann die andern an sich herankommen zu lassen. Er ließ noch durchblicken, daß er von einem Verbindungsmann in London darin unterstützt worden wäre, und gestand, daß er über die Leute, die sich ihm zur Verfügung gestellt hätten, sich anscheinend getäuscht hatte. Der Plan im großen und ganzen sei aber ausgezeichnet gewesen. Er sprach das alles mit einer geradezu bösartigen Gleichgültigkeit, weder als Rechtfertigung noch als Beichte. „Und wer hat diese ganze Sache dir eingeredet?" Mit einer heiseren, brüchigen Stimme, die mühsam eine aufgespeicherte Erregung zu verbergen suchte, mischte sich Dora in die Unterhaltung ein. „Das kann man so nicht sagen, das kam nicht auf einmal, allmählich —" stockend und schon beunruhigt antwortete Jensen.

Die beiden Männer griffen, von der gleichen Absicht spontan erfüllt, nach dem Zigarrenbehälter auf dem Tisch, zündeten jeder für sich an, eine Zeitlang Schweigen. Die Havannas begannen schon gleichmäßig rund zu brennen, ließen den Aschenkegel hervortreten.

„Das mag ja alles sein", fing Bergmann wieder an, „ich will nicht sagen, daß wir unbedingt unterrichtet hätten werden müssen, schon allein, weil wir in der Lage gewesen wären, ebenfalls einzugreifen, mitzumachen — dabei spielen ja die Leute aus der Mönckebergstraße nicht mal die entscheidende Rolle, sozusagen — dafür sind wir auch selbst stark genug, aber — die Sache ist überhaupt dumm, Verrat hin oder her, Unfairneß, Vergeßlichkeit, Aufsitzenlassen oder so was, nein, es ist überhaupt Blödsinn, das ist vollständig dumm — (zu Dora gewendet, bitter) er hat sich einfach reinlegen lassen. Es ist ja Quatsch, jemanden glauben machen zu wollen, daß er hier bei den Haifischen, immer zehne auf die Kubiktonne Wasser, so einfach durchkommt, lächerlich!" „Ja, was nun?" sagte darauf Jensen, und nach einer ziemlichen Pause: „Wir müssen ja irgendeinen Weg finden, die Zeit ist knapp." Bergmann schwieg. Dora heftete eindringlich den Blick auf Jensen, der müde irgendwas in der Erinnerung zu suchen schien. „Schwein!" stieß sie dann hervor; der Atem ging heftiger. Jensen rührte sich nicht. Nur ganz wenig zog er die Stirn hoch — aber Willy

Bergmann hatte sich im Sessel aufgerichtet, den Oberkörper straff nach vorn gespannt, die Augen ganz klein, alles bereit, auf Jensen loszuspringen. Dieser murmelte etwas wie: „So kommen wir auch nicht weiter" — als Dora aufgesprungen war und ihm die Faust mitten ins Gesicht schlug: „Schwein! Du Schwein!" Willy stand jetzt neben ihr und drängte sie weg: „Laß das, hat jetzt keinen Zweck! Ich will nicht!" als Dora wieder vordrängte. Jensen gab sich aber nicht geschlagen. Gequält und zugleich besorgt schien er als Unbeteiligter die Vorgänge zu beobachten. Er berührte Bergmann flüchtig am Arm. „Ihr müßt nämlich wissen, daß ich einen meiner Inspektoren eigens nach hier habe kommen lassen, mit einer besonders ausgesuchten Kolonne, und dieser hat die Sache eingeleitet, ortsfremd wie er ist, war natürlich ein Fehler. Aber ich denke ihn jede Minute zu erwarten, eben noch dieser fatale Auftritt bei Lohmanns" — aufs äußerste abgspannt setzte er hinzu: „Was soll das nur? — Das bringt uns in eine ganz isolierte Stellung, vorher muß man doch erst wissen, es sind ja sofort Freunde zu mobilisieren (Bergmann hatte sich inzwischen wieder gesetzt und rauchte dicke Wolken), schließlich haben wir doch bei unserer anderen Sache Hintermänner, die uns nicht so ohne weiteres fallen lassen können, außerdem direkt auf uns liegt ja bei der Behörde nichts vor, zweifellos, wenigstens vermute ich es ..." Herr Siegert war indessen, wie man aus dem vorigen weiß, in Erinnerungen befangen und ließ auf sich warten. Kostbare Zeit für die beiden Partner, die nutzlos verstrich.
Denn dessen war sich auch Bergmann bewußt, daß es im Augenblick völlig zwecklos war, sich in Vorwürfen Luft zu schaffen. Dora hatte völlig die Fassung verloren. Sie begann vor sich hin zu weinen, gebärdete sich dazwischen wieder wie eine Rasende, sprudelte nur so die Beschimpfungen, Anwürfe wüstester Art, daß Willy mehrmals versucht war, laut herauszulachen, wenn der Augenblick an sich nicht gerade so ernst gewesen wäre. Außerdem hatte er das schmeichelnde Empfinden, die Frau regte sich für ihn im Grunde nur auf. Dessen erinnerte er sich aber in vollem Ausmaße erst später. Vorerst war ja nichts zu machen, und wenn es geholfen hätte, dann würden er oder seine Freunde schon eine besondere Rechnung vorlegen, und zwar sofort, und er selbst war schon Manns genug, diesen Kerl da vor ihm für die Zeit niederzuschlagen, für eine Zeit

von recht beachtlicher Dauer. Aber es war ja phantastisch zu sehen, wie dieser Mann, der so einen Betrieb um sich verbreiten konnte und die Schnauze immer weit vorn hatte, bei der ersten Schwierigkeit zusammengesackt war, ein aufgeblähter Trottel, eine vollkommene Null. Es schien ihm durchaus nicht fair, diesen Mann zu züchtigen, noch dazu in Gegenwart der Frau — weitere Informationen hatte der Mann zudem nicht; dieser Trottel war dumm und blind, zwecklos sich weiter aufzuhalten. Dora beschwor ihn zu bleiben. Sie saßen, alle drei wieder beruhigter, und warteten. Ab und zu gingen belanglose Worte hin und her. Dazwischen bekam Dora mal wieder einen Wutanfall. Dann vergingen wieder Minuten. Jetzt wurde Bergmann energischer, wollte gehen, wieder ansteigender Wortschwall. Dann klopfte es — endlich. Aber in der Tür erschienen mehrere fremde Herren, die mit unbeirrbarer Sicherheit auf Willy Bergmann zuschritten. Einer der Fremden bat Willy beiseite. Dann schritten sie beide mit Gefolge hinaus, den Korridor entlang, hinunter zur Halle, draußen in einen bereitstehenden Wagen. Keiner von den Herren hatte es der Mühe wert gehalten, den Jensens eine Erklärung zu geben, sich vorzustellen oder sonst irgendetwas. Bergmann war also verhaftet; das kam schnell, dachten beide. Dora hatte sich bei dem Bemühen, ihre Nervosität zu unterdrücken, den rechten Knöchel an dem goldenen Armband, das mit einem Arabeskenmuster umsäumt war, verletzt. Ein Riß blutete. Als Bergmann hinausgeführt wurde, hielt sie das Gelenk an den Mund gepreßt, als müßte sie sonst laut schreien. Sie sammelte dabei verwunderte Blicke und einen dankbaren.

Im laufenden Geschäftsgang abgeschoben

Am nächsten Morgen wurde auch Frederik Jensen zu einer Besprechung in die Kriminalpolizei gebeten und dort nach einer kurzen Identitätsfeststellung sofort verhaftet.

Das kam so: Den Zeitungsredaktionen war eine ziemlich verworrene Korrespondenzmeldung, die sich immerhin als recht gut informiert über eine Reihe von Zusammenhängen erwies, zugegangen. Danach standen noch Enthüllungen bevor, maßgebende Kreise des Exporthandels darin verwickelt,

Teile aus einer weit umfangreicheren Organisation, über die noch die Erhebungen schweben, und ähnliches. Die daraus folgenden Rückfragen beim Kommissariat ließen tunlichste Zurückhaltung geboten erscheinen und veranlaßten eine Fühlungnahme mit der Börsenkommission des Senats, der Hamburger Handelskammer und dem Verein Hamburger Assekuradeure, um etwaigen Sensationsmeldungen entgegenzutreten und unwahre Gerüchte im Keim zu ersticken. Ein derartiges Vorgehen hatte schon manche guten Erfolge gezeitigt, zur Beruhigung aufgeregter Gemüter und zum allgemeinen Besten. Die Polizei, von Senat und Bürgerschaft bezahlt, ist dazu da, den guten Ruf des Hamburger ehrsamen Kaufmanns zu schützen.
Der Börsenvorstand hatte es als dringend erwünscht erachtet, in die Untersuchung etwaiger Gesetzesverletzungen angesehener Firmen diejenige Objektivität hineinzutragen, die das an und für sich übermäßig nervös angespannte Wirtschaftsleben der Gegenwart nicht einer unnötigen Belastung auszusetzen Gefahr läuft. Erfahrungsgemäß werden bei unsachgemäßer Bearbeitung von Anzeigen und Verdachtsmomenten im obenbezeichneten Sinne im ersten Stadium des Verfahrens eine Fülle von Behauptungen aufgestellt, die nachträglich nicht bewiesen werden können. Es empfehle sich daher, zu einer vorherigen Prüfung im internen Geschäftsverkehr unter Ausschluß jeglicher Verlautbarungen an die Öffentlichkeit, die Mitarbeit eines Beauftragten der Handelskammer heranzuziehen.
In dieser Handelskammer wurde noch am gleichen Abend festgestellt, daß eine Beteiligung von der Handelskammer angeschlossener Firmen an den im vorliegenden Fall zur Anzeige gelangten Handlungen (Beraubung von Güterschuppen im Hamburger Freihafen, Schmuggel von Waren aus dem Freihafen in das Unterelbegebiet) weder unmittelbar noch mittelbar in Frage kommt. Eine Anfrage zudem bei der Zollverwaltung als der zuständigen Behörde habe ergeben, daß dieser davon nichts bekannt sei. Unter Berücksichtigung der so vielfältigen und diffizilen Apparatur des Warenverkehrs in Einfuhr und Ausfuhr und des problematischen Charakters von Lagerhaltung und Versicherung, könne von irgendwelchen Gesetzesübertretungen strafrechtlicher Art überhaupt nicht gesprochen werden. Es sei richtig, daß der im Zusammenhang damit genannte Berliner Druckereivertreter Jensen zugleich scheints im Auf-

trag einzelner Industrieverbände und Gruppierungen des Handels an Firmen des hiesigen Platzes mit Angeboten herangetreten sei, die sich indessen bisher durchaus im Rahmen der unsachgemäßen Geschäftsentwicklung bewegt hätten. Über die Person Jensens und Rechtmäßigkeit der Vertretungen sind Unterlagen nicht vorhanden. Wie der Verein Hamburger Assekuradeure mitteilt, sind Unterschriften für ein Versicherungsrisiko nicht getätigt worden und auch nicht zur Kenntnis der Geschäftsstelle des Vereins gelangt.

In der Nacht hatte noch eine Gegenüberstellung der beiden verhafteten Kröger mit dem bereits festgenommenen Bergmann stattgefunden, die nichts Belastendes für einen direkten Zusammenhang mit dem letzteren, soweit der Raub in dem Güterschuppen in Betracht kam, ergab. Die Beteiligten verstanden glaubhaft zu machen, sich nicht einmal zu kennen. Dagegen wurde die Person eines gewissen Siegert zu Protokoll genommen, den der eine Kröger als Beauftragten eben dieses Jensen bezeichnete, und von dem die Mannschaft des Motorbootes einen Vorschuß erhalten hatte. Damit war bis zu einem gewissen Grade der Kreis geschlossen.

Nach Siegert wird noch gefahndet werden. Bergmann wurde der Zollbehörde gegenübergestellt, die ihn bis auf weiteres wieder in Freiheit setzen wird, zur weiteren Aufklärung des Falls, Beschlagnahme von Boot und Waren bleibt bestehen. Die öffentliche Meinung wird sich beruhigen ...

Indessen hat sich Dora für Willy Bergmann entschieden, dem sie eine möblierte Wohnung gemietet hat. Sie fand es vorteilhafter, einen Bruch mit der Vergangenheit klar zu vollziehen und sich völlig neu einzurichten. Dieser Tatsache gegenüber fand sich Carl Gustav Jensen an einem der nächsten Tage, ziemlich unvorbereitet und bitter nüchtern.

Carl Gustav nahm einen großen Anlauf, jedes Joch abzuschütteln und aufzubegehren. Er hatte noch dazu mitgeholfen, Siegert und dessen Leute unsichtbar zu machen — alle diese Leute tauchten alsbald in Berlin und Breslau unter —, aber jetzt wollte er seine eignen Wege gehen, wozu man ihn im Laufe des vorwärtstreibenden Zusammenbruches schon allzusehr genötigt hatte. Es war gewiß nicht nett von Dora, ihn links liegen zu lassen, mehr sogar ihn zu vergessen.

In diesen Tagen besuchte er jenen vertrottelten Versicherungs-

direktor, zu dem ihn eine gewisse Sympathie, für die er selbst keine Erklärung hätte geben können, zog. Im übrigen hatte ihn Ahlefeld seinerzeit auch ausdrücklich eingeladen. „Besuchen Sie mich, junger Freund", hatte er damals gesagt, als bei Lohmann die ganze Gesellschaft fluchtartig aufgebrochen war, „vielleicht kann ich Ihnen einen guten Wink geben." Sie tranken verschiedenes und kamen in gute Stimmung. Das Ergebnis war, daß für den Bruder Frederik ein zweiter Anwalt bestellt wurde neben dem von Dora gerufenen, und zwar, hieß es, von einigen Geschäftsfreunden bezahlt, die allerdings nicht näher genannt sein wollten. Und doch hörte auch Carl Gustav schon bei der zweiten Zusammenkunft mit Ahlefeld in der inneren Stadt am nächsten Tag, daß auch einige Geldmittel vorhanden seien, Konten und so, aus denen wiederum diese Geschäftsfreunde bereit seien, laufend gewisse Mittel vorzustrecken, zunächst auch für Carl Gustav, dem eine neue Existenz zu schaffen jedermann gern behilflich sein würde. Carl Gustav fand das alles ausgezeichnet. Nur mit der jungen Ahlefeld stand er sich herzlich schlecht, fürchtete sie geradezu ein bißchen. Der Mann im Untersuchungsgefängnis benahm sich recht merkwürdig. Carl Gustav hatte ihn schon mehrmals besucht. Jedesmal begann das Gespräch ziemlich freundlich, dann kamen ein paar gleichgültige Fragen hin und her und dann machte Frederik Augen, als ob er ihn auffressen wollte — dabei war für den Mann eine gewisse Geldsumme hinterlegt worden, aus der er sich jede Bequemlichkeit schaffen konnte, und alles war so vereinbart, daß Frederik Jensen sich darauf einrichten müßte, sich ruhig zu verhalten und zu warten, eine Zeitlang.

Die letzten Splitter

Von der dicken Freundschaft, die sich zwischen Ahlefeld und Carl Gustav entwickelte, wird später noch zu reden sein.
Mit Willy Bergmann ging es schnell bergab. Plötzlich von allen Verbindungen abgeschnitten — er arbeitete derart sauber, daß selbst seine engeren Mitarbeiter ihn nicht zu Gesicht bekamen, allerdings war ihm ja eine sehr bequeme und angenehme Zuflucht bereitet; sein tadelloses Verhalten legte den Grund, daß das Verfahren, soweit seine Beteiligung und Jensens Konten in

Frage kamen, ins Stocken geriet und schon zu versanden begann — abgeschnitten von seiner gewohnten Umgebung sackte er zusammen, plötzlich aller Energien beraubt, wurde krank und verfiel. Ein siecher Mensch schleppt sich weiter durchs Leben. Für Dora begann eine bittere Zeit, anders als es ihr damals vorgeschwebt hatte.

Eines Tages begegneten sich die beiden Frauen, das sind Dora und die junge Ahlefeld, auf der Straße. Dora war im Augenblick ganz verwirrt; sie wußte nicht, ob sie grüßen sollte, auf die Frau zugehen und Worte machen. Sie fühlte sich verlegen lächeln, und hätte sich selbst ins Gesicht schlagen mögen, vor Scham und Angst, sich vor der anderen und vor sich selbst lächerlich und unmöglich zu machen. Die andere war kühler oder tat wenigstens so, zum mindesten gut beherrscht. So kam es, daß die beiden Frauen aneinander vorbeigingen und beide zugleich tief davon überzeugt waren, daß es so richtig war, daß wer weiß was vielleicht davon abhing, sich auszusprechen, gemeinsam für Frederik Jensen Schritte zu unternehmen, den Ring zu zwingen, zu bedrohen, vielleicht zu erpressen, die Lohmanns und Konsorten und die braven dicken Geschäftsspießer, die sich vorerst noch in Sicherheit wußten und so unnahbar waren. Aber alle solche Gedanken entstehen ja so schnell und plötzlich, die Möglichkeit, daraus praktischen Nutzen zu ziehen, ist so flüchtig, diese Hemmungen, das Schwanken zu einem Entschluß — dann ist alles längst vorbei. Vorübergegangen sind sie beide, Haß im Herzen.

Siegert hat sich zu Frau und Kindern in die Wohnung gelegt, den Zucker herunterzusetzen. Während der zweitägigen Bahnfahrt mit lustiger Station in Berlin hat er nicht ein einziges Mal an die Möglichkeit gedacht, irgendwelchen Unannehmlichkeiten zu begegnen. Glück muß der Mensch haben. Es sind nämlich nur die ersten zwei bis drei Tage, daß ein irgendwie Gesuchter irgendwie Gefahr läuft, festgenommen zu werden. Nachher ist einer vollkommen sicher, sofern er sich ruhig verhält und den Nachbarn keine Veranlassung gibt, sich dauernd mit ihm zu beschäftigen. Siegert war kaum ein paar Tage daheim, da liest er in der Zeitung, daß seine alten Widersacher, der Major und die Hauptmannswitwe die Zahlungen eingestellt haben. Spekulationen, hieß es, eine ganz große Pleite, mit vielen kleinen Leuten in der Provinz.

Eine weniger erfreuliche Stunde mußte dagegen einer seiner treuesten Mitarbeiter, der lange Paul, der stillschweigend und ohne sich besonders mausig zu machen, wieder bei seiner Berliner Firma als Buchreisender untergekommen war, über sich ergehen lassen. Er hatte die Arbeit sozusagen noch gar nicht richtig angefangen, er war noch keiner Kolonne zugeteilt und hatte bisher, um erst wieder warm in der Branche zu werden, ein paar Einzelgänge auf eigene Faust gemacht — und war gerade im Lager, um sich Material geben zu lassen, als ihm vom Chef ein junger Mann hinterhergeschickt wurde, der schon mehrere Male, immer von Zeit zu Zeit in gewissen Abständen nach ihm gefragt und der ihn also jetzt richtig doch noch zuletzt getroffen hatte. Paul kannte den Jungen gar nicht, und zuerst sah es auch gar nicht danach aus, als würden sie sich überhaupt verständigen können. Denn Paul wollte sich beim besten Willen nicht an Traute erinnern, die seine Braut gewesen sein sollte und zugleich die Schwester dieses Herrn Rüdiger war. Erst als er hörte, daß diese Traute Rüdiger sehr krank war und so gut wie hoffnungslos danieder lag und nur den Wunsch noch hatte, noch einmal ihren Paul zu sehen, taute er auf und fand Anhaltspunkte in seinem Gedächtnis. Zugleich um ihr eine Freude zu machen, denn Paul Fiedler war ein Gemütsmensch, voller Gefühle, und in der aufgeregten Zeit war er ja auch Kommunist gewesen und Gruppenleiter. Am folgenden Sonntag traf er sich mit dem jungen Rüdiger und ließ sich zu dem Krankenhaus begleiten, in dem Traute Rüdiger, Verkäuferin, Aufnahme gefunden hatte, krank auf den Tod an einer Krankheit, von der keiner so recht was wußte, auch wie sie zu bezeichnen, bis auf die Ärzte, die natürlich dafür einen Namen haben, aber anscheinend wenig Neigung, Laien, kranken wie gesunden, Näheres darüber mitzuteilen. Mit dem Strom der Besucher ließ er sich durch die hellen Korridore treiben, bis er in einem besonderen Krankenraum landete, der von den großen Sälen etwas getrennt lag und den Traute die letzten Tage allein bewohnte — angemeldet durch eine Schwester, die sehr freundlich und zugleich verlegen und auch etwas belästigt den Besuch hineingeführt hatte. Die Kranke lächelte ihm zu. Paul setzte sich umständlich und stotterte einige Fragen und daß er ihren Bruder getroffen hatte, den er zuerst gar nicht erkannt hätte. Traute nickte. „Er wartet jetzt noch draußen", sagte Paul.

Und dann: „Wir haben ja lange beide nichts voneinander gehört." Die Kranke gab sich Mühe zu sprechen, die Sprache kam gepreßt und wurde bald brüchig, gurgelnd. „Ich weiß ja nicht, was mir fehlt —" vielleicht zuckte sie dabei mit der einen Schulter, „Mutter kommt manchmal mich besuchen." Sie winkte mit den Augen nach einem Spucknapf, der am Kopfende ihres Bettes stand. Fiedler reichte ihn hinauf. Beim Sprechen hatte sich ein eitriger Schleim im Munde gesammelt, den sie erst loswerden mußte, um weiter sprechen zu können. Der Atem verbreitete einen durchdringenden Geruch von Fäulnis und Zersetzung. Dem Besucher wurde ganz heiß und es kam ihm vor, als müßten ihm die Knie zittern. „Paul, siehst du", fing Traute wieder an, „damals habe ich ganz deine Wäsche vergessen." Ach ja, die Wäsche. — Paul klammerte ängstlich seine Gedanken an diese Worte. Ach was, die Wäsche — natürlich ja, was liegt daran. Er brachte es gar nicht fertig, irgendwie abzuwehren, ganz kläglich fühlte er sich. Die Kranke spuckte wieder. „Einer hat mir deinen Zettel weggenommen — ich wußte gar nicht mehr —" sie gab sich wieder Mühe zu lächeln. „Ich habe immer daran gedacht" — und dann machte sie unter der Decke einen Arm frei und brachte eine dürre, verschrumpfte Hand zum Vorschein und streichelte den Rock des Mannes ein paarmal hin und her. Paul saß steif und fest und konnte sich nicht rühren. Würgte ein paar Worte, die Kehle war ihm zugeschnürt. So blieben sie eine Weile. Dann kam wieder die Schwester in die Tür und hinter ihr Trautes Bruder. Der brachte einen Strauß Blumen und Grüße von der Mutter, die gerade ihre Wäsche hatte und nicht abkommen konnte. Das Gesicht des Mädchens war ganz klein und spitz, mit einem Schimmer von Glück. Dann schrillte das Läutewerk nach einer Weile, der Besuch war zu Ende. Draußen sagte die Schwester: „Es ist so eine Unterleibsgeschichte, es löst sich alles auf, bei diesen Sachen kann der Arzt nicht viel helfen." Einige Schritte weiter verabschiedete sie sich: „Dr. Ellbogen sagt, sie wird uns diese Woche abgehen, erlöst werden —" verbesserte sie sich. Paul Fiedler nickte ernst — ohne weitere Gedanken. Von der Straße her kommt das Glockenzeichen einer Trambahn.

DRITTER TEIL

Niemand kann aus seiner Haut

Carl Gustav Jensen war mit einiger Mühe und energischer Fürsprache von seiten der Verwandtschaft der Schwägerin bei einer Maklerfirma in Berlin untergekommen. Ein Teilhaber in der Firma hatte vor Jahren seine Geschäfte über Frederik untergebracht. Er wünschte aber ausdrücklich, nicht mehr daran erinnert zu werden. „Sie können nicht bei mir ewig sitzen", wiederholte er Carl Gustav bei jedem halbwegs privaten Gespräch, Carl Gustav hatte auch das Pech, entweder immer ein paar Minuten zu spät zu kommen, so daß ihn der Bürovorsteher zum Chef sich entschuldigen schickte, oder er blieb noch nach der Zeit, wurde mit seinen Konten nicht fertig und fiel den Chefs, die abends mit Geschäftsfreunden noch durch die Räume gingen, in die Hände — „hören Sie, Jensen, Sie sind kein junger Mann mehr, was? Außendienst! Versuchen Sie doch mal, im Außendienst kommen Sie weiter, sind Ihr eigener Mann, haben Chancen! Der Bruder würde das anders anfassen —" Ja, der Frederik. Die Leute stellten sich so, als wüßten sie gar nichts von dem Unglück und dem Zusammenbruch und was sich sonst alles ereignet hatte. Dora hatte die Scheidung eingereicht. Sie war in die Schweiz gereist. Später, wenn alles vorbei ist, hatte sie Carl Gustav durch einen Vetter wissen lassen, wird sie sich um ihn mehr kümmern, wird ihm auch eine bessere Stellung verschaffen können, im Augenblick ginge es aber nicht, hätte der Anwalt gesagt. Carl Gustav tat es überhaupt schon leid, auf ihre Veranlassung bei den Maklern untergekrochen zu sein — auch der getretene Wurm hat seinen Stolz.
Frederik Jensen, wie gesagt, wurde gar nicht vermißt. Die Sache in Hamburg schien sich ins Endlose ziehen zu wollen. Einmal war schon Termin gewesen, und ein paar Beteiligte waren zu Gefängnisstrafen bereits verurteilt, das Verfahren gegen Jensen war abgetrennt worden, Frederik war in der Untersuchungshaft erkrankt, bedenklich erkrankt, dieser kräftige Mensch war lungenkrank, schwer lungenkrank — die Ärzte meinten, die Krankheit müsse schon lange in ihm gesteckt haben, vielleicht eine Infektion noch aus den Tropen, merkwür-

diger Fall — und außerdem hatte der Staatsanwalt keinen Zweifel darüber gelassen, daß er in Frederik Jensen das Haupt einer gefährlichen Schmugglerbande sehe, die unschädlich zu machen keine Mittel gescheut werden dürften, und rücksichtslos vor allem müsse durchgegriffen werden, die Kaution, die verlangt wurde, ging in die Hunderttausende, vorerst war mal alles beschlagnahmt, an Entlassung aus der Untersuchungshaft war nicht zu denken. Frederik lag im Lazarett, vielleicht lag er schon auf den Tod, galoppierende Schwindsucht — das alles war für die Leute, die Carl Gustav aufgesucht hatte, nichts, war einfach nicht vorhanden. Die Leute waren freundlich, aber weiter auch nichts. Carl Gustav hatte kein Verlangen danach, noch mehr dieser alten Freunde aufzusuchen; vorderhand war er als zweiter Buchhalter untergebracht.

Aus dem Blickwinkel des kleinen Angestellten gesehen, bekommen alle Geschäfte ein gleichmäßiges Aussehen, sie verlieren ihre individuelle Besonderheit, und alle Spekulation wirkt gleicherweise plump und gemein. Das Problematische der Warenverteilung, in dem der Kaufmann seine Existenz sucht, wird zu einer großen Selbstverständlichkeit, der Bedarf regelt die Erzeugung. Der Angestellte im weitverzweigten Apparat der Volkswirtschaft lernt dies Problem nur von der einen Seite kennen, die Ware an den Mann zu bringen. Darin mag er, wenn er eine gutentwickelte geistige Regsamkeit durch Vergleiche und Erfahrungen besonders steigert, ganz Vorzügliches leisten, zur Beherrschung des Apparates wird es indessen noch nicht langen. Frederik Jensen hatte Schiffbruch erlitten, sobald er an die größeren Kräfte, die im Geschäftsverkehr für den Geld- und Warenumlauf treibend sind, gelangt war. Warenvertrieb, Kreditgewährung und Versicherung sind zwar stark genug, den Bedarf zu ersetzen, einen Bedarf künstlich zu schaffen, sie beherrschen damit die Erzeugung, sie sind imstande, den Fabrikanten aufzusaugen, ihn als Person und Wirtschaftsfaktor herunterzudrücken zum Handlanger und Werkmeister, und ihm das selbständige Bestimmungsvorrecht in der Erzeugung zu entwinden, darin war Frederik auch bewußt vorgegangen und von Erfolg zu Erfolg geschritten — er war aber gescheitert an dem so gefährlichen Trugschluß, daß viele Kleine schließlich einmal so weit kommen müssen, rein rechnerisch, wie ein einziger Großer. Die Hände für den Vertrieb hatte

Frederik zu organisieren verstanden, die Fabrikanten und was damit zusammenhing waren gewonnen, die Versicherungsgesellschaften als Geldgeber standen auf dem Papier; im letzten Augenblick hatten sie das Projekt im Stich gelassen, nachdem sie ihn, das ging während der Gerichtsverhandlungen aus den scharfen Repliken der Verteidiger der einzelnen Anklagepunkte untereinander ziemlich deutlich hervor, allerdings nur für denjenigen, für den es bestimmt war, die Allgemeinheit pflegt das zu überhören und erst recht der Gerichtshof — nachdem sie ihn in ein Abenteuer gelockt hatten, das er in seinen Ausmaßen selbst nicht kannte und dem er auch gar nicht gewachsen war, hineingelockt, mit fühlbarem Druck hineingestoßen und dann fallengelassen. Er hatte eben das Pech gehabt, die Kreise eines Größeren zu stören, eines Finanzgewaltigen, der keine Emporkömmlinge duldete, und der, so unnahbar und abgeschlossen er sich auch an den internationalen Börsenplätzen verhielt, Zeit gefunden hatte, von seinen umfassenden politischen Geschäften aufzustehen und auf das Treiben der Hamburger Kommissionäre und Versicherer zu schauen und es irgendwie störend zu empfinden; ein Wink mochte genügt haben, denn schließlich hat auch der Größte noch seine Konkurrenten, und niemand kann voraussehen, ob nicht gerade der Gegenspieler sich dieses Hamburger Konsortiums zu bedienen wünscht. Und so flog es auf, noch ehe es richtig in Wirksamkeit getreten war, ein Beweis mehr dafür, was eine schnelle und präzise Information wert ist.

Carl Gustav hatte von all den Vorgängen, soweit sie seinen Bruder betrafen, nur eine recht dunkle Vorstellung. Klar war ihm vor allem nur eins geworden, daß er sich auf eigene Füße stellen müßte, und das war ihm gar nicht so unlieb gewesen, zumal er sich sagen konnte, daß von ihm der Bruder keine Hilfe erwartete; er hätte auch gar nicht gewußt, was er hätte dafür tun sollen. Jeden Morgen ging er von seiner Wohnung in einem Vorort schon ziemlich weit draußen vor der Stadt, Dora hatte ihn bei einer befreundeten Familie eingemietet, nach dem Bahnhof, um in sein Büro im Stadtinnern zu fahren; jeden Morgen ging er beschwingter und mit größeren Hoffnungen, er wollte seinen Platz halten und nahm sich vor, sich aus eigener Kraft raufzuarbeiten.

Die Vororte entwickeln sich nicht entgegen der allgemeinen

Ansicht ausschließlich nach Verkehrsgesichtspunkten, sondern sind vielmehr von den Launen und Geschäftsabsichten der Grundbesitzer und nicht zuletzt auch vom Geldbeutel ihrer Bewohner abhängig. Die Familie, die Carl Gustav ein wenig zu betreuen unternommen hatte, war von der Entwicklung betrogen worden. In der Hoffnung auf einen raschen Aufstieg des Vororts hatte der schon pensionierte Ministerialbeamte von dem Reste des Vermögens seiner Frau, das an Kriegsanleihe und in der Inflation verloren gegangen war, das Grundstück erworben, um es später mit Gewinn wieder verkaufen zu können. Statt dessen aber waren die paar Großgrundbesitzer, beeinflußt durch die günstigen Verkehrsverhältnisse, auf die Idee verfallen, das Gelände zu parzellieren und die Parzellen so klein wie möglich zu halten, denn eine kleine Parzelle, bar bezahlt, bringt mehr wie drei größere, auf denen der Verkäufer mit Hypotheken sitzen bleibt. Die Folge war, daß um das recht ansehnliche Grundstück sich eine Menge von Kleingärtnern, Garten- und Laubenbesitzern angesiedelt hatte, von denen einige auch massiv gebaut hatten, aber ohne Fluchtplan und soweit das Material gerade gereicht hatte, jeder nach eigenem Gutdünken; das Gelände sah aus, als hätten alle die kleinen Angestellten, Hausdiener und Lagerarbeiter, die als Siedler in Frage kamen, sich verschworen, mit dem Abfall in ihrem Geschäft als Material einen neuen Baustil mit entwickeln zu helfen — das war die Folge. Die Ortsverwaltung konnte vorerst gar nicht wagen, wollte sie nicht die Existenz der Siedler ernstlich gefährden, da hinein Ordnung zu bringen, Straßen anzulegen, Kanalisation und die Müllabfuhr zu regeln.

So bemerkte Carl Gustav mit jedem Tage auf seinem Wege zum Bahnhof das Anwachsen der Kehrichthaufen. In dem kleinen Wäldchen, das er zu durchqueren hatte, lagen über den Weg halbverkohlte Matratzen, die von den Besitzern noch im Hinwerfen mit der Erinnerung an Ordnung und Reinlichkeit verbrannt worden waren. In den Gräben am Wege sammelten sich die Konservendosen, zerbeulte Schüsseln, Wasserkannen und Eisenteile aller Art. Tagelang beschäftigte sich Carl Gustav damit, nach einem alten Schirmgestell zu schauen, von dem man hätte annehmen sollen, daß es einer anderen Verwendung noch hätte zugeführt werden können. Durch die grünen Zweige der Laubbäume, durch dickes Erlengebüsch, die einen weiten

Schatten über den morastigen Boden ausbreiteten, schimmerten Glasscherben und metallisch glitzernder Müll. Die Kinder der Umwohnenden pflegten in Kolonnen auszuziehen und Gräben aufzuwerfen. Die Zweige des dichten Unterholzes konnten zu Faschinen Verwendung finden. Für die Flaggen der einzelnen Nationen sorgten die bunten Tuchreste, weggeworfene zerlöcherte Strümpfe, die zahlreich zu finden waren. Es war verwunderlich, daß man das alte Schirmgestell mit seinen polierten und noch geraden Metallstäben bisher niemals beachtet hatte. Carl Gustav zog es mit jedem Tage ein wenig sichtbarer weiter nach vorn auf den Weg. Das Wäldchen wäre zum Mittelpunkt einer Parkanlage geeignet gewesen. Vielleicht wird eine spätere Stadtverwaltung, die sich mit den Anliegern auseinandergesetzt haben wird, auch die dafür notwendigen Maßnahmen treffen können. Vorderhand, pflegte Carl Gustav diesen Gedankengang zu beschließen, wird man etwas tun müssen, die Gegend sauber zu halten und die Fortschaffung des Mülls in die Hand zu nehmen. Zweifellos sind darin erhebliche Werte verborgen, die noch unausgenützt sind. Man müßte sortieren, mit den Siedlern ein bestimmtes Abkommen treffen können, das die restlose Alleinverwertung des Abfalls garantiert, sich dann von der Gemeinde einen Verwertungsplatz zuweisen lassen, dann im Großen sortieren und an vertragliche Abnehmer weiter verkaufen, den Rest stampfen und zu Bausteinen verwenden, und damit dann Straßen bauen und die Parkanlage entstehen lassen, und schließlich auch die Häuser damit aufbauen und so alles von innen heraus und alles erneuern und wachsen lassen — solche Aussichten beschwingten den Schritt des Angestellten, der jeden Morgen durch dieses Wäldchen ein halbe Stunde Weges zum Vorortbahnhof ging.

Hinter dem Wäldchen lag eine große Strecke unbenutzten Landes, Bauterrain, das auf Käufer wartete. Die großen Terraingesellschaften, die schon aus vierter bis zwölfter Hand dieses Land erworben hatten, waren gezwungen, dieses Land unbenutzt liegen zu lassen, das Land, ehemals zweifellos guter Ackerboden, noch mit den Spuren der letzten Bearbeitung, verwilderte und mußte verkommen, Tummelplatz für wilde Kaninchen, für Ratten, Mäuse und Ungeziefer aller Art, im Sommer siedelten in dem verfilzten Gras die Mücken schwärme. So blieb das Land wenigstens steuerfrei. Dem

Kleinsiedler, dem ein Stück Gartenland hätte verpachtet werden können, brachte die Verwaltung einer solchen Gesellschaft nur geringes Vertrauen entgegen. Ein solcher Mann, Arbeiter vielleicht in einer Fabrik im nächsten Vorort, begann sich dann darin festzusetzen, sonntags baute er seine Laube aus und im Herbst steifte er die Wände und umkleidete sie mit Teerpappe, und im nächsten Jahr hatte er schon Fußbodenbelag, und wieder ein Herbst saß er mit seiner Familie darin und hatte schon einen Stall angebaut und behandelte das Ganze als seine Wohnung, und es kostete Mühe, den Mann wieder von seinem Grund und Boden wegzujagen, darüber schrieben dann die Zeitungen, und es sind sogar Fälle gewesen, daß die Gesellschaft einem solchen Mann hat Abstand zahlen müssen, ganz abgesehen davon, daß manche Gemeinden sich genierten, ein so vorparzelliertes Land als Wohn- und Siedlungsgelände zu kaufen. Zum mindesten lag im Preis dann die Abfindung berechnet, und auch die Privatleute als Käufer hatten manches dann auszusetzen, besonders Käufer, die für industrielle Anlagen in Betracht kamen; denn diese Leute wollen immer freies Gelände, und so — und so blieb das Land vorderhand ungenutzt. Auf Widerruf war es den Anwohnern der Gegend gestattet, das Gelände auf einem schmalen Feldweg zu durchqueren, für Motorradfahrer und Gefährte aller Art verboten. Im Frühjahr, Carl Gustav hatte diese Jahreszeit für einen neuen Versuch seines Wiederaufstiegs gewählt, stiegen zu beiden Seiten des Weges auf der verwilderten Grasfläche Lerchen hoch. Während die Krähen, die sonst die Gegend bewohnten, sich weiter hinaus ins Land zurückgezogen hatten in Gegenden, wo man noch den Acker bebaut, beherrschten hier die Lerchen das Feld, und vom nahen Wäldchen konnte man, wenn man stehen blieb, sich zu verschnaufen und die Natur des frühen Morgens zu genießen, den Kuckuck rufen hören. Immerhin und trotzalledem, die Welt ist schön, dachte Carl Gustav, auch wenn er zunächst keine Aussicht hatte, sich an dem Geländegeschäft zu beteiligen. Er hatte zwar auch die Augen offen wie sein Bruder und verstand ganz gut, eine Gelegenheit zu errechnen, aber darin war ihm der Bruder über, im Zupacken, er pflegte sich nicht lange zu besinnen, und Carl Gustav, der stehen geblieben war und den Kuckuck rufen gehört hatte, setzte seinen Weg fort.
Kurz vor dem Bahnhof, einem breiten, schön geebneten Platz,

im Hintergrunde erheben sich schon die ersten Häuser teilweise noch im Rohbau, der Platz war schon geebnet und gewalzt, auf diesem Platz bewegte sich eine dunkle Masse dem eilig Zuschreitenden entgegen, eine Masse im Zuckeltrab, jockelte so dahin. Carl Gustav erkannte eine Reiterschar in Reih und Glied, erstaunte und blieb höchst verwundert stehen, denn die Reiterschar, und dazu noch in Uniform, war immerhin für diese Gegend ziemlich selten geworden. Auch Carl Gustav hatte seine erste Kriegsausbildung bei der Kavallerie erhalten, Wandsbeker Husaren, wie es für die Bauernsöhne aus dem Holsteinschen der Brauch war. Aber diese jockelnde Schar, aus der sich jetzt Kommandostimmen lösten, machten ihn lachen. Das war die Musik, die Musikknochen waren das. Das Blech wackelte und tanzte jetzt in der Reihe, die Musik von der Fahrerabteilung, erinnerte sich Carl Gustav. Zwischen den Rohbauten der Häuserblocks im Hintergrunde lag noch die alte Kaserne. Die Musik wird wieder geschliffen, die Musik wird über den Acker gejagt und hat einzuschwenken — tärä! — Das erfreut eines alten Husaren Herz. Dann steht die Eskadron still — mäuschenstill — tärätätä! — tärätätä! Carl Gustav hat die Kolonne jetzt auf gleicher Höhe gegenüber, er sieht die geblähten Gesichter, die geröteten, die schwitzenden, die Backen pusten sich voll ... dann setzt auf das Armheben des ersten Trompeters der Marsch ein. Carl Gustav wird noch mit den ersten Takten um die Ecke der Straße geblasen, die zum Bahnhof führt. Schon zerbricht das Rollen eines Lastzuges die Erinnerung. Carl Gustav merkt, daß eine Menge Leute um ihn herum gehen, und vor allem, diese Leute gehen schneller, und wie es ihm scheint, zielbewußter; Carl Gustav muß den Körper straffen. Vielleicht hat er noch Glück, daß er noch gerade irgendwie zur Zeit kommt. Wenigstens nicht allzu spät, jeden Tag gibt es dieses hämische Getuschel.

Es ist eine peinliche Arbeit, die davon abhängig ist, daß man sie mit dem Glockenschlage beginnt und auch mit dem Glockenschlage das Buch aus der Hand legt. Die Kollegen, die scheints nichts anderes gelernt haben als pünktlich zu sein, machen dabei den Eindruck, als seien sie mit dem größten Teil ihrer Arbeit schon fertig, wenn sie nur pünktlich zur Zeit angefangen haben. Dahinein kann sich Carl Gustav schwer finden. Nicht mal, daß er sich bei seinen Wirtsleuten, anderen Verkehr hat er

zurzeit nicht, darüber beklagen könnte, daß ihm die Kollegen und der Abteilungsvorsteher besonders feindlich gesinnt sind. Wenn sie in der Arbeit sind, kümmert sich meistens jeder nur um den Vorgang, den er vor sich liegen hat. Ein anderer mischt sich da nicht ein, und es ist auch nicht üblich zu fragen oder sich gegenseitig auszuhelfen; jeder macht sich seine Arbeit selbst. Aber da sind die Pausen, nicht die Frühstückspausen, der Mittag, wo alle in der Abteilung sowieso auseinanderlaufen und jeder seiner eigenen Wege geht und sich möglichst vor den andern nicht blicken lassen will, sondern die Arbeitspausen, besonders für diejenigen, die die Sicherheit gewissermaßen gepachtet haben, früh auf die Minute pünktlich anzufangen — Carl Gustav hat schon oft und ernstlich darüber nachgedacht, diese Organisation, so sehr sie bis auf den Knopf passen mag, könnte leicht verbessert werden. Der größte Teil der Arbeitskraft geht verloren. Gerade in den Arbeitspausen, wenn einer aufsieht und die Tabelle, mit der er rechnet, und das Journal beiseite legt und sich umsieht, und der Gegenüber den Blick auffängt und lächelt und ein Gespräch beginnt, das am Nebentisch weitergeführt wird. — Carl Gustav kann sich nicht darüber beklagen, daß die Kollegen nicht freundlich zu ihm gewesen wären. Sie erzählen sich etwas, und Carl Gustav kann da ruhig mitreden. Was sie sich auch erzählen von Sport und von Vereinen und von weiß Gott was für Vorgängen in der Stadt und im Lande, wen es gelüstet von seiner Arbeit aufzusehen, der kann ruhig mitreden und keiner wird zurückgestoßen. Aber im Grunde gleitet das alles fremd an Carl Gustav, dem Zuhörer ab. Er hätte sich enger anschließen wollen, vielleicht mal mit dem einen oder anderen abends nach der Arbeit zusammenbleiben, in der ersten Zeit hatte er sogar versucht, in der Mittagspause mit einem ein Glas Bier zu trinken, er konnte ja einladen, er war gut zehn Jahre älter als sein Nebenmann — aber damit war er auf eine Wand gestoßen, die nicht zu durchbrechen war. Der Mann hatte ihn ganz verständnislos angesehen, geradezu höhnisch abgelehnt, und der Blick, mit dem er von oben bis unten gemustert worden ist, war schließlich verächtlich geworden und ein wenig mitleidsvoll. Carl Gustav, das ging daraus hervor, war in der Angestelltenschaft nicht groß geworden, ein Außenseiter, der Neffe oder Schwager eines Abteilungsdirektors, der mit untergeschoben werden sollte,

verlorener Sohn oder so etwas, oder einer, der mit den Gerichten mal Pech gehabt hatte. Das war in der Familie seines Wirtes ganz anders. Der alte Geheimrat hatte aus dem Kriege zwei Söhne zurückbehalten, Offiziere, die eine kleine Rente bezogen. Der eine war in Vermittlungen tätig, von denen von vornherein nicht gesprochen wurde und nach deren Erfolg zu fragen den Anstand verletzt hätte. Der zweite vertrieb Wein und Spirituosen. Er schickte seinen früheren Bekannten die Ware unbestellt ins Haus und macht nur nachher so eine Art Reuebesuch. Mit denen hätte Carl Gustav sich schon besser verstehen können, und es hat auch bisher an Einladungen nicht gefehlt, in dem einen oder anderen Geschäft der beiden als Strohmann einzutreten. Ein Vergleich mit den beiden Jungens und den Angestellten in der Maklerfirma, den Jensen jeden Tag auf der Fahrt ins Büro zu ziehen hatte, fiel durchaus nicht zugunsten seiner Kollegen aus. Aber Carl Gustav hatte einen mächtigen Antrieb genommen, und nicht zuletzt die Schwägerin hielt ihm aus der Ferne noch und in der Erinnerung an die Wochen in Hamburg den Willen stark, er mußte sich selbst wundern, jeden Tag fährt er noch immer an seinen alten Arbeitsplatz. Wieder ist die Zeit um ein Beträchtliches überschritten, ekelhaft sich vor den Kollegen, die ihn Spießruten laufen lassen, schämen zu müssen.
Aber auch diesmal ging der Sturm noch vorüber. Die Leute um seinen Platz herum, die sonst hämische Bemerkungen machten, schwiegen sich aus. Die Arbeitspausen werden bei solcher Stimmung kürzer. Carl Gustav hat das Gefühl, er soll sehen, wie gearbeitet wird. Der Abteilungsvorstand ist schon durch, die Konten der Kunden, die er bis zur Mittagszeit fertig zu machen hat, liegen schon auf seinem Platz aufgestapelt, Anleitung braucht er dazu nicht. Er hätte auch gar nicht wagen können, etwa sein Gegenüber danach zu fragen. Mit gelangweiltem Gesicht zieht er die Rechentabellen vor, die Kollegen brauchen nicht zu sehen, daß ihm ganz entsetzlich zumute ist. Jeder ist des andern Feind, wenigstens im Büro und solange die Geschäftszeit währt; draußen hat er sie noch nicht kennengelernt, ihm ist wirklich elend zumute. Er beginnt zu fürchten, daß er die Zeit nicht durchhalten wird, ist es nur eine Prüfungszeit? Phantastisch, auszudenken, daß er seine Jahre als Buchhalter beschließen wird — dazu ist er nicht in die Welt hinausgefahren und hat wirklich die Welt auch kennengelernt, wenn ihn

der Bruder auch immer beiseite geschoben hat. Er muß die Sache wieder in die Hand nehmen, grübelt der Hilfsbuchhalter Jensen vor sich hin, er hat es oft besser verstanden als Frederik und hätte manches besser machen können, man hat ihm keine Zeit gelassen, hat gar nicht auf ihn gehört, und wenn er dann angefangen hat zu saufen, so deswegen, weil sich keiner um ihn gekümmert hat, und weil es ja zwecklos war, sich durchzusetzen, ein anderer war immer früher da und mit größerem Anrecht und außerdem wußte der andere dies besser glaubhaft zu machen — Schweinerei, Carl Gustav Jensen wird das nicht mehr lange mit ansehen.

Darüber ist die Mittagspause vergangen. Carl Gustav hat gar nicht bemerkt, daß er in der Kneipe nebenan einen Schnaps nach dem andern hinuntergegossen hat und allein vor sich hingestiert. Es wird gut sein, die Jungens des Geheimrats zu Hause sich etwas näher anzusehen, denkt er, wieder ist der Abteilungsvorstand schon durch und wieder liegen Buchungsakten vor seinem Platz, wieder sehen die Kollegen über ihn hinweg, als wäre er Luft, mit einem mokanten Gesicht, wo er ihnen doch nicht das Geringste getan hat ... Er schafft es eben nicht, er kann es nicht schaffen, die Zeit auf den Punkt einzuhalten. Es ist doch ganz gleichgültig — möchte er sich ereifern, er wird es niemals schaffen. Er fühlt geradezu, wie ihn die anderen im Raum verachten, und er muß sich gegen die Verachtung wehren; er spricht vor sich hin, mit der Zunge gegen die Zähne: die Jensens sind keine Angestellten, Carl Gustav ist nicht dazu geboren, ist nicht erzogen worden, bei so einem Windhund von Makler, der Angst hat, einem in die Augen zu sehen und der sich alle Finger belecken muß, wenn ein Jensen, der sich in der Hamburger Versicherung groß emporgearbeitet hat, seine verdammten Deckungsanträge mit unterschreibt, bei diesem Makler, von denen die Jensens ein Dutzend laufen lassen können, bei so einem Makler überhaupt eine Stellung anzunehmen — Schweinerei. Die Schreiber und Buchhalter, die Disponenten und Korrespondenten und selbst der Abteilungschef mit seinem Sekretär, der erst richtig lesen und schreiben lernen soll, tun ihm leid. Zur Nachmittagspost wird Carl Gustav endlich erlöst. Der Chef hat diesmal den Abteilungsleiter nicht mehr vorgeschoben und läßt Carl Gustav zu sich selbst bitten. Und dort im Chefkabinett entläßt er Carl Gustav Jensen, den

Bruder seines alten Geschäftsfreundes Frederik — ein Mann, der ein besseres Los verdient hätte, stellt der Chef kopfschüttelnd noch fest. Carl Gustav Jensen wird zweifellos Fähigkeiten entwickeln als Kaufmann, es wird sich empfehlen für ihn, sich nach einer Stellung umzusehen, in der er mehr selbständig schalten und walten kann. Er wird verstehen, murmelt der Chef eine Reihe vorbedachter Worte und Sätze vor sich hin, daß die fortgesetzten Verstöße gegen die Disziplin des Hauses nicht mehr stillschweigend übergangen werden dürfen, dringende Ermahnungen, freundschaftliche Ratschläge, ernste Vorhaltungen hätten nichts gefruchtet. Er mache sich zudem gemein mit den untersten Personalstufen, den Boten und Hausdienern, die im Kutscherlokal verkehren. Das sei kein Umgang, und er treibe es sogar so weit, gewissermaßen provozierend, in der Mittagsstunde sich dort aufzupflanzen — die zunächst ölige Stimme des Chefs mit einem Unterton von Väterlichkeit wird brüchig und schlägt um, einen Ton höher, und beginnt hart und laut zu werden, als sollte der Abgekanzelte zu einer Gegenrede herausgefordert werden, ein Streit muß vom Zaune gebrochen werden, ein richtiger Krach, der vor den selbständiger denkenden Angestellten, auch solche gibt es in den größeren Betrieben, die Entlassung rechtfertigen kann — Blödsinn, sagt sich der Chef, kommt jeden Tag zu spät der Mann, jedes Arbeitsgericht gibt mir Recht, den Kerl ohne weiteres vor die Tür zu setzen, Einbildung der Frau, auf ihre Verwandtschaft Rücksicht zu nehmen, geschieht den Jensens ganz recht, der Mann, der nicht hoch genug nach oben hinaus will, hat sich die Finger verbrannt, was weiter, soll den vertrottelten Bruder nehmen wer will, und wenn sich die Weiber aufhängen, ich will Ruhe haben hier im Büro, unerhört so etwas, zu Hause liegt mir die Frau in den Ohren mit dem Quatsch, weil sie ihrer Kusine einen Gefallen tun will oder was weiß ich, der Mann muß raus, und zwar sofort! Blödsinniges Theater das ganze — aber der richtige Krach kommt gar nicht auf, denn der Hilfsbuchhalter Jensen hat weiteres erst gar nicht abgewartet. Carl Gustav ist schon vorher hinausgegangen und hat nicht mal die Tür hinter sich zugeworfen, sagt später der Nebenmann zum Gegenüber, der aufzuschauen beginnt und eine Arbeitspause einlegt. Carl Gustav hat nicht mal seinen Platz in Ordnung gebracht, keine Akten übergeben, die Manschettenschützer mitgenommen,

komische Angewohnheit, die Schützer vorher abzulegen, wenn man zum Chef gerufen wird. Carl Gustav braucht auch keine Papiere, keine Bescheinigungen, keine Abmeldung und was sonst alles den Angestellten ziert. Einige reden noch den nächsten Tag hinter ihm her: ein bösartiger Mensch, hats dick hinter den Ohren sitzen, aufgeblähter Idiot, die Worte muß man aus ihm herausziehen, eingebildeter Affe, ein Verrückter, der sich was besseres dünkt, und er wird mit dem Kopf nicht durch die Wand rennen, eigensinnig wie er ist ...

Was du nicht willst, das man dir tu ...

Die Maklerfirma S. Warschauer Söhne fiel unter ihresgleichen durchaus nicht aus dem Rahmen. Weder waren die Angestellten insgesamt und untereinander besonders bösartig, noch tat die Firma etwas besonderes hinzu, eine feindliche Stimmung zu entwickeln oder eine solche, wenn sie schon vorhanden sein sollte, zu verstärken. Es mag ja noch Firmen geben, wo der Chef ein Geschäftsinteresse darin sieht, seine Angestellten aufzuhetzen und gegeneinander auszuspielen, aus der Erwägung heraus, daß weniger gestohlen wird, daß durch gegenseitige Denunziationen ein besserer Überblick über Charakter und Leistung der Angestellten gewonnen wird, und daß die Angst voreinander den einzelnen zur höchsten Leistungssteigerung treibt, aber solche Ansichten und Methoden, eine solche Firma gehören schon längst der Vergangenheit an. Die Interessen der Angestellten sind längst auf einen gemeinsamen Nenner gebracht, werden durch große Organisationen vertreten, der einzelne beginnt zu lernen und zu verstehen etwas von der Gleichheit seiner Interessen mit denen des Nebenmannes und von der Notwendigkeit, seine wirtschaftliche Lage, seine politische Stellung, seine eigene Stellung als Mensch und Mitglied der Gesellschaft zu verbessern, zugleich mit der der Angestelltenschaft überhaupt, das gemeinsame Ziel — und das beginnt rückzuwirken auch auf den Charakter, auf den inneren Verkehr, ein solcher Mensch beginnt die Welt mit anderen Augen anzusehen. Natürlich erschwert es noch, wenn der Betrieb selbst zerfahren und zersplittert ist, zersetzend wirkt, ein Betrieb ohne wirtschaftliche Lebensnotwendigkeit, ein Vampirbetrieb, gerade

noch geduldet, und vielleicht noch auf die Dauer von heute und morgen, ein wenig färbt das noch auf den letzten Mitarbeiter ab, mag er auch noch so wenig dafür verantwortlich sein. Es wirkt schlimmer, an solcher Stelle zu sitzen und fürchten zu müssen, hinausgeworfen zu werden und mit dem Nebenmann um den Platz zu kämpfen — leider können sich eben die Angestellten in ihrer überwiegenden Mehrzahl heute ihre Tätigkeiten noch nicht aussuchen. Doppelt schwer und doppelt notwendig daher, an solchem Platz mit der Forderung nach Solidarität sich durchzusetzen, für Carl Gustav, den Außenseiter, wäre vielleicht damit auch noch nichts gewonnen gewesen. Denn, wie noch immer der Schule nach den alten Klassikern zu lehren gestattet ist: die wahren Schicksale entwickeln sich in Generationen.

Wie zwar für Jensen, so noch mehr für den Chef des Hauses Warschauer, Herrn Fritz Warschauer, gilt dieser Satz; die Söhne am Firmenschild sind schon in der Generation vorher von Fritzens Vater in die Wüste geschickt worden. Der alte S. Warschauer aus Polen, sagenhaft nur noch in der Erinnerung für Enkel Fritz, hatte gutes Geld beim Getreidegeschäft verdient. Die von ihm gegründete Kommissionsfirma litt an der Überzahl der Söhne, die alle von dem Kuchen, den der Vater für die Nachkommenschaft zurecht gemacht hatte, mitessen wollten. Wer als erfolgreicher Geschäftsmann von klein auf begonnen hat, zeugt meistens Söhne, die sich für Wissenschaft und Kultur interessieren, und warum sollte der alte Warschauer darin eine Ausnahme gebildet haben. Langt es in diesen beiden Geschäftszweigen nicht zum Erfolg, so ist trotzdem einem aus dem Geschäftsleben Entwöhnten und gewissermaßen Verbildeten der Rückweg zum väterlichen Geschäft verschlossen; dort hat sich meist der Erbhalter häuslich eingerichtet. Noch eine Generation weiter ist das Prinzip schon unantastbar, und Fritz, der zwar gewisse Anteile auszuzahlen hatte und dem man für eine später erblindete Schwester, die ihres Gebrechens wegen keinen Mann gefunden hatte, sogar eine laufende Unterstützung abgerungen hatte, Geschäftsfreunde, Vettern aus der Verwandtschaft, Logenbrüder und die Fürsprache eines Mannes, mit dem Fritz auf spätere Sicht vielleicht Geschäfte machen kann, jedenfalls keineswegs die engere Verwandtschaft, die Familie — Fritz hätte die Gerichte aufgerufen, den Staats-

anwalt, wenn sich seine Brüder und die andere Schwester, die mit einem Arzt verheiratet war, irgendwie in seine Geschäfte ernstlich hätten einmischen wollen, ihm Verpflichtungen auferlegen, zu Geldausgaben zwingen, oder überhaupt sonstwie ihm in den Weg zu kommen gewagt hätten. Es ist schon ein Wagnis, den neuzeitlichen Geschäftsmann mit Verwandtschaft zu behelligen, das Leben, die paar Prozente sich zu erjagen, ist schon an sich schwer genug. Die Firma S. Warschauer Söhne, eingetragen als Alleininhaber Fritz Warschauer mit einer Anzahl stiller Teilhaber, die im Register nicht eingetragen waren und ja nach den Geschäften wechselten, beschäftigte die Angestellten nach der Zahl der Konten, die zu bearbeiten waren, jeder Kundenkreis, der bemakelt wurde, bezahlte auch die kleinen Bauarbeiter, und zwar nach dem Grundsatz: das Vierfache an Spesen für den Kunden, die Hälfte der ortsüblichen für die Firma, die andere Hälfte im Risiko des Angestellten als Prämie oder Tantieme. Herr Fritz Warschauer war durchaus nicht interessiert daran, sich um das Tun und Lassen seiner Angestellten zu kümmern, kamen Aufträge herein, so war den Leuten die Möglichkeit geboten, sich ihr Geld selbst zu verdienen, war der eigne Geschäftsverdienst knapp, so konnte ihn Fritz am Gehalt seiner Angestellten aufbessern, zum mindesten den entgangenen Gewinn etwas ausgleichen.

Eine Maklerfirma, das werden der Zentralverband der Makler und der dafür eingesetzte Sachverständige der örtlichen Handelskammer bestätigen, ist überhaupt nicht auf Rosen gebettet. Die Jagd nach Kunden ist begrenzt, die Kunden, die frei herumlaufen, sind kleine und meist faule Geschäftsleute, die großen Unternehmungen makeln sich ihre Risiken selbst. Ein gewiegter Makler hat noch die Möglichkeit, sich als Strohmann einzuschieben, nach Deckung von Geschäften zu suchen, die vor der Konkurrenz verschleiert und täuschend markiert werden sollen; auch da sind noch Provisionen zu verdienen, wenn auch knapp, die Hauptsache ist, daß sie laufende sind. Die Wege sind künstlich verschlungen, solcher Art waren auch die Geschäfte, die S. Warschauer Söhne mit Frederik Jensen zusammengeführt hatten. Ein Knoten im Netz eines Finanzkonsortiums, das über eine Bankfirma ging, die für Kommissionsgeschäfte nach der Richtung von Industriefinanzierungen und Anleihevermittlung einen guten Namen besaß, um es genauer

zu sagen, der man diesen Namen gemacht hatte.
Die Großbanken werden immer mehr zur Fassade. Sind reine Abwicklungsstellen geworden, große Sammelpunkte, durch die zum Teil der Wirtschaftsverkehr hindurchläuft. Aber die Geschäfte, die den Verkehr lenken und zu Abgaben und Provisionen zwingen, die den Wirtschaftsorganismus melken und Vermögen bilden, werden im Kontor der Großbank nicht mehr getätigt. Seitdem ihr Apparat so gewachsen ist, daß man ihn öffentlich durchleuchten kann, hat sich die Struktur der Ausbeutungsmethoden gewandelt. Auf Vorposten, als Fühler und Filter wirken die kleinen Bankkommissionsgeschäfte, die für den Kapitalgeber beweglich genug sind, die Operation zu verschleiern; das Kapital kann sich im Augenblick der Gefahr, oder wenn das Risiko überschritten ist, zurückziehen, die Firmen platzen lassen, ohne selbst Schaden zu leiden. Die Selbständigkeit dieser Firmen, so verbrieft sie auch für die Gesetzgebung sein mag, ist im Handeln überaus beengt. Viel enger als beim angestellten Prokuristen einer beliebigen Handelsfirma. Das war auch bei der Bankfirma Mödlinger, Schütze & Co. der Fall, für die Fritz Warschauer tätig war.
Die Fassade dieser Firma war sorgfältig gewählt. Herr Mödlinger war aktiver Artilleriehauptmann gewesen, der sich nach dem Kriege dem Bankwesen zugewandt hatte. Gestützt auf wohlhabende Verwandte und mit recht beträchtlichen Einlagen eines Herrn Schütze flottgemacht, war es der Bankfirma gelungen, sich das Depotrecht zu beschaffen, womit die Firma instand gesetzt war, Einlagen hereinzunehmen und Vermögen zu verwalten. Sofern sich solche Geschäfte in den rechtlichen Bahnen bewegen, ist naturgemäß niemals viel daran zu verdienen. Das haben auch die Herren Mödlinger und Schütze erfahren müssen, wie schon viele vorher und nachher, jeder unter ähnlichen Verhältnissen erfahren wird. Die Einlagen des Herrn Schütze waren bald verbraucht, und die Firma in einen Rattenschwanz von Klagen und Schadenersatzansprüchen verwickelt. Selbstverständlich waren auch die Vermögen, die zu verwalten waren, verschwunden, verspekuliert, in Spesen aufgefressen oder von Kommissionären, Risikojägern, Finanzagenten, Banken und Finanzkonzernen aufgesogen, verteilt und disloziert, ein der Kriegstechnik entnommener Ausdruck. Herr Schütze, sonst ein honoriger Mensch, war ein wenig ängstlich geworden

und hatte, an irgendwelche Familie nicht gebunden, die Nerven verloren und das Weite gesucht. Dagegen war Herr Mödlinger, von dem Phlegma eines bayerischen Artilleriehauptmanns durchsetzt, am Orte geblieben und hatte, wie die Folgezeit ergab, das Terrain zu behaupten verstanden. Das Strafgesetz ist nur eine Nervenangelegenheit, und auch die Staatsanwaltschaft ist, soweit sie bei ihren Akten bleibt, zu behandeln. Man muß nur die Zeit haben, sich auf den Gegner richtig einzuschießen, und die Kenntnis hatte scheints Mödlinger aus dem Weltkrieg noch mitgebracht. Vor allem wirkt es immer gut, wenn sich die materielle Lage eines des Betruges Angeschuldigten nicht wesentlich verbessert hat. Die zahlreichen, recht wohlhabenden Verwandten des Mödlinger, guter bürgerlicher Mittelstand aus der bayerischen Provinz, Hopfenhändler, Viehkommissionäre, ein Postdirektor und selbst ein höherer Beamter der Landespolizei hatten ihr Geld verloren, Krankheiten und Siechtum in den Familien war darauf zurückzuführen, sogar ein Selbstmord konnte damit in Verbindung gebracht werden — schließlich hatten sie alle einmal sich gewisse Gewinne erhofft, eine Verbesserung ihrer an sich sonst recht guten Lage, ein wenig mehr Macht, Aufstieg, und daher waren sie auch dafür zu gewinnen gewesen, bestimmte Unterschriften zu leisten, ein wenig mehr Risiko auf sich zu nehmen, als unter Geschäftsleuten sonst üblich ist, aber es waren ja alles Freunde, Verwandte, Leute, denen man gutes tut und die selbst einem wieder gutes erweisen wollen, ehrliche Seelen, treuherzige Gemüter, die Elite einer leidenden Nation, die noch Kraft genug in sich hat, sich aus der Not der Zeit herauszuarbeiten. Alle diese Leute waren bettelarm geworden — das hatte die Staatsanwaltschaft zunächst zu berücksichtigen.

Ja, und dann war der Mantel einer Bankfirma, die man auf Aktien umstellen konnte, das Depotrecht, auch schließlich etwas wert. Dafür finden sich Interessenten, und auch die Firma Mödlinger, Schütze & Co., nunmehr nur noch allein vertreten durch Herrn Hugo Mödlinger, Hauptmann a. D., hatte einen Interessenten gefunden, Herrn Julius Fraenkel. Herr Jules Fraenkel, wie seine Frau ihn mit Vornamen zu nennen pflegte, war in geschäftlichen Dingen ein erfahrener und gewandter Mann. Die Münchener Bankfirma war genau das, was er für den Berliner Platz brauchte, und ohne Schaden für den Kun-

denkreis ließ er zunächst die Übersiedlung vor sich gehen, denn die alten Kunden der Mödlinger, Schütze & Co. verbleiben mit ihren Ansprüchen an den Münchener Gerichten, Verpflichtungen dieser Art hatte Jules Fraenkel selbstverständlich nicht mit übernommen. Ein neuer Kundenkreis, soweit die Firma ihn nach außen hin nach den Ansichten des neuen Inhabers zu schaffen vermag, das wird die Aufgabe des Herrn Hugo Mödlinger sein; Mödlinger bleibt als Aushängeschild in der Firma, er ist der Namenchef auf Provision. Im Wartezimmer, sehr gediegen ausgestattet und zugleich bescheiden, liegt für die Kunden das Jubiläumsbuch vom Weltkriege aus, das der Nationalverband deutscher Offiziere dem Generalfeldmarschall von Hindenburg zum achtzigsten Geburtstag gestiftet hat. Herr Mödlinger legt im Büro Wert darauf, so versichert Jules Fraenkel im privaten Gespräch den paar Angestellten, als Hauptmann angeredet zu werden, sonst im übrigen ein durchaus umgänglicher Herr, durchaus gemütlich im Umgang, aber zugleich scharf und auf Disziplin haltend — im übrigen wird Mödlinger schon ein wenig dick, grobknochige breite Gestalt mit Fettpolster; Fraenkel bewilligt ihm einen Vorschuß, sich täglich massieren zu lassen, die Vorstellung vom schneidigen Hauptmann, wie ihn der Gutsbesitzer und der mittlere Fabrikant vom Lande sieht, der Geld aufzunehmen wünscht, und zwar um jeden Preis, darf nicht zu sehr zuschanden werden. Fraenkel ist im übrigen im Geschäft äußerst tätig, er beobachtet die Kunden, gewissermaßen aus dem Winkel als stiller Zuschauer. Er erscheint manchmal am Empfangstisch und gibt höflichst Auskunft, indem er beispielsweise darauf hinweist, daß Herr Mödlinger im Augenblick gerade selbst anwesend sei und sich sicher freuen würde, den Herrn selbst zu empfangen oder umgekehrt bedauert er, im Auftrage des Chefs mitteilen zu müssen, daß dieser zurzeit in einer Konferenz sei, worin er nicht gestört werden dürfe, so laute die strikte Anweisung. Herr Jules Fraenkel, der neben dem Namenchef sehr unscheinbar aussieht, Herr Fraenkel stammt vom Berliner Hausvogteiplatz, in der Konfektion ist er groß geworden und in den Jahren, in denen man die Ösen und Knöpfe in Banknoten einzuwickeln pflegte, ist Fraenkel, der sich schnell eine Zeitlang noch als Einkäufer versucht hatte, auch zum Bankgeschäft hinübergewechselt — Fraenkel also, der sich wie ein Disponent

ausnimmt, ein Bankstift stark ostjüdischen Gepräges, den man scheinbar im Bankgeschäft nicht entbehren kann, Fraenkel bekommt bei solchen Gelegenheiten manchmal recht bittere Pillen zu schlucken. Die wertschaffenden Stände, Landwirtschaft und Industrie und besonders in der Provinz, auch wenn sie Geld suchen, sind solchen Typen gegenüber und besonders ostjüdischen gegenüber, die sie von den geheiligten Räumen des Chefs fernzuhalten wünschen, auch wenn sie dazu bestimmt sind, nicht gerade sehr feinfühlig. Zwar sind die alten Zeiten der Ritter vorbei, man stößt nicht mehr zu mit eisengepanzerter Faust, rennt so einem ohne weiteres den Degen durch den Bauch, und es ist sogar ungewöhnlich, den Prokuristen oder Disponenten in der Bank mit einem Fußtritt zu bedenken, mag er nun jüdisch sein oder nicht — aber die Blicke treffen auch, verächtliches Zucken um die Mundwinkel, oder so ein paar baffzende Worte, mit denen man das Entschuldigungsgerede abschneidet als unerwünscht, unverschämt, nicht gefragt und so. Jules Fraenkel pflegt sich derartiges vor den Angestellten ruhig einzustecken, er hebt nur höflich bedauernd die Achseln. Er zuckt mit keiner Miene. Er kann sich auch das Lächeln, das vielleicht höhnisch und überlegen ausfallen würde, sparen; Geschäft bleibt Geschäft.

In dieser Firma galt ausschließlich sein Wort, wenn er sich auch oft genug nach außen dafür prügeln lassen mußte, diese Genugtuung hatte er allerdings. Dagegen war es ihm keinesfalls gelungen, sich in der Familie durchzusetzen. Die Frau, die er geheiratet hatte, um überhaupt in ein größeres Geschäft hineinzukommen, und deren Vermögen und Beziehungen ihm auch anfangs die Wege geebnet hatten, sich selbständig zu machen, war in der Folge durchaus nicht geneigt gewesen, sich ihm unterzuordnen. Jede geschäftliche Betätigung sichert zwar, in gewissen Grenzen, dem Ehemann eine Bewegungsfreiheit zu. Immerhin hatte die Frau und die Familie der Frau es verstanden, auch diese Selbständigkeit von Jules Fraenkel nach Möglichkeit einzuschränken. Die Verbindung mit der Agentenfirma S. Warschauer Söhne hatte Herr Fraenkel und mit ihm das Bankhaus Mödlinger, Schütze & Co. den fortgesetzten Vorstellungen von Frau Alice Fraenkel zu verdanken. Und Alice Fraenkel war von der Schule her befreundet mit Nina Warschauer, der Frau jenes Fritz Warschauer, von dem schon die

Rede gewesen ist, Verhältnis des Chefs der Firma S. Warschauer Söhne zu Nina, der Bankierstochter, deren Vater allerdings kurz nach der Verheiratung in Spekulationen verstrickt pleite gegangen war und später vom Altersheim seiner Loge ernährt werden mußte, siehe oben. Alice und Nina trafen sich noch jede Woche im Kreis etlicher weiterer Damen, die in der vielfach verzweigten Geschäftswelt Ehemänner erworben hatten, in den Klubräumen eines Kurfürstendamm-Cafés zum Bridge. Die Beziehungen zwischen den geschäftlichen Trägern so geschlossener Freundschaften pflegten meist recht kühl zu bleiben. Auch Jules Fraenkel legte nicht gerade Wert darauf, seinem geschäftlichen Mitarbeiter, Herrn Fritz Warschauer, mit dem er schon manch schwierige Operation auszufechten hatte, außerhalb des Geschäftes eine besondere Freundschaft zu erzeigen, wenn er auch nicht umhin konnte, bei bestimmten Gelegenheiten Fritz Warschauer an seinen Tisch zu bitten. Am liebsten hätte er ihn allerdings mit einem Fußtritt bedacht, und mit abweisenden Gesten, höhnischen Zwischenbemerkungen und dem Bestreben, sichtbar eine unüberbrückbare Distanz zu errichten, pflegte er dann nicht gerade sparsam zu sein. Es versteht sich von selbst, daß Fritz Warschauer, dessen Firma nicht zuletzt von den Aufträgen und dem Wohlwollen der Mödlinger, Schütze & Co. abhängig war, das Bankhaus verwendete für seine Operationen, die im Auftrage und für Rechnung anscheinend größter Finanzkonsortien durchgeführt wurden, ausschließlich freie Makler am Platz, die das Ziel dieser Operationen, die ihnen selbst in den Einzelheiten unbekannt waren, zu verschleiern hatten — es versteht sich von selbst, daß Fritz Warschauer davon keine Notiz nehmen konnte, daß er freundlich und dienstbeflissen blieb und durchaus die Miene eines Mannes beibehielt, der die Ehre zu schätzen weiß, zum Tisch eines Jules Fraenkel gebeten zu sein.

Jules Fraenkel hatte Unannehmlichkeiten gehabt. Der großen Metallgesellschaft, für die er in den letzten Monaten einen bestimmten Verteilungsplan durchgeführt hatte, war irgendetwas am Weltmarkt in die Quere gekommen. Es schien, daß man Fraenkel, der allerdings nichts weiter zu tun gehabt hatte, als über bestimmte Anleihen zu verhandeln und aus den Firmen, die auf der Geldsuche schließlich bei Mödlinger, Schütze & Co. gelandet waren, das letzte an Informationen herauszuziehen, die

Betriebsgeheimnisse und die verborgenen Absichten einer künftigen Umstellung des Betriebes — und die so gewonnenen Unterlagen unverzüglich dem internationalen Metallkonzern zu vermitteln, für den Jules Fraenkel tätig war, der seinen Aufbau bezahlt hatte, wobei schließlich Fraenkel mit seiner Bankstaffage weiter nichts war als ein Angestellter zur besonderen Verwendung, ein Horchposten im Vorgelände, näher herangeschoben an die feindliche Konkurrenz. Es gibt Entwicklungen im Kampf um die Eroberung einer wirtschaftlichen Monopolstellung, die für den Angreifer Rückschläge sind, Maßnahmen werden durchkreuzt, weil der Gegner schneller ist und über bessere Informationen verfügt, und weil manchmal ganz allgemein der Erfahrungstatsache wieder zu Recht geholfen wird, daß der Verteidiger besser unterrichtet ist wie der Angreifer. Fraenkel hatte aufregende Stunden zu durchleben, ihm wollte man die Schuld in die Schuhe schieben, daß in der verarbeitenden Industrie sich Abwehrstellungen gegen die Monopolmaßnahmen des internationalen Metallhandels durchzusetzen begannen. Eine Auseinandersetzung mit der Bankfirma nicht nur in rechtlicher sondern auch finanzieller Beziehung war angedroht. Fraenkels Informationen taugten nichts mehr, sie kamen zu spät und waren am Markt längst überholt, und in einigen Fällen waren sie obendrein falsch.

Jules Fraenkel redete im Chefzimmer, aus dem Herr Mödlinger diesmal ziemlich kurz und ohne die Form zu wahren entfernt worden war, auf Fritz Warschauer ein, als sollte dieser für das Jüngste Gericht vorbereitet werden. Warschauer war in die Bank bestellt worden und war dabei in der Meinung belassen geblieben, als handle es sich nur darum, eine Reihe neuer Aufträge entgegenzunehmen. Daher war die Überraschung, als Fraenkel mit einer Fülle von Verwünschungen über Warschauer herfiel, auch durchaus gelungen; der Chef von S. Warschauer Söhne, Agenten, war auch im Anfang nicht in der Lage, das Geringste zu seiner Verteidigung zu entgegnen. „Sie leisten nichts mehr", schrie Fraenkel, daß es durch die Räume schallte, die Räumlichkeiten der Firma Mödlinger, Schütze & Co. waren durchaus vornehm gehalten, bewußt einfach, gediegen und vornehm — „Sie halten sich nicht an die Richtlinien, was erlauben Sie sich? Wir werden Sie schadensersatzpflichtig machen. Wir werden Sie hier in der Branche vernichten. Ich

denke gar nicht daran, daß ich mir das von Ihnen gefallen lasse. Sie erfrechen sich, hier Spesen aufzurechnen für Sachen, die ich gar nicht bearbeitet haben will. Ihr Geschäft geht mit Nebenluft. Sie täuschen das Vertrauen. Die Voraussetzung ist, daß Sie für mich allein tätig sind. Sie verkaufen meine Aufträge der Konkurrenz, ich bringe Sie vors Schiedsgericht — !" Und in dieser Tonart ging es eine Zeitlang weiter. Warschauer holte erst langsam auf. Selbst der Ängstlichste wird mutig, wenn er die Gewißheit hat, daß er nur gequält werden soll, und alle Rücksicht vergeht, wenn dem Gequälten sich der Eindruck vermittelt, daß nichts mehr zu verlieren ist. Warschauer holte im Laufe des Streites auf. Es interessiert daraus nur, daß die von Fraenkel aufgegebene Bankfirma in Amsterdam auf direkte Anfragen der Anleihesucher sich ablehnend verhalten hat. Einem Vorstandsmitglied des Reichsverbandes der deutschen Industrie ist eine Auskunft zuteil geworden, daß die Firma als Broker überhaupt nicht in Betracht kommt, ein Verfahren vom Börsenverein sei eingeleitet worden, und darauf ist die Firma zu Kreuze gekrochen. Die Anleihen, die dann direkt gegeben wurden, mit englischer Hilfe, sind eben nicht zu verhindern gewesen, schlimm genug, wenn Herr Fraenkel das nicht selber besser wisse. Zudem wird die Firma Warschauer Söhne ihrerseits Schadensersatzansprüche anmelden, die Firma ist ruiniert; nachweisbar sind Dutzende von Geschäften, seriöse Anfragen von ersten Firmen im Lande, die Warschauer gebracht hat, nicht zustande gekommen; die Leute sind hingehalten worden, man hat sie in einen künstlichen Konjunkturstrudel gebracht; Auskünfte sind für die Bank verwandt worden, die nur durch ihn, Warschauer, selbst gekommen sein können; in anderen Fällen haben Firmen nachträglich Geld bekommen, aber der Firma Warschauer ist die Provision vorenthalten worden, weil plötzlich das Konsortium ganz anders zusammengesetzt war; er, Warschauer, hätte das Treiben der Mödlinger, Schütze & Co. längst durchschaut, das sei Industriespionage, und wenn er nicht zu seinem Recht käme, so würden sich noch die Gerichte, aber nicht nur die zivilen, mit Herrn Fraenkel befassen. Schließlich wurde Warschauer hinausgeworfen, was schon vorher bestimmt und zu erwarten war.

Das hinderte nicht, daß Alice und Nina sich nach wie vor zum abendlichen Bridge ein Stelldichein gaben. Alice pflegte in ei-

ner Gesprächspause, die sie näher an die Freundin heranrücken ließ, so nebenbei mit einem Seufzer verlauten zu lassen: „Mein Mann hat in letzter Zeit schreckliche Sorgen, es ist wirklich ein Kreuz, mit einem Geschäftsmann in dieser Zeit verheiratet zu sein." Nina, die Temperamentvollere, der in diesem Kreis auch das Recht abwegiger Äußerungen zugestanden war, konnte das nur bestätigen. „Ich würde mich an deiner Stelle scheiden lassen. Soviel wird das nicht kosten." „Ja, aber findest du nicht, daß da manche Unbequemlichkeiten sind, ich stelle mir das schrecklich vor, einen Anwalt zu bemühen, der dann möglicherweise seinerseits noch Ansprüche stellt. So ein Anwalt, wenn er nicht sehr hoch in Jahren ist, soll schrecklich plump sein und aufdringlich in solchen Fällen. Ich hab schon genug von dem Hausarzt." „Je nach dem", tröstete Nina, „es gibt doch auch Anwälte, mit denen man sich sehen lassen kann." Nina tat gut daran, von ihren eigenen Erfahrungen zu Hause zu schweigen. Auch Nina trägt sich mit dem Gedanken, sich von Herrn Fritz Warschauer zu trennen, der plötzlich die Segnungen des Familienlebens entdeckt hat; wenn der Ehemann im Geschäft der Pleite zutreibt, wird er zärtlich. Dabei pflegt Nina, weit häufiger als ihre Freundin, ihrem besonderen Temperament dann zum Opfer zu fallen. Bei solchen Gelegenheiten war Nina leichter zu überzeugen, für Wechsel der Firma auch ihre Unterschrift zu geben. Der Fall des Hauses Warschauer war für Nina mit gewissen Verlusten verknüpft, Fritz Warschauer verstand das auszunutzen. Und dann waren noch die beiden Töchter, schon erwachsene Mädchen, die der Vater für sich zu interessieren verstanden hatte, und die auch aus anderen Gründen der Mutter Schwierigkeiten machen würden; erwachsene Töchter pflegen auf die Mutter eifersüchtig zu sein. Nina erinnerte sich mit Schauder an einen Auftritt im engsten Familienkreise in der letzten Woche, als Warschauer bei Tisch sich darüber verbreitet hatte, daß er den vertrottelten Jensen, wie er ihn nannte, den Dora Jensen, eine der engsten Freundinnen Ninas, und die zudem viel in der Familie verkehrte, in das Haus eingeführt hatte, daß er diesen Protegé Jensen entlassen müsse, es ging aus seinem boshaften Geschwafel sogar hervor, daß er ihn bereits entlassen hatte — Nina erinnerte sich daran, wie sie mit Alice jetzt saß und Vertraulichkeiten austauschte, daß bei diesen boshaften Reden Warschauers, hinter denen was stecken

mochte, alle Augen auf sie gerichtet waren. Besonders die beiden Mädchen sahen sie merkwürdig prüfend, feindlich und durchbohrend an, eine plötzliche Spannung war aufgekommen. Nina war genötigt gewesen, mit einem scharfen Zwischensatz, selbst zu überspitzt für ihr Gefühl, den Mann daran zu erinnern, daß ihr das außerordentlich peinlich sei, bei ihrer Beziehung zu Dora, und Dora hatte sie direkt um den Freundschaftsdienst gebeten, sich um diesen ihren Schützling und zudem den Bruder ihres eigenen Mannes zu kümmern. Sie hatte betont, daß Warschauer hoffentlich keine unüberlegten Schlüsse fassen werde, und zugleich hinzugesetzt, daß Jensen an einem der kommenden Abende bereits von ihr eingeladen sei. Der Mann war achselzuckend aus dem Zimmer gegangen. Die Töchter aber hatten Nina nicht mehr aus den Augen gelassen. Nach außen, und besonders auf der Straße, wo sich Nina gern mit ihren Töchtern zeigte, sah doch das Gespann aus wie drei gleichaltrige Freundinnen, die sich in übermütiger Laune einen guten Tag machen wollen und auf Abenteuer gehen, schienen sich ausgezeichnet zu verstehen, dafür wurde in der Familie und besonders wenn der Alte anwesend war, ein um so hitzigerer Kampf ausgefochten; Warschauer benutzte sie als Spioninnen, mußte Nina manchmal denken. „Daß du dich so für Carl Gustav interessierst, Mama —" sagte die eine so nebenbei. „Ich finde, daß ich diese Bemerkung ruhig zurückgeben kann", hatte Nina damals darauf antworten müssen, „es mag gewiß nicht schön sein, daß Herr Jensen nicht dazu zu bewegen ist, mit dir ins Theater zu gehen, und dann anschließend in die Bar, ja?" Carl Gustav hatte das mehrmals ausdrücklich abgelehnt, fast ein wenig herausfordernd hatte das damals Nina empfunden. Die Jüngere kam der Schwester zu Hilfe: „Herr Jensen kann auch gar nicht mit einer Dame in die Bar gehen. Der Mann soll ja furchtbar trinken, viehisch, hat mir Ludolf erzählt, der ihn unlängst wo gesehen hat, und —" „Ach?" hatte Nina noch schnell abwehren müssen, „das sind so Redensarten, das kann ich mir gar nicht denken" und spitzer, sie war schon wieder gesammelter: „was ist das übrigens für ein Ludolf, von dem du hier sprichst?" Mit der Miene zum Einlenken, so scheinheilig und im Unterton die Bitte nach Versöhnung, war die Ältere zu Nina gekommen und hatte sie um die Schulter gefaßt: „Gesteh doch Mama, daß du dich für Carl Gustav interessierst, er ist ein

interessanter Mann —" Und Nina hatte sich hinreißen lassen zu beteuern, er soll ein ausgezeichneter Reiter sein; schallendes Gelächter der beiden Mädchen war losgebrochen. Nina konnte nicht verhindern, sie wurde puterrot. Dieser Jensen war ein schmucker Mensch, aber was ging er sie an, er schien überdies schüchtern — Dora hatte ihn ihr empfohlen, ihr nebenbei erwähnt, daß Jensen ein guter Reiter ist, vielleicht ein Sportsmann, Dora wünscht, daß der Schwager ganz dem Sport gewonnen wird, Nina weiß gar nicht, ob er trinkt oder was für Laster hat — ekelhaft, diese Mädchen! Das ist die Liebe, die heutzutage die Töchter der Mutter entgegenbringen, lachend und prustend waren die Mädchen aus dem Zimmer verschwunden. Dabei war dieser Jensen durchaus ein annehmbarer Mensch — sie mußte daran denken, als Alice jetzt mit ihren Sorgen kam. Vielleicht sollte Alice diesen schüchternen Jüngling in Wallung setzen, Nina wird ihn bei ihr einführen. Und so wurde es auch vereinbart. Auch Nina hatte ihre Sorgen.
Die beiden Damen waren durchaus blendende Erscheinungen, sehr elegant, mit dem Schimmer einer Besonderheit, die den Mann zu reizen pflegt.

Rückzug auf der ganzen Linie

Der Portier in einem größeren Bürohaus ist durchaus mit einem höheren Verwaltungsbeamten auf gleiche Stufe zu stellen, noch dazu, wenn dieses Haus von einer Konzern-Gesellschaft im Laufe der Zeit aufgekauft worden ist und schließlich allein bewohnt wird. Der Portier ist eine vielumworbene Persönlichkeit, die Instandhaltungsarbeiten, die Neuanschaffungen an Büromaterialien, die Verbesserungen und der kleine Privatverkehr der vielen Angestellten — alles geht über den Portier. In der Loge des Portiers müssen die Handwerker ihre Karten abgeben und die Prozente aushandeln, sonst gibt es keine Arbeit.
Emil Krause, der Portier im Berliner Verwaltungsgebäude der Internationalen Metallhandels-Gesellschaft, war vom Stammhaus in Frankfurt mit nach Berlin gebracht worden, ein Mann, der die Stufenleiter vom Kontorjungen zum Botenmeister durchgemacht hatte und mit den jetzt führenden Herren im

Hause sozusagen groß geworden war. Direktor Windelband, im Hause genannt „Wiewa", dem man nach den Inflationsjahren den Aufbau des Berliner Hauses übertragen hatte und der einen erbitterten Kampf seit dieser Zeit darum zu führen gezwungen war, die guten Geschäfte aus den Zweigstellen in New York, London und Basel nach Berlin zu ziehen, hatte den Krause, mit dem ihn eine Hausflurfreundschaft verband, von Frankfurt gleich mitgebracht; er pflegte, und das tun sehr viele der modernen Generaldirektoren, im Hausflur beim Portier stehen zu bleiben und ein paar Sätze sich mit ihm zu unterhalten, die Redewendungen waren burschikos und spitzten sich auf einen Witz zu, den der Portier mit einem Gelächter zu quittieren hatte; unter dem Antrieb dieses Gelächters segelte dann der Direktor neuen Aufgaben zu; Krause und Windelband waren darauf vorzüglich eingespielt.

Dafür war Emil Krause aber auch sonst sehr gutmütig, er ließ Gott den guten Mann sein, und die Handwerker konnten bei Krause gut verdienen. Man konnte ihm auch nicht nachsagen, daß er nach den Provisionen besonders japprig gewesen wäre. Es genügte ihm schon, wenn die Agenten, die im Hause bei den Angestellten und Direktoren Waren verkaufen wollten, Kleiderstoffe, Staubsauger, Massageapparate, Wein und Zigarren oder was man sonst alles den angestellten Kaufleuten verkaufen will, es genügte ihm schon, wenn die Verkäufer eine Probe und ein Muster zur freien Verwendung unten in der Portierloge abgestellt hatten, dann drückte er beide Augen zu, Hausieren im Hause, das stand an der Tafel vor dem Hause, im Treppenflur und in allen Korridoren, war nämlich streng untersagt. Nur einen besonderen Tick hatte Emil Krause, der Portier, anscheinend vom Vater her, der in Frankfurt eine Tischlerwerkstatt hatte, Krause hatte ständig den Tischler im Hause. Ständig waren die Bürotische zu überholen, ständig war an den Türfüllungen was zu tun, ständig wurden alle möglichen Verbesserungen probiert, neue Schränke aufgestellt, die Regale verändert. Der Tischler ging aus und ein und gehörte zum Haus, eine gute Arbeit für den Tischlermeister, der sich die Freundschaft Emil Krauses erworben hatte. Krause hatte den Mann in der Nachbarschaft gefunden, einen alten Tischler, der am Stammtisch mit ein paar Handwerkern der Umgegend gegen die neue Zeit zu wettern pflegte. Der Tischlermeister hielt etwas auf

seine Ware und auf seine Arbeit. In der Werkstatt arbeitete er schon lange allein, zu Gesellen und Lehrlingen hatte es nicht mehr gereicht. Dafür war er aber auch doppelt so teuer wie andere. Das war eine Arbeit mit Liebe gehobelt und mit besonderem Fachinteresse zusammengeleimt. Das ist keine Hausiererware, wie sie heute die Fabriken liefern, so zusammengehauene Möbelstücke, wie man sie in den Warenhäusern kaufen kann — damit pflegte der Tischler die Überreichung der Rechnung einzuleiten, die Rechnung war meist auch gepfeffert. Dem Portier Krause hat das mächtig imponiert, das war noch ein Tischlermeister wie der Vater in Frankfurt. Junge, werde Kaufmann, mit dem Tischlern ist nichts mehr — schade, Emil wäre für sein Leben gern Tischler geworden. Den Duft der Werkstatt hat er sein Lebenlang nicht verloren. So ist Emil Krause in den kaufmännischen Beruf gekommen und hat als Botenjunge im Kontor angefangen. An die Schreibtische haben sie ihn allerdings später nicht gelassen. Aber es ist auch so gut gegangen, und er hat sein Auskommen. Er ist sogar zufrieden, und der Tischler muß das über den Tisch rüber auch jeden Tag mehreremals zugeben, sonst gerät er mit seinem Freund und Brotgeber in Streit. Schließlich ist der Tischlermeister auch nicht so, krakeelen kann er nachher immer noch mit anderen; mit Krause ist er einig, ist zufrieden, denn das läßt sich Krause nicht nachsagen, bei Krause verdient man gut. Und Emil Krause ist ein Herz und eine Seele mit dem Tischlermeister.

Selbstverständlich gibt es auch Stimmungen, die dem besten Einvernehmen in die Quere kommen können. Da hat sich Krause ausgedacht, das Vorzimmer des Generaldirektors mit einer neuen Holztäfelung zu umkleiden. Der Tischler hat schon tagelang im Vorgefühl des neuen Auftrages in der Wirtschaft nebenan zum besten gegeben, aber der Auftrag läßt noch auf sich warten. An den Direktor ist im Augenblick gar nicht heranzukommen, sagt Krause. „Du machst dir keine Vorstellung davon, was in den Mann bloß gefahren ist. Ich darf mich gar nicht sehen lassen, dann rollt er schon mit den Augen. Wie ich da rein komme und ihm die Zeichnungen vorlegen will, fährt der Mensch mich an, als ob ich bei ihm einbrechen wollte. Wie? Wa?! — sagt er, neue Täfelung? Wer hat die bestellt? Wie?! Wa?! — und dann schnurrt er so eine Weile seine Litanei runter, ich denke, der schmeißt mich raus; so verrückt

war er schon lange nicht." Der Dr. Windelband hat auch den Kopf mehr wie voll, er hat andere Sorgen wie der Portier Emil Krause, der dabei ganz vergessen hat, sich mit einem Witz zu verabschieden. Der Tischlermeister möchte am liebsten das nicht begreifen. Sicherlich hat Emil einen Fehler gemacht, vielleicht schwindelt ihm auch der Portier etwas vor, so viel Geld hat er schon darauf ausgegeben; schließlich ist es doch ein Auftrag, den man sich nicht so ohne weiteres vor der Nase wegschnappen lassen soll. Ob er nicht mal selber den Dr. Windelband sprechen kann — ausgeschlossen! schwört Krause. „Der schmeißt dich raus, in der Stimmung, wie er ist, und mich gleich mit." Das will der Tischler nicht so ohne weiteres glauben, es kommt ihm komisch vor. Und ein Wort gibt das andere. Die beiden kommen ins Streiten.

Und während unten die beiden mit immer lauterer Stimme sich einander vorrechnen, was sie beide aneinander verdient haben, und daß es eine Schande ist, darüber überhaupt Streit anzufangen, sitzt oben der Dr. Windelband und kann gar nicht verstehen, daß er in letzter Zeit in eine ausgesprochene Pechsträhne geraten ist. Die Generaldirektion wird ihn fallen lassen, das fühlt er, in das Frankfurter Stammhaus sind andere Leute eingezogen, der Betrieb wird undurchsichtig; es scheint, daß sich das Schwergewicht nach New York verschoben hat. Die Stellung Windelbands war darin begründet, das Schwergewicht gerade in der alten Firma zu halten, mit rein deutscher Fassade. Scheinbar haben die Amerikaner doch jetzt eine offene Tür gefunden, vermutlich hat London die Schwenkung vorgenommen. Dem Engländer ist es ein Greuel, sich auszurechnen, daß ein anderer, der nicht unbedingt mit England verbunden ist, noch draußen in der Welt Geschäfte macht. Windelband ist ein Spezialist im Chartergeschäft. Im Kriege hat er die Interessen des Metallhandels-Konzerns in Mexiko vertreten, nachdem er vorher jahrelang die nordamerikanische Zweigniederlassung verwaltet hatte. Als echter Frankfurter hatte er auch im Kriege den kühlen Kopf bewahrt. Als auch die Sache in Mexiko brenzlich wurde für die Deutschen, bei dem immer stärker werdenden Einfluß des englischen und amerikanischen Kapitals, war es ihm gelungen, sämtliche Beteiligungen und Konzessionen in den amerikanischen Konzern der American Smelting einzubringen, ohne daß die Juristen der Ententestaaten

später darauf als auf deutsches Eigentum einen Zugriff hätten konstruieren können. Dagegen war Windelband durch besondere Verträge mit der American Smelting geschützt, die ja an der Vermeidung der Beschlagnahme, an der ja auch die Konkurrenz beteiligt hätte werden müssen, schließlich das bessere Geschäft gemacht hatte. Nebenbei hatte sich Windelband, dem die Werte des Metallkonzerns in Übersee persönlich auf seinen Namen übertragen worden waren, in Kriegszeiten ist das Finanzkapital darin großzügig, noch in anderer Hinsicht gesichert. Er war mit Unterstützung der mexikanischen Behörden Schweizer Bürger geworden und vertrat schließlich eine Gesellschaft in Basel, die zu diesem Zweck eigens gegründet worden war. Seit dieser Zeit hatte sich in den Plänen des Dr. Windelband der Traum kolonialer Eroberungen festgesetzt. In Krisenzeiten wie der gegenwärtigen machte der Direktor sich bittere Vorwürfe, den damals beschrittenen Weg nicht zuende gegangen zu sein. Er war mit dem Riesenvermögen, das durch die weitverzweigten Beteiligungen bei der Liquidation des Krieges in den ersten Nachkriegsjahren angewachsen war, in den Konzern zurückgekehrt, wie der verlorene Sohn, der aus der Fremde ins Vaterhaus heimkehrt. Dabei hätte er es gar nicht nötig gehabt, er hätte in Amerika bleiben können und im großen und ganzen hätte kein Hahn danach gekräht, die Frankfurter konnten ihm den Buckel runterrutschen. Heute das zu sagen, und das steht ihm auch immer vor Augen, ist verdammt überflüssig. Zwar hat er selbst ein recht ansehnliches Vermögen, das auch in die Millionen geht, aber damit kann er die Welt nicht erobern. Damals wäre das etwas anderes gewesen. Mit Mexiko zusammen und den wackelnden Staaten in Europa, die gerade in die Inflation hineinschlitterten, wäre es ein leichtes gewesen, den Silberpreis anzugreifen und damit die Yankees zum Weißbluten zu bringen. Unter diesem Druck wäre der Aufbau der Kolonien möglich gewesen, die Industrialisierung Rußlands, die Erschließung Sibiriens, ob mit oder ohne Bolschewiki, das war für ihn schon immer nur eine Frage für ästhetische Gemüter. Er hatte nur geglaubt, in Frankfurt und England dafür Verständnis zu finden, und tatsächlich hatten diese Herren unter geschickten Vorspiegelungen es verstanden, ihn wieder in den Konzern hineinzulocken, und dann war alles in der stickigen Atmosphäre in Europa eingeschrumpft.

Der Engländer hat ihn verraten, Dr. Windelband ist einem Tobsuchtsanfall nahe, derselbe Engländer, der ihm jetzt auch in seiner eigenen Gesellschaft den Boden entzieht. Der Engländer hatte damals kein Interesse, auf Kosten Amerikas überraschend und entwicklungsgemäß China und Indien zu revolutionieren, was die Folge eines Preissturzes am Silbermarkt gewesen wäre. Der Engländer hat statt dessen das nur ganz allmählich vorbereitet, ihm, Dr. Windelband, hat er die Idee gestohlen, die Organisation ihm weggenommen, die entsprechenden Beteiligungen vorher ausgelaugt und wertlos gemacht. Der Silbersturz ist gekommen, nachdem aber vorher die Engländer und Amerikaner sich verbündet haben, als ein Schlag ins Wasser, als eine weitere Schwächung Mexikos, das sich davon nach Windelbands Programm den Wiederaufstieg und die Befreiung von amerikanischen Fesseln versprochen hatte. Der Kolonialtraum Windelbands war zusammengebrochen. Er hatte die Gesellschaft zu veranlassen gewußt, und der Konzern ließ darin Dr.Windelband freie Hand, große Kapitalien in Mexiko und in den Isthmus-Staaten anzulegen. Windelband baute zugleich Bahnen, schuf Hafenanlagen und finanzierte andrerseits die Warenhäuser, die den Bedarf für den Arbeiter an der Erschließung des Landes zu decken hatten. In dem von ihm vertretenen Wirtschaftsprogramm wurde der Kopf der Bevölkerungszahl als Wert nach mexikanischen Dollars berechnet; er hatte für den Umschlag der eingelegten Kapitalien zu sorgen, und die Höhe dieses Umschlags war ihm vorgeschrieben. Mit dem Windelband verbliebenen Rest der Kapitalien, die er seinerzeit dem Konzern zurückgeführt hatte, unterstützte der Konzern die Zusammenschlußbewegung der am Export interessierten Wirtschaft, die Industrien wurden mit den Transportgesellschaften und den Versicherern zusammengekoppelt, zusammen mit den Banken, die im Auftrage des Konzerns vorgeschoben waren. Windelband hatte für seine Pläne auch die Regierung gewonnen und konnte sich in der Hoffnung wiegen, Staatssubventionen zu erhalten. Aber selbst hier begannen schon die politischen Parteien, auf die schließlich der Kaufmann sich stützen muß, zu versagen. In Deutschland wird die Politik der Parteien, die als Schützer des kapitalistischen Wirtschaftssystems wirken sollen, noch immer privat und nach persönlicher Laune gemacht. Der eine ist für England, der andere dagegen, sich für England als

Vorspann benutzen zu lassen, ein dritter ist überhaupt dagegen, weil er die Verhältnisse gar nicht kennt, Handelsverträge werden geschlossen, soweit es für das Prestige eines Landes notwendig sein soll, überhaupt in Vertragsverhältnissen zu stehen; in den Kontoren der Handelshäuser, die mit den betreffenden Ländern in Geschäftsverkehr stehen, raufen sich dann meist die Leute die Haare. Einem Referenten im Auswärtigen Amt ist es nur eingefallen, für seinen Stammtisch, der Unterhaltungsstoff braucht, einmal eine größere Reise nach Übersee zu unternehmen; schon gehen ganze Wirtschaftszweige zum Teufel, jahrzehntelange Beziehungen, alles mit einer Handbewegung weggewischt.

„Wie?! Wa?!" schreit Dr. Windelband seinen ersten Prokuristen an, „ich habe Ihnen doch gesagt, daß man die Hamburger Vorgänge beobachten muß. Bei mir häufen sich jetzt die Anfragen, die Staatsanwaltschaft hat sich angemeldet. Sie können jetzt sehen, wie Sie da herauskommen. Das geht auf Ihren Kopf, mein Lieber." — Herr Dr. Windelband konnte auch sehr höhnisch sein, er tat sich darauf etwas zugute. — „Ich nehme an, daß Sie für Ihr Alter vorgesorgt haben, das kann für Sie eine böse Sache werden. Sie haben Frau und Kinder?" Windelband wartete aber erst die Antwort des Verdutzten nicht ab, er hatte inzwischen schon nach weiteren Disponenten geschellt, die bereits in der offenen Tür standen. „Ein Saustall ist das hier, meine Herren! Kreuz und quer wird disponiert. Warum meldet sich niemand bei mir zum Vortrag? Wie? Wa? Wer bearbeitet das Konto Mödlinger? Dieser Jude Fraenkel drängelt sich hier rum, anscheinend arbeitet er Orders für eigne Faust, wa? Sie werden das der Generaldirektion zu beantworten haben, nicht bloß Sie allein, Drewitz, ich mache Sie alle zusammen haftbar, Sie haben sich das selbst zuzuschreiben, meine Herren!" Während die Herren betreten schweigen, pustete Herr Dr. Windelband aufgeregt vor sich hin: „So kann man ja nicht weiter." —

Der „Wiewa" war sonst ein durchaus gemütlicher Vorgesetzter. Die Prokuristen und Disponenten hatten im Grunde wenig zu tun, was zu einem Krach hätte führen können, sie hatten eben nichts zu disponieren, alles disponierte der „Wiewa" selbst. Darum schwiegen sie jetzt. Es ist immer besser, daß der Angestellte schweigt, wenn der Chef den Koller hat. Windelband

hatte auch das Gefühl, seinen Leuten eine Erklärung schuldig zu sein. Zwischen weiterem Pusten stieß er ein paar aufklärende Worte heraus, die sich nachher zu Sätzen zusammenfanden und wiederholten.
„Schließlich — irgendwie muß ja eine einheitliche Linie gefunden werden. Alles kann ja nicht durcheinandergehen, wie? — In Frankfurt will man die Kredite für unsere Operationen streichen. Da hat sich irgend so ein Hamburger Staatsanwalt, der von Tuten und Blasen im Geschäftswesen keine Ahnung hat, hineingemengt, anscheinend unsern Leuten einen Schrekken eingejagt, Blödsinn. Waschlappen sind die Hamburger, zu meiner Zeit haben die Versicherer noch ganz andere Sachen riskiert, in Deutschland ist eben keine Initiative mehr. Toll, so etwas —." Windelband schüttelte minutenlang sorgenvoll sein Haupt. Die anderen warteten schweigend, immerhin war die Stimmung umgeschlagen, vertraulich geworden, Silberstreifen am Horizont. Er scheint abgewirtschaftet zu haben, der Alte — dachten die Disponenten, der blaue Brief liegt schon im Pult.
Windelband hatte sich so weit wieder gesammelt. „Wer kann das voraussehen", entschuldigte er sich, „wie? was? Der kleine Jensen hätte in dem Falle nicht brauchen über die Klinge zu springen, tüchtige Leute sind selten. Ich hätte den Mann noch ganz gut an der amerikanischen Küste gebraucht. Bin neugierig, was die Londoner Herren sich jetzt weiter ausgedacht haben werden, wa? Hätten den Hamburgern lieber einen erstklassigen Rechtsanwalt besorgen sollen, statt die Sache versacken zu lassen. Dann nützt uns so ein Mann nichts mehr." Mit einem Anflug von Spott, aber im Unterton bitterer Ärger und zitternder Groll, hatte er noch hinzugefügt: „Vielleicht disponieren die Frankfurter Herren, daß wir dort unten Rum fahren, was? Für einen Engländer ist alles möglich —." Die umstehenden Herren zeigten wenig Verständnis für diesen Witz; schwiegen weiter und machten Miene, sich zurückzuziehen, diesmal hielt der erste Prokurist die Zeit für gekommen, sich vor den Kollegen in Positur zu setzen, vielleicht wird er bald dazu noch mehr und vor allem pflichtmäßige Gelegenheit haben.
„So weit ich unterrichtet bin, Herr Doktor", ließ sich der Erste vernehmen, „bei meiner letzten Anwesenheit letzte Woche in Frankfurt wurde schon davon gesprochen, soll beabsichtigt

sein, das heißt, es sind wohl schon diesbezügliche Dispositionen getroffen, sich ausschließlich dem Anleihegeschäft am inneren Markt zuzuwenden. Ich hörte da von neuen Verbindungen zu katholischen Kreisen, die über Amsterdam angeknüpft sind, das heißt, ich habe da selbst schon nach dieser Richtung hin Schritte unternommen, selbstverständlich nicht ohne Wissen der Generaldirektion, von London wird das ja hauptsächlich bearbeitet." — Der Sprecher fühlte das Bedürfnis, sich irgendwie zu entschuldigen, er versuchte eine kleine Verbeugung zum Stuhl des Direktors hin. Windelband aber saß wie abwesend, träumte jetzt vor sich hin, vielleicht auch, daß er mit aller Energie sich gewisse Vorgänge und Rückschlüsse, die hier jetzt zum Vorschein kamen, ordnete. Niemand brauchte zu wissen, was er jetzt denkt — er nickte nur bestätigend vor sich hin; die Umstehenden kamen um den Triumph, sich an seiner peinlichen Überraschung zu weiden.

Der Prokurist vermied auch weiterhin jede Spitze, man konnte ja nicht wissen, wie weit Windelband trotzdem im Bilde war. Aber er mußte vor den Disponenten das neue Programm weiter entwickeln, diese kleine Eitelkeit konnte er sich nicht verkneifen. „Ich habe ja da einen gewissen Einblick gewinnen können. Vor allem soll jedes Risiko in Übersee vermieden werden. Ich glaube überhaupt nicht, daß sich der Konzern weiterhin für Überseegeschäfte interessiert. Wir dürfen sogar überzeugt sein, daß der Konzern in ganz anderer Weise die Unterstützung der Regierung bekommt, wie sie auch aussehen mag, wenn wir im Lande bleiben. Auch der Stahlwerksverband hat ja, wie Sie, meine Herren wissen, das Stichwort ausgegeben: den Innenmarkt entwickeln. In den katholischen Kreisen sind ziemliche Kapitalien neuerdings angesammelt. Man hat anscheinend in London den richtigen Blick dafür gehabt. Eine Gemeinde, die heute Geld braucht, Kreis oder Provinz, kann dieses Geld bekommen, wenn sie gewisse Auflagen übernimmt, Kirchen baut, entsprechende katholische Schulen, Niederlassungen aufnimmt der katholischen Orden und ähnliches mehr — spielt ja keine Rolle. Wir haben da anscheinend prächtige Beziehungen gefunden, die sich bei der Anleihevermittlung nach dieser Richtung hin für den Konzern auch in anderer Weise ausnutzen lassen. Ich denke da, meine Herren, auch an die schwerindustriellen Kreise, mit denen wir hierin zusammengehen können." Der

erste Prokurist hatte den Triumph ausgekostet, dem Chef die neuesten Informationen stecken zu können. Er wußte ja noch einiges mehr, ausschließlich die Person Dr. Windelbands betreffend. Immerhin hielt er sich den Rückzug offen, indem er verbindlich lächelnd schloß: „Ich glaube, Herr Doktor, wir legen im Konzern das Steuer diesmal um." Mit gleichgültiger Miene konnte Windelband darauf noch antworten: „Meinetwegen legen wir um, wie?" Diesmal hielten es die Disponenten für angebracht, gleichfalls ihrerseits die Wissenden zu spielen und vor sich hin zu lächeln, geheimnisvoll und, das versteht sich, durchaus diskret. Bald wird ein Abschied gefeiert werden. — Jovial nickt ihnen der Chef, im Hause genannt „Wiewa", seinen Entschluß zu: die Konferenz ist beendet.

Später wird dem Dr. Windelband der Hauptmann Ventzki gemeldet. Ventzki kommt ein wenig zu spät. Es ist derselbe Ventzki, der Sohn jenes Geheimrates, bei dem draußen im Vorort Carl Gustav Jensen durch Vermittlung seiner Schwägerin Dora untergekommen ist. Jensen hat sich nach seiner Entlassung an die Brüder Ventzki angeschlossen. Wenn er auch nicht fähig ist, wenigstens im Augenblick, sogleich für Zigarren und Wein zu reisen, so kann er den Brüdern doch manchen guten Tip geben. Aus der ersten Zeit von Frederiks Aufstieg sind ihm noch eine Reihe von Persönlichkeiten bekannt. Die Ventzkis verstehen auch das Gelände vorsichtig zu sondieren. Es gibt Leute, die schon aus reiner Gefälligkeit und ein wenig aus sentimentaler Erinnerung an gemeinsam verlebte bessere Zeiten Waren nehmen, wenn irgendwie die Jensens dabei beteiligt sind, aus Anstand sozusagen. Carl Gustav wird von der Familie nahegelegt, sich regulär an dem Geschäft zu beteiligen, eventuell selber später auf Tour zu gehen; vielleicht rechnen sie damit, daß Dora Jensen, die von der Familie her noch über Vermögen verfügen muß, Geld in das Geschäft hineinstecken wird.

Dem Hauptmann Ventzki, tätig in Vermittlungen aller Art, war Dr. Windelband genannt worden, nachdem Carl Gustav sich dunkel erinnert hatte, daß sein Bruder irgendwie bei dem Mann gut angeschrieben gewesen sein mußte, denn Jensen entsann sich mehrfacher Einladungen und eines besonders reichhaltigen Abendessens. Ventzki, der sich auch politisch schon genügend

betätigt hatte, war besonders vorsichtig. Von einem Regimentskameraden, der schließlich in Breslau in ein Abzahlungsgeschäft hineingeheiratet hatte, war ihm der Name auch schon genannt worden als ein großes Tier, Mann mit fabelhaften Beziehungen, hat in allen großen Geschäften seine Finger drin — damals wurden die Druckereiwechsel für die Zeitschriftenbetriebe von einer der von Windelband vorgeschobenen Banken diskontiert. Bei einem kleinen Betrugsmanöver des Major Siebel, der für seine Firma zusammen mit einer Breslauer Druckerei ein wenig Geld noch nebenbei aus dem von Frederik Jensen aufgebauten Apparat herausschlagen wollte, stießen solche Wechsel auf Schwierigkeiten, und Siebel bekam mit Windelband direkt zu tun; die Sache wurde schließlich in Güte beigelegt. Aber Hauptmann Ventzki kannte nur ungenügend die Vorgeschichte. Gewohnt, den Gegner zu überrumpeln, fiel er sogleich mit der Tür ins Haus; zuerst das große Geschäft aufgemalt, verlangt die Taktik, dann die Bedingungen, die Beteiligungen, die Hintermänner und die Provision, und dann kann man immer noch mit Empfehlungen kommen. Hauptmann Ventzki pflegt sich einzuführen als ein guter alter Bekannter, meist erinnert er den andern bei Beginn, daß sie möglicherweise sich als Kameraden an der Front, benachbartes Regiment, Etappenort, gleiches Reiseziel in der Verschiebung und ähnliches, getroffen haben, kennen, ein Glas Wein zusammen getrunken und so. Hier handelte es sich um ein großes Gelände, fabelhafte Gelegenheit, Bauauflassung vorhanden, Interessenten in Massen, für das zurzeit ein Finanzkonsortium gesucht wird, die Führung muß gebildet werden, besondere Empfehlungen an die Firma, kurzfristiges Umsatzgeschäft, Millionengewinne, gerade Direktor Dr. Windelband von Regimentskameraden empfohlen, wenn darüber hinaus Interesse vorhanden auch mit Unterstützung politischer Freunde größere Wirkungsmöglichkeiten im öffentlichen Leben und so. Der Chef dachte an seine Sorgen. Er hatte die übliche Miene aufgesetzt, die vorgab, interessiert zuzuhören. Solche Typen waren ihm bekannt, solche Geschäfte wurden ihm alle Tage angeboten, solche Redensarten saßen ihm jetzt im Halse, zum Erbrechen. Die Höflichkeit verlangte indessen, an seinen Besucher ein paar weitere Fragen zu richten. Früher hatte er auch mechanisch sich auf einem auf dem Schreibtisch vor ihm liegenden Block einige Notizen ge-

macht, die dann nachher in den Papierkorb flogen. Der Chef erinnerte sich daran, daß es eigentlich zwecklos war, zu sitzen und sich von einem der üblichen Vermittler anreden zu lassen, Geschäfte kamen gar nicht mehr in Frage; er war müde und dachte daran, sich zurückzuziehen; auch der Gaul, der Tag für Tag den Göpel der Kapitalmühle in Bewegung setzen muß, wird alt. „Wen nannten Sie, wenn ich fragen darf? Wie?" Der Hauptmann nannte den Major Siebel mit einer Reihe von Standortsbezeichnungen des Regiments, man kann nie wissen, einer wird dann schon stimmen, aber Siebel war in der Tat dem Dr. Windelband bekannt. Es war damals ein unglaublicher Vorgang, regulärer Betrug, der Zusammenbruch des Jensenschen Apparates war damals schon zu erkennen. Im Grunde hätte er, Dr. Windelband, nämlich selbst daraus die Unmöglichkeit, so verschieden gelagerte Wirtschaftszweige zusammenzufassen, ersehen können, sie hatten gar kein Interesse dran, sich für ein größeres Geschäftsziel organisch zusammenzuschweißen, jeder blieb doch für sich, jeder suchte sich den größeren Anteil am Raub zu sichern, Betrüger blieben sie alle, und Jensen hatte nur vergessen, noch nach dem Mittel zu suchen, den Leuten vorher die Luft am Wechselportefeuille zuzudrehen; schade um Jensen, aber das war sein Fehler, Siebel — richtig, damit fing es an, und dann wurde es immer schlimmer — solche und ähnliche Gedanken bewegten den Dr. Windelband, der sein Gegenüber jetzt kritisch zu mustern begann. Hauptmann Ventzki war ins Stocken gekommen, mühte sich nach einem neuen Anknüpfungspunkt; denn dafür hat der Agent ein besonders feines Empfinden, wenn er auf ein falsches Gleis geraten ist. „Ich interessiere mich für das Geschäft nicht." „Darf ich vielleicht ...?" Ventzki war von dem schroffen Ton geradezu niedergeschmettert. „Nein!" Und nach einer ziemlich langen und peinlichen Pause setzte der Dr. Windelband noch hinzu, als wenn er zu einem Dritten spräche: „Der Major Siebel ist ein Schwindler, ein ganz unverschämter Schwindler, dem man hoffentlich bald das Handwerk legen wird. Wie? Was?" Der Ton war zu feindlich, als daß der Hauptmann Ventzki sich hätte einen Ausweg sichern können. Er begann ein paar Worte vor sich hin zu stottern, aber Windelband gab ihm mit einem Blick seinen Entschluß unzweideutig zu verstehen: die Konferenz war beendet. Unten, als der Hauptmann Ventzki an der

Portierloge vorbei kam, fiel ihm ein, daß er vielleicht doch in diesem Fall besser den Jensen, diesen Trottel, hätte vorschicken sollen.

Nur ein wenig Blut ...

Carl Gustav Jensen hatte unterdessen angefangen wieder zu trinken. Die Familie Ventzki ist nicht mehr so besorgt um ihn wie in der ersten Zeit. Die Empfehlungen, die Carl Gustav noch zu vergeben hat, die Tips und Möglichkeiten, die ihm noch immer gelegentlich, besonders in den Zuständen völliger Erschöpfung einfallen, sind schwierig auszuwerten. Sie erfordern Zeit und eine gewisse Kraftanstrengung, klaren Kopf und klare Verhältnisse, den Kaufmann, der für seine Pläne auch einsteht und schließlich auch etwas riskiert. Das alles lag den Brüdern Ventzki nicht. Schließlich kann man auch heute in anderer Weise Geld verdienen und bequemer. Die Nachkriegsjahre haben nicht nur im Geschäftsleben, sondern viel mehr auch im persönlichen einen gewissen Standard an sogenannter Moral, der für das Gesetz maßgeblich ist, verschwinden lassen. Überall und bei jedem stimmt irgendetwas nicht. Der Erfolgreiche, der sich im Geschäft und im Ansehen oben erhalten hat, kann leicht genötigt werden, solche Entgleisungen jetzt nachträglich zu begleichen. Dafür eignet sich außerordentlich der Apparat der Parteien, besonders soweit sie neu gebildete sind, und der Ehrenkodex der Offiziersvereine, studentischer Korporationen, Logen und Klubs. Auch dieses Geschäft braucht seine Agenten. Das Geschäft ist nur möglich, wenn es mit einer wirtschaftlichen Fassade aufgezogen wird, im Grundstückshandel, im Provisionsverkehr am Geldmarkt, Aufträge hereinzuholen von Behörden und ähnliches. Der Aufbau dieses Geschäftes erfordert viele Hintermänner. Und vor allem Nerven, stahlharte, die sich nicht verblüffen lassen. Carl Gustav ist dafür zu schwach. Carl Gustav hat die Nerven verloren.
Das Trinken ist mehr nur ein Vor-sich-hindämmern. Schon als er damals ein Sanatorium aufsuchen mußte, waren es besonders die Nerven, die der Arzt in Ruhe bringen sollte. Zittern am ganzen Körper und eine außerordentliche Schwäche, die ständig den Schweiß auf die Stirn treibt und die Beine den Körper

nicht mehr tragen läßt. Da hilft kein Zureden, es spielt auch keine Rolle, dem Magen etwas anderes anzubieten als Alkohol, der Magen nimmt nämlich nichts mehr auf; wenn überhaupt, so läßt er sich ein wenig durch Beimengung von Alkohol ernähren. Die Ärzte nehmen an, daß eine Heilung oder Besserung nur dadurch erzielt werden kann, daß der Kranke den Eindruck gewinnt, er steht nicht mehr allein, es kümmert sich jemand um ihn, er ist auf einmal eingeordnet in eine Familie, oder in eine Organisation Gleichgestimmter, bei denen er nicht mehr auffällt und die ihm nichts tun, das Gefühl aufkommen zu lassen, als stehe er außerhalb. Für einen Menschen mit einen lädierten Gefühl liegt gerade dieses Gefühl heute besonders nahe. Das braucht trotzdem nicht zu heißen, daß alle diese Menschen Trinker werden müssen. Die meisten haben ja darin allerdings den Rückhalt, daß sie das Notwendigste zum Leben heranschaffen müssen durch Arbeit, um nicht zu verrecken — wenn auch die Arbeit wehtut. Carl Gustav hatte diesen Rückhalt nicht. Auch das Sanatorium kann ihm diese Notwendigkeit nicht verschaffen. Zwar wird er angehalten, mit andern sich in der Wirtschaft zu betätigen, im Garten zu graben, Holz zu hacken und andere nützliche Geschäfte aller Art. Für den, der es zum Lebensunterhalt braucht, bedeutet das zwar Arbeit, für einen anderen aber nur lästigen Zeitvertreib, zumal der Patient seinerseits dafür noch recht anständig zahlen muß. Schließlich kommt er dabei auf die Idee, das könne er billiger haben und gibt das Sanatorium auf. Dann schreibt der Arzt den Mann gesund, und die Kur ist beendet. Es ist nicht zu verlangen, daß dieser Arzt sich darum kümmert, ob ein solcher Patient auch die Vorbedingungen, sich in das Leben durch Arbeit einordnen zu können, besitzt. Er wird, wenn das Sanatorium nicht mehr hinter ihm steht, genau so allein bleiben wie früher. Er möchte sich schon irgendwie betätigen, er zittert vor dem Gedanken, daß er wieder allein in die Welt hinausgestellt wird, er soll arbeiten, aber er weiß nicht, wie das anzufangen ist, in welchem Beruf und bei wem — er hat Angst vor der Arbeit und fühlt sich tief unglücklich, daß er nicht arbeiten kann. Zwar sind genug Leute da, die für ihn sorgen, er braucht keine Angst zu haben zu verhungern, aber diese Leute können ihm nicht den Lebensnerv geben, den er braucht. Carl Gustav hat schon manches getan im Leben, er hat auch schon außerhalb des Sanato-

riums gearbeitet, daß er geschwitzt hat, er ist für den Bruder damals in Norwegen gelaufen und hat sogar gute Beziehungen zusammengebracht, das Geschäft würde sogar, wenn sie beide sich hätten bescheiden wollen, eine glückliche Entwicklung genommen haben. Er hat auch schon auf dem Lande gearbeitet, zu Hause, in den Pfählen. Auch im Kriege waren Tage, die den ganzen Menschen umgedreht haben und ausgequetscht; es ist doch nicht wahr, daß die Offiziere immer nur gesoffen haben. Aber da war der Krieg, die Armeegruppe, die große Organisation, und dann war es wieder mal der unruhige Geist des Bruders gewesen, und dann war es das und jenes gewesen, zuletzt auch ein wenig Ehrgeiz, sich vor Dora zu behaupten. Aber alles hat nicht vorgehalten, das eine ist in Wegfall gekommen, das andere hat sich von selbst aufgelöst, alles war nur vorübergehend, Dora ist lange verreist gewesen, er spürt geradezu, daß sie ihn nicht mehr halten wird und kann, Carl Gustav zittert vor seinen Gedanken, er treibt steuerlos. Die Last der ganzen Welt scheint auf ihn gefallen.

Er ist in das Hinterzimmer einer kleinen Weinstube geflüchtet, dort sitzt er tagelang und döst vor sich hin. Er ist zu schwach, sich zu bewegen und aufzustehen und den Ort zu wechseln. Der Wirt hat irgendwie, vielleicht von den Ventzkis, die ihn gelegentlich aufsuchen, etwas über die persönlichen Verhältnisse Carl Gustavs erfahren und ist darüber beruhigt worden, daß die Zeche letzten Endes bezahlt werden wird, reiche Verwandte sind vorhanden, Leute, die bestimmt bezahlen werden. Es haben sich auch Gäste eingefunden, die sich gern einladen lassen. Der Wirt kann mit der Zeche zufrieden sein. Carl Gustav trinkt ja an sich davon das wenigste. Er braucht durchschnittlich am Tag eine Flasche Kognak in Quanten von Viertellitergläsern. Was er zwischendurch trinkt, ist nur im Zwang und zur Gesellschaft, der Magen behält es sowieso nicht. Der Kognak hält den Mann allein aufrecht. Nur unmittelbar nach seinem Quantum bringt er es fertig, Kleinigkeiten zu essen. Den größten Teil der Zeit schläft er im Lokal. Zu den Ventzkis nach dem Vorort rauszufahren, ist es Carl Gustav schon zu weit geworden. Wenn abends die Weinstube geschlossen wird, geht er über die Straße hinüber in ein kleines Hotel; dort hat sich der Wirt für seinen Gast verbürgt.

Carl Gustav ist in seinen Zwischenstadien ein durchaus ange-

nehmer Gesellschafter. Er versteht interessant zu erzählen und nimmt auch gemütlich einen Scherz auf, besonders von den Stammgästen, die ihm das Hinterzimmer überlassen haben, und die er regelmäßig von Zeit zu Zeit zu einer Runde an seinem Tisch einladet. Auch eine Frau hat sich eingefunden, die im Lokal vorn am Büfett jeden Tag regelmäßig wie eine Uhr ihr Quantum Kognak trinkt. Die Frau hat früher selbst ein Büfett geleitet, später hat sie den Wirt geheiratet, und der hat im Laufe der Zeit Pleite gemacht; inzwischen ist sie geschieden. Jetzt verdient sie sich ihr Geld mit Aushilfen. Sie wohnt in der Nähe, und hat ihren erwachsenen Sohn bei sich, der irgendwo im Geschäft tätig ist und die Wohnung bezahlt. Diese Frau nimmt sich des armen Carl Gustav an. Sie nimmt abends den betrunkenen Jensen zu sich in die Wohnung, Carl Gustav kann das Hotel sparen. Es ist nicht nötig, daß der arme Jensen von Gott und der Welt ausgeplündert wird. Wenn die Verwandten dem Jungen das Geld schicken werden, das hat sich inzwischen von einer gerüchtweisen Andeutung bis zur unumstößlichen Wahrheit verdichtet, daß Jensen von seiner Familie noch eine größere Geldsumme zu bekommen hat und daß das Gericht bereits entschieden hat, und daß Jensen nur Tag um Tag darauf wartet auf das Geld, um dann eine größere Reise zu unternehmen nach dem Süden zur Erholung — sobald das Geld kommt, wird die Frau es für Jensen verwalten; die Frau wird ihn am besten gegen alle Ausbeuter schützen und wird auch die Erholungsreise mitmachen, allgemein genommen sieht die Frau auch noch recht stattlich aus.

Zwischendurch sind auch einige Lieferanten aus der Umgegend im Lokal erschienen. Carl Gustav hat bei dem einen Blumen gekauft, bei einem Schneidermeister hat er sich Anzüge bestellt und Paletot, in andere Restaurants hat er Leute eingeladen und Diners aufschreiben lassen, ein Chauffeur steht vor der Tür und trinkt gelegentlich am Büfett für Carl Gustavs Rechnung; wenn Jensen das Bedürfnis hat, sich zu bewegen, so fährt ihn der Chauffeur spazieren, meist zum Haupttelegraphenamt, wo Carl Gustav dringende Depeschen nachts aufgibt, und im übrigen dort Geld erwartet. Dem Wirt wächst die Sache schon etwas über den Kopf. Der Geheimrat Ventzki, dem man geschrieben hat und später, als keine Antwort einging, durch Telephon angerufen, gibt nur zögernd Auskunft, für ängstliche

Gemüter sogar eine recht zweideutige, kennt zwar Carl Gustav Jensen, aber mehr nicht, hat eine Zeitlang bei ihm gewohnt, weiß aber näheres nicht anzugeben, kann keine Bürgschaft übernehmen und so. Eine Gefahr zieht sich über Jensens Kopf zusammen. Ein ängstlicher Gläubiger läßt Carl Gustav, der ihm alle möglichen dunklen Versprechungen gemacht hat, auf das Polizeiamt bringen. Es entwickelt sich ein peinliches Verhör und gewisse Zweifel tauchen auf. Vor allem ist Jensen nicht so betrunken, daß er nicht weiß, was er tut — sagt sich der vernehmende Polizeikommissar. Aber die Frau, die im Lokal davon gehört hat, holt ihn vom Kommissariat ab, der Wirt hat sich auch ins Mittel gelegt, sozusagen eine ganze Gesellschaft von Gläubigern, die die ganze Forderung verlieren, wenn Carl Gustav Jensen als Zechpreller und Betrüger ins Gefängnis kommt; dann kräht nämlich hinter solchem Menschen kein Hahn mehr, und die Verwandtschaft, die schon genug geblutet hat, läßt ihn dann ganz fallen — das muß vermieden werden. Und so warten die Gläubiger alle noch etwas, und Carl Gustav sitzt weiter im Hinterzimmer der Weinstube, eine Flasche bis anderthalb Flaschen besten französischen Kognaks pro Tag.
Eines Tages ist dann plötzlich auch Frau Dora im Hinterzimmer erschienen. Durch das Erlebnis im Polizeikommissariat in die Enge getrieben, hatte Carl Gustav dem Wirt Doras Adresse preisgegeben. Das weitere läßt sich denken. Dora war gekommen, im Innersten empört, Carl Gustav Vorwürfe zu machen. Der Brief des Wirts ließ eine viel schlimmere Situation erwarten, Wechselverpflichtungen, Betrug, Urkundenfälschung und was noch mehr alles. Dora war gekommen, um mit dem Schwager rücksichtslos Schluß zu machen. Es ist richtig, sie hatte auf die Bittbriefe des Jungen nicht geantwortet, sie war anderweitig interessiert gewesen; schließlich kann sie ihr Leben nicht damit verbringen, auf den Jungen aufzupassen, sie hat für sich selbst keine Kinder und sie fühlt sich auch durchaus nicht im Beruf der Mutter, wenn sie auch mal eine Schwäche gehabt hat für den Jungen, eine ganz nette — damals — und mütterlich, erinnert sie sich. Carl Gustav hat aber auch nichts hinzugetan, sich das Gefühl zu erhalten, er ist sofort wieder abgerutscht, und sie kann nicht immer hinter ihm stehen — die alte Ventzki hat noch ein übriges hinzugetan, Carl Gustav Jensen nicht im besten Lichte erscheinen zu lassen. Vor allem wird

Dora dem Wirt gründlich Bescheid sagen, Ausbeuterbande — einen schwerkranken Menschen zum Trinken zu verleiten und auszuplündern.
Aber Dora hat es doch nicht über sich gebracht, Wut und Erbitterung sind gar nicht erst zur Entwicklung gekommen. Carl Gustav hatte sich immerhin noch seine prächtige Figur gewahrt, er trug sich sogar mit Eleganz und mit einer größeren Sicherheit, als sie je vorher bei ihm gesehen hatte, eigentlich ein ganz verteufelter Kerl, man hätte ihn nur besser leiten müssen ... Dora war ganz gerührt über die Freude, mit der sie Carl Gustav empfing. Carl Gustav war sozusagen völlig aus dem Häuschen geraten. Die paar hundert Mark, die da zu zahlen waren, das wird noch zu schaffen sein, aber was dann weiter? Dora hatte wenig Lust im Augenblick darüber nachzudenken. Sie wird ihn zunächst mal aus der Umgebung rausnehmen, und vor allem muß Carl Gustav erst mal ordentlich essen. Der Kellner schleppt heran. Dora sorgt auch für den Wein. Carl Gustav kann nicht widersprechen. Aber schon der erste Bissen bleibt ihm im Halse stecken. Der ungewohnte Wein brennt wie Salzsäure. Dora muß lachen, wie Carl Gustav Gesichter schneidet und sich windet. Dann geht er hinaus und bricht alles aus. „Es war nur ein wenig Blut —" entschuldigt er sich später am Tisch. Der Mann ist magenkrank, denkt Dora, man sollte den Arzt hinzuziehen. Am Nebentisch sitzen Stammgäste, ein Rechtsanwalt, ein Bauunternehmer und noch ein dritter Herr. Der Rechtsanwalt nimmt die Gelegenheit, mit der Dame, die ihn schon die ganze Zeit interessiert, ins Gespräch zu kommen. Merkwürdig, denkt er, daß sich immer noch ganz ansehnliche Frauen für diesen Jensen interessieren, als ob da wunder was zu holen wäre. Eingesperrt gehört der Kerl ... Um so höflicher mischt er sich jetzt ein: „Gnädige Frau können ganz unbesorgt sein, das hat nichts weiter auf sich. Wir sind das schon gewöhnt (lachend), er erholt sich sehr schnell." Jensen hat sich auch schon aufgerichtet. Dora weiß noch nicht, wie sie antworten soll, lächelt zunächst verbindlich und ein wenig verlegen. Carl Gustav macht Anstalten aufzustehen und für irgend etwas Rechenschaft zu fordern am Nebentisch, mit der Miene etwas zu verteidigen, die Ehre — Dora hält ihn zurück, fühlt, sie muß ihn beruhigen, sie nimmt ihrerseits das Gespräch mit dem Nebentisch auf; die Wogen glätten sich. Der Rechtsanwalt ist einer

der ältesten Stammgäste, rotes aufgedunsenes Gesicht, dicke Augenwülste. Er ist der Sohn seines Vaters, der ein höherer Beamter war; viel gelernt hat er nicht, Praxis hat er auch nicht, das wenige erledigt der Bürovorsteher. Die längste Zeit war er Bearbeiter in einer großen Rechtsanwaltsfirma, einer von denen, die unter dem Namen eines berühmten Anwalts als Stellvertreter plädieren. Erst als er nach dem Tode der Eltern in den Besitz des kleinen Vermögens gelangt ist, konnte er eine eigene Praxis riskieren. Solche Leute sind heut sehr gesucht als Strohmänner für etwas schwierige geschäftliche Operationen, die gerade noch durch die Paragraphen gedreht werden. Sofern er nicht in allzu großer Betrunkenheit aus der Rolle fällt, Urkunden fälscht oder sich an fremden Geldern vergreift, kann er mit einem gewissen Anstand als in seinen Kreisen geachteter Mensch sein Leben verbringen. Dieser Rechtsanwalt aber stand schon auf der Kippe. Jensen hatte ihn bisher ziemlich kühl abfallen lassen, ganz gegen seine Gewohnheit, mit Leuten freundlich zu sein, mit denen man gut trinken kann. Der Mensch ist aufdringlich, hatte Jensen gefühlt. Auf alle mögliche Weise hatte vorher der Anwalt den Wirt, andere Stammgäste und selbst Jensens ältere Freundin auszuhorchen versucht, aber feststellen müssen, an dem Mann ist nichts zu verdienen, irgendwie geschützt, an den Mann ist nicht heranzukommen. Dora hielt ein oberflächliches Gespräch in Gang, Jensen wurde freundlicher, er war stolz darauf, sich mit seiner Schwägerin vor den Stammgästen zu zeigen: er fühlte, daß sie imponierte.
Der Bauunternehmer hatte inzwischen die Situation schon besser begriffen als sein Freund, der Rechtsanwalt. Er witterte Familienbande und ließ sich die Möglichkeit durch den Kopf gehen, daß ein neuer Aufstieg Carl Gustavs beginnen könnte — hinter dem Jungen steckt Geld, das steht fest. Im Verfolg solcher Erwägungen hatte sich der Bauunternehmer erhoben, war zum Tisch getreten und stellte sich mit formvollendeter Verbeugung vor. Er wurde am Tisch eingeladen, Frau Dora gab neue Bestellungen auf, wobei Carl Gustav als Gastgeber in Erscheinung trat. Später wurde auch der Rechtsanwalt noch an den Tisch gerufen, gefolgt von dem dritten Herrn, der mit den beiden eine geschäftliche Angelegenheit zu besprechen gekommen war. Der Bauunternehmer ließ durchblicken, daß er schon immer an die Möglichkeit gedacht hatte, Jensen zur Mitarbeit

heranzuziehen. „Ihr Schwager braucht eine richtige geschäftliche Betätigung, gnädige Frau, bei seinem scharfen Blick für geschäftliche Perspektiven müßten sich noch ganz andere Tätigkeiten entwickeln lassen. Sie sollten den Mut haben, ihn zu starten, gnädige Frau." Carl Gustav schwamm in Wonne, die Sonne einer neuen Zukunft ging auf, alle waren freundlich zu ihm, der Wein war auf einmal nicht mehr bitter. Der Bauunternehmer hatte eine Gesellschaft gegründet, an deren Spitze der Rechtsanwalt stand, die als Beratungsgesellschaft für Hausverwaltungen, Grundstücksvermittlungen und Hypothekenbeschaffungen im Handelsregister eingetragen war. In sich war das Geschäft derart gelagert, daß innerhalb dieser Gesellschaften alle Bauten und Reparaturen, Schätzungen, Gutachten und Vorentwürfe durch die Firma des Bauunternehmers getätigt wurden. Der Anwalt, von der juristischen Seite dieser Arbeit überlastet, braucht eine Hilfe. Eingeführt in den besten Kreisen, der auch überall Zutritt hat, würde so ein neuer Mann in der Hauptsache tätig sein müssen, neue Kunden zu gewinnen und den Kreis der Gesellschafter zu erweitern, die ihr Vermögen, Grundbesitz und Häuser in die Gesellschaft zur Verwaltung einbringen. „Ich finde, das wäre ein ausgezeichnetes Betätigungsfeld für Herrn Jensen", wiederholten sie beide in verschiedenen Darlegungen. Jensen war ganz damit einverstanden. Dora aber warf die Frage dazwischen: „Wieviel Geld wird dazu notwendig sein" — und erzwang damit eine Pause in der zunehmenden Begeisterung. Darüber wird sich noch sprechen lassen, — hieß es, aber die Stimmung war merklich kühler geworden. Das Gespräch wandte sich gleichgültigeren Dingen zu, und Jensen fühlte im Magen wieder das Stechen, das ihn zwingen wird, aufzustehen und draußen auszuspucken, Schleim und ein wenig Blut.

Während der ganzen Zeit stritt Dora mit sich selbst, die Gedanken waren zerflattert und kreisten nach verschiedenen Mittelpunkten. Und dabei, wiederholte sie sich mit verbitternder Hartnäckigkeit, ist sie gekommen, um Carl Gustav zu sehen und um Carl Gustav zu helfen. Vielleicht kann sie ihn doch auf die Beine stellen. Dann ist es durch ihr eigenstes Werk. Bei Frederik ist es schon nicht gelungen, und Carl Gustav ist leichter zu lenken. Wenn sie wenigstens die Beteiligungen, die überall verstreut sind und in geschickt versteckten Klauseln

festgelegt, worin der spekulierende Kapitalist heute Meister ist, mobilisieren könnte, dann würde Carl Gustav sich wenigstens auf dieses Kapital stützen können; Frederik wird ja kaum mehr aufkommen, hat man ihr erst letzthin aus dem Krankenhaus geschrieben. Sonst wird sie sich an die Familie wenden müssen, vielleicht, daß der Vater ihr in der Sache hilft. Allerdings ist das äußerst unangenehm. Die Familie liebt klare Verhältnisse, und der Vater war es ja auch gewesen, der mit solcher Energie die Scheidung von Frederik betrieben und auch durchgesetzt hat. Es ist so eine eigene Sache, wenn man für die äußere Geltung ganz von der Familie abhängig ist, und die Familie obendrein noch das Geld hat. Der Vater hatte jetzt einen älteren Geschäftsfreund in Vorschlag gebracht, und zwar wird sie sich schnell entscheiden müssen, denn die Familie will nicht, daß sie als geschiedene Frau länger in der Welt steht, das schadet dem Ruf. Der vorgeschlagene Bewerber, ein angesehener Devisenmakler am Platz, will umsatteln und im Ausland eine eigene Kommissionsfirma gründen, die allerdings in der Hauptsache vom hiesigen Platz geleitet werden würde, das heißt, daß der Mann den größten Teil des Jahres auf Reisen ist, im Pendelverkehr zwischen beiden Firmen. Der Vater ist sehr interessiert für das Projekt. Dora soll dem Mann, der am Platz eine gewisse Repräsentation braucht, das Haus führen. Außerdem Menschen, die aufeinander im Leben angewiesen sind, und zwar gut zu leben, finden sich schon zusammen, auch wenn sie sich die erste Zeit ein wenig fremd sind; es müssen Menschen unter weit widrigeren Umständen zusammenleben, derartige Schlußfolgerungen pflegen für den alten Bankier entscheidend zu sein. Dora hat auf der Reise im Süden einen Baron kennengelernt, der ihr sehr gefallen hat, sie erholt sich ordentlich bei dem Gedanken an ihn aus der gegenwärtigen gedrückten und muffigen Atmosphäre. Sicher war dieser Baron ein Hochstapler und ein Schwindler, und vielleicht wird er später versuchen, sie bei der ersten besten Gelegenheit, wenn sie wieder in der Gesellschaft auftaucht, an der Seite des etwas ältlichen Finanzmannes, zu erpressen, und zwar ganz rücksichtslos. Davon ist sie überzeugt, aber sie möchte die Tage, die so wundervoll waren mit diesem Mann, doch nicht missen; sie lächelt in der Erinnerung daran vor sich hin. Mit Carl Gustav, der seinen Anfall tapfer niedergekämpft hat und wieder im Kommen ist,

wird sie vor dem Alten nicht auftreten können. Vielleicht hat sie sogar Schwierigkeiten, den Jungen überhaupt ins Haus einzuladen — sehr schwer, für Carl Gustav etwas zu finden. Dora quält sich immer noch.

In das Lokal ist ein Mann in mittleren Jahren, gebückte Haltung, und sehr blaß — hineingekommen, hat sich am Büfett aufgestellt und sieht auf die Gäste. Dann ist er zur Tür ins Hinterzimmer vorgedrungen und nähert sich jetzt dem Tisch. Dora ist zuerst auf ihn aufmerksam geworden, und die übrigen Herren, die schon beim Anekdotenerzählen angelangt sind, sind dem Interesse ihrer Dame gefolgt. Dora hat für Stimmung gesorgt. Sie kann sehr lustig sein, auch wenn sie sich in Gedanken mit etwas quält. Der Mann, der jetzt an den Tisch gekommen ist, hat eine bewegungslose finstere Miene aufgesetzt, nur die Augen wandern hin und her. Er fühlt, daß er jetzt zum Sprechen gezwungen wird, es ist schon fast eine Sekunde zu spät, der Tisch ist auf seine stumme Sprache nicht eingegangen. „Verehrte Herrschaften", spricht er jetzt mit monotoner Stimme, „ein stellungsloser Kaufmann." Und nach einer Pause, als sich niemand am Tisch rührt, „ich habe viel Unglück gehabt im Leben, zu Hause Frau und Kinder, ich bitte um eine kleine Unterstützung." Der Rechtsanwalt bringt ein glucksendes Lachen heraus. Vom Büfett her beginnt der Wirt, der erst jetzt den Eindringling gesehen hat, zu poltern. „Das ist schon der Zehnte heute; soviel gibt es gar nicht, und wenn man jedem wollte was geben! Unerhört so etwas, diese Bettelei." Und der fremde Herr am Tisch, der sich bisher kaum an der Unterhaltung beteiligt hat, wird auf einmal ganz lebendig. „Diese Tour kennen wir, stellungslos und so. Da gibt es ganze Vereine, die darauf reisen, so ein Mann verdient mit einer Tour am Tag durchschnittlich seine zwanzig Mark und zahlt nicht mal Steuern dafür." Wieherndes Gelächter. Vielleicht gehört das mit zur Vorstellung, der Mann in der Tür hat zu husten begonnen, ein möglicherweise fabelhaft gemachter Husten, der ganze Mensch schwankt, als würde die Brust springen, so quält und schüttelt dieser Husten. Carl Gustav ist aufgestanden und sucht in den Taschen nach einer Münze. Er sucht so nervös, daß er keine findet, er wühlt zitternd in den Taschen, ein paar zerknitterte Zettel fallen auf den Boden, aber die Münze findet er nicht. Der Anwalt kneift ein Auge zu und sieht die andern be-

zeichnend an. Sie wissen, daß Carl Gustav überhaupt keine Münze in der Tasche hat. Dora nimmt ihre Handtasche, zuckt dabei verlegen die Achseln und lächelt gequält und peinlich berührt — ein gutmütiger Junge, so impulsiv, immer macht er sich vor den andern lächerlich — der Hustende hat sich inzwischen etwas erholt. Mit einem tiefen Röcheln bringt er Schleim nach vorn an den Mund und wischt sich dann mit dem Taschentuch ab; es ist ein wenig Blut daran. Dann nimmt er die Münze, die Dora neben ihr Glas auf den Tisch gelegt hat. Carl Gustav ist ganz rot geworden vor Verlegenheit. In dieser Sekunde hat sich sein Schicksal entschieden.

Frau Dora hat seine Schulden beim Wirt bezahlt, noch am gleichen Abend. Draußen auf der Straße, als er sie zu einem Wagen begleitet, verspricht sie ihm, ohne daß er sie vorher darum gebeten hat, sich mit der Frau in Verbindung zu setzen, von der ihr der Bauunternehmer erzählt hat, daß sie in den letzten Wochen Carl Gustav betreut. „Die Frau soll keinen Schaden davon haben", sagt Dora, „sie muß eine gute Frau sein, sehr mütterlich, schade, daß sie nicht anwesend war, ich hätte sie gern gesehen." Aber sie sagt das so, daß Carl Gustav nicht daran glauben kann; er fühlt sich auch geniert, er möchte sich gegen die Stammtischleute verteidigen, er fühlt das Bedürfnis, sie herunterzusetzen in der Achtung Doras. Er versteht ganz gut, daß diese Leute Schurken sind — aber Dora wird nicht auf ihn hören, die Gedanken sind schon ganz wo anders. Sie erzählt ihm, daß sie demnächst heiraten wird, aber sie verspricht ihm zugleich, daß sie gelegentlich Zeit finden wird, sich um ihn zu kümmern, sie werden sich noch manchmal treffen. Sie wird ihn zu ihrem Rechtsanwalt bringen, der noch einiges aus Frederiks Vermögen retten kann, jedenfalls wird sie ihm dabei helfen und auch den Vater dafür interessieren, das hält sie für ihre Pflicht, und außerdem tut sie es aus persönlichem Interesse, sie hat ihn doch immer noch gern, nicht? — Sie nimmt den großen Jungen am Kopf, nimmt den Kopf zwischen ihre Hände und küßt ihn auf die Stirn.

Carl Gustav Jensen wird weiterleben oder zugrunde gehen, vielleicht wird er noch einmal gesund werden oder völlig hinunterrutschen in den Schlamm — wie die Würfel fallen.

Zwischen-Bilanz

Die hier durchgeführte Untersuchung ist im Rahmen dieser Erzählung beendet. Sie verfolgt keinen tieferen moralischen Zweck als denjenigen, die Umwelt der geschäftlichen Begebenheiten, die der heutige Mensch noch immer wie der gleiche Mensch um die Jahrhundertwende mit einem Schimmer von Romantik umgibt, in einer Reihe von Einzelthemen auf einen Generalnenner zu bringen, und zwar mit umgekehrten Vorzeichen. Und siehe, es enthüllt sich der Alltag, die Beschränktheit, der Schwindel, der Wettlauf nach dem kleinsten Vorteil, das Unzuverlässige im Menschlichen und das Fehlen jedweder Kameradschaft; was bleibt, ist das Erschütternde einer lebensunfähigen Schwäche.

Der romantischen Vorstellung vom großen Geschäft ist die mit Verachtung gemischte Unterschätzung des Hausierers verwandt. Der Hausierer ist der vom Geschäft Deklassierte, dessen letzte und bedeutende Funktion, die des Umsatzes, er allerdings zu Ende führen darf. Die Vorstellung, daß der Hausierer lästig ist, aufdringlich und teils von Diebstahl lebt, teils jedes Verbrechens fähig — das ist genau auf den Punkt die Vorstellung, die sich der Leser in dieser Gesellschaftsordnung von jedem Geschäft zu bilden in die Lage versetzt werden kann. Es gibt keine Romantik der großen Betrüger, nicht den Elan höchster persönlicher Leistung im Aufbau von Kartellen und Trusts, kein Überragendes des genialen Kaufmanns, der das Glück an seine Bilanz sozusagen magisch heftet — schildere ihn ohne Verklärung, ohne Tiefenwirkung auf die Vorstellung einer mystischen höheren Ordnung im Wirtschaftlichen, schreibe seine Umgebung mit umgekehrten Vorzeichen, ohne Haß, aber auch ohne Verherrlichung, und du wirst einen Gott in Unterhosen finden.

Bei jedem Geschäft liegt der sonst gesetzlich zu ahndende Betrug, bei jeder Schiebung der Diebstahl, bei jeder Konzernbildung Raub und Erpressung; die wirtschaftliche Macht, die ihre Hand zur Vergewaltigung des Lebens ausstreckt, ist nur eine Ansammlung schlechter Instinkte, die sich auflösen wird, wenn man sie nicht zu ernst nimmt, das heißt, wenn man bereit ist, ihr die menschlichen Instinkte, die Kraft der Vereinigung entgegenzusetzen, und mit allen Folgerungen und rücksichtslos. Noch immer ist die Darstellung einer Konzernbildung, einer

Erpressung im Großen, der Versicherung, die als wirtschaftsfördernder Vampir im Warenaustausch lebt, dem Fehler verfallen, das Ziel in der Aufzählung des Details zu verherrlichen. Die obige Untersuchung gibt nur die Atmosphäre; die Einzelheiten, ob sich mit ihnen schon ein Staatsanwalt befassen wird, sind gleichgültig; was liegt schon daran — —

Menschlich sein

Grau hängen die Wolken, zu dunklen Klumpen geballt. Als hätten die Wolken ihren Schlagschatten bekommen.
Der Mensch in der Landschaft ist nur ein kleiner zittriger Punkt; ein Windstoß wird ihn hochwirbeln, wegwischen.
Es ist drückend geworden, bleiern. Gewichte liegen dem Menschen auf der Brust. Der Mensch, niedergedrückt in dieser Gesellschaft, muß krampfhaft den Blick nach oben halten, soll er nicht verkümmern und absterben. Blind den Gesetzen des Weltalls noch verfallen, staunt er nach oben.
Oben sind die Wolkenmassen aber jetzt in Bewegung gekommen. Eine Kraft, für den Menschen bisher in so geringem Maße erst nutzbar, hat die Wolken in Bewegung gesetzt. Die dunklen Ballen kreisen, stoßen sich ab, leichtes Gewölk beginnt sich zu teilen, zieht sich in Bänder auseinander, in Striche, die länger und dünner werden. Zersplittert in silbrige Flocken, alles zieht und streicht dahin; der Mensch hat daran keinen Teil.
Ein Windstoß hat sich aufgetan, lockert das Weltall in jenem Ausschnitt des Firmaments, das über dem Menschen steht, spielt und macht alles leicht und frei.
Bis auf die Bewohner dieser Erde; denen schlägt alles nach innen, die Gebundenheit und die Qual, aufeinander angewiesen zu sein. Was immer von einer Kraft, die eine Welt in Bewegung hält, nutzbar gemacht werden kann, dient nur dazu, diese kleine splitternde Welt in der Brust des einzelnen aufzurichten, von der die meisten noch immer glauben, daß es sich allein verlohnte, dafür zu leben. Um dieses bißchen Leben geht der Kampf, sich durchzusetzen und vorwärts zu kommen in einer Art von Gesellschaft, die ständig in Abwehrbewegung ist zu den Naturgesetzen, die nach wie vor voller Geheimnisse sind und die den einzelnen und sich selbst unterdrückt. Als ob allein

dadurch die Angst der Kreatur vor dem Geschehen außerhalb der eigenen Umwelt aufgehoben werden könnte. Die Formen, unter denen sich diese Angst in den Menschen zum Ausdruck bringt, sind wenig schön. Wir lachen, wenn der Hase über die Stoppelfelder geht, und es mutet einen seltsam an, daß der Regenwurm auf dem Promenadenweg, durch die Schritte der Spaziergänger beunruhigt, sich langzieht und in einem Loch, das er mit ungeheurer Kraftanstrengung am Wegrande zu bohren beginnt, verschwinden will. Der Vogel fühlt den Blick eines Menschen und verschwindet auf den Dachfirst, pfeift von oben auf den Erdgebundenen, der ihn nicht erreichen kann. Zugegeben, der Mensch kann den Vogel abschießen, kann die Gegend vergasen, daß alles was da fliegt und kriecht, in Tod versetzt und zum Stillstand gebracht wird; der Nutzen, von der Erfindung der Gasmaske angefangen, ist dabei recht gering. Auch das Gas ist gewissen Gesetzen unterworfen und reicht nicht in die Unendlichkeit. Jenseits seines Wirkungskreises lebt die Kreatur weiter. Der Vogel hebt sich mit einem Schwung über das Feld, Schwärme von Vögeln folgen dem Flusse und die Masse der Vögel instinktgemäß geordnet zieht mit den Jahreszeiten; nur der Mensch bleibt am Boden und an seinem ihm von der Gesellschaft bestimmten Platz, zitternd in der kreatürlichen Angst, und im Instinkt darauf aus, sich gegenseitig zu vernichten.

Möglich, daß sich darin etwas ändern wird, wenn die materielle Existenz des einzelnen gesichert ist. Aber der Ehrgeiz, nach vorn zu kommen, sich auszuzeichnen und besser zu sein als die anderen, wird bleiben. Die Formen, unter denen diese Ausscheidung sich einmal vollziehen wird, sind noch ungewiß. Es ist möglich, daß der Ausgleich in der Färbung der Gedanken, im Gegenspiel der Geschlechter und in der Aufeinanderfolge von Alter und Jugend noch härter werden wird, grausamer als der Gegensatz von arm und reich, der auch heute schon Veränderungen ausgesetzt, wenigstens die Hoffnung eines Umsturzes in sich birgt. Unter diesem Druck in die Zukunft hineinzuhorchen, ermüdet zwar, aber löst nicht auf die Verkrampfung der Lebensangst, es vermag unter bestimmten Voraussetzungen stark zu machen, aber nicht frei und beschwingt, den einzelnen Menschen scheint der Weg noch dahin versperrt, wo das Leben menschlich wird.

Frederik Jensen pflegte zu guter Stunde unter seinen Erfahrungen eine einzige an die Spitze zu stellen, daß alles im Leben beschissen ist. In der Zeit, als er noch als Kajütjunge zur See gefahren ist, hat er dem Steward aufs Wort geglaubt und war überzeugt gewesen, daß die Stufenleiter in der Ordnung und im Ansehen auf dem Schiff, wenn auch vielleicht nicht von Gott eingesetzt, so doch dem Willen eines Mächtigen und Großen entspringt, der sich zumindest etwas dabei gedacht hat, weil er seine Erfahrungen dabei gesammelt hat. Und zweifellos ist das die Macht, die die Welt regiert und einmal auch sicher der Natur neue Gesetze aufzwingen wird. Später allerdings war es ihm klar geworden, daß es nur ein Gesetz des Nebenmannes gibt, die Kette, an die sich das Leben knüpft, solange dieses Leben eine Frage des Geldverdienstes, der Prozente und Provisionen und des gewinnbringenden Umsatzes ist; das andere ist nur die Maske.

Beim Tellerwaschen in der Pantry waren dem Frederik eines Tages Teller in Scherben gegangen. Er war gerade dabei, sich zu bücken, hochroter Kopf, die Scherben aufzulesen, und wenn möglich ungesehen zur Luke hinauszubefördern, vielleicht daß ihn der Steward dabei nicht erwischen wird. Der Steward war trotzdem hinzugekommen. Das Erlebnis für Frederik begann damit, daß der Steward über die Angst des Jungen mächtig zu lachen begann, er vergaß völlig, die gewohnte Ohrfeige zu verabfolgen. Vielleicht hatte er ein gutes Geschäft gemacht, eine große Chance aufgetan, vielleicht hatte einer in der Kajüte versehentlich ein Schmuckstück liegen gelassen und in der Hast, an Land zu kommen, das Suchen vergessen — jedenfalls schlug der Steward diesmal eine andere Taktik ein, dem Jungen zu imponieren. Er nahm den ganzen Stoß Teller, der schon abgewaschen in der Pantry aufgebaut war, und warf das ganze Zeug zur Luke in die See hinaus. Frederik hielt vor Schreck das Maul weit aufgesperrt. Und dann gab ihm der Steward bei der jetzt nachfolgenden Ohrfeige, die nicht vergessen wurde, den freundlichen Rat, besser aufzupassen. Frederik paßte auch auf; das pflegte er sich nicht zweimal sagen zu lassen. So kam er denn schließlich dahinter, daß gut die Hälfte des Geschirrs, das er jeden Tag aufzuwaschen hatte, denselben Weg in die See nahm. Was der Steward nicht rauswarf, faßte sich der Obersteward und der Koch. Schließlich fing auch Frederik, statt sich

erst die Mühe zu machen und erst abzuwaschen, selbst damit an. Die Pantry verdiente daran am Ende der Reise, neues Geschirr zu besorgen. Die Prozente daran und der Umfang, wie hoch der Bruch auf Kopf und Beschäftigung des einzelnen kam, war zwar abgestuft, das Interesse daran aber war gemeinsam, Nebenmann! Der Bootsmann verdiente wiederum am Gesamtschaden der Küche, überschattet vom Zahlmeister, der seinerseits wieder der Offiziersmesse gegenüber Verpflichtungen hatte. Hinter dem Kapitän kam der Charter, dahinter die Reederei und die Versicherung; jedenfalls war der Bruchschaden am Geschirr in guten Händen; das Geschäft wäre für alle Teile unbefriedigend gewesen, hätten die Frederiks das Geschirr heil über die Reise gebracht. Mit zwiespältigen Gefühlen pflegte zu jener Zeit sich Frederik in der Back umzusehen. Die armen Kerle von Rudergästen und die Heizer, die unten an den Öfen schwitzten, die hatten keine Chance, Geschirr in die See zu werfen. Dafür waren sie mit seidenen Strümpfen kartonweise und mit goldenen Uhren versehen, und später lernte Frederik das ganze Warenlager kennen, das je nach der Reise, den besonderen örtlichen Verhältnissen und den Bestellungen im Heimathafen wechselt. Eine Warenbörse ist dort entwickelt, von kapitalkräftigen Gesellschaften gehalten, die feinnerviger ist als der sogenannte offizielle Warenverkehr, und die an Umsätzen hinter diesem durchaus nicht zurücksteht. Der Bedarf im Bestimmungsort wird langsam angeregt, später kann sich dann der große Warenverkehr mit Zöllen und Exportprämien darauf stützen. Warenlager, die sonst im Inlande auf den Preis drükken würden, werden zu diesem Zwecke verramscht, und der Seemann, vom Schiffsjungen bis zum Kapitän, deckt damit zugleich das Risiko seines Kredites, den der Jude im Heimathafen gewährt hat und der meist das Guthaben bei der Reederei um ein vielfaches übersteigt. So treibt alles im gleichen Kreis und so kommt alles schließlich wieder zurück, alles zum Guten.

Frederik hatte auf diesen Reisen auch gelernt, als Steward an der Menage zu verdienen. Wo immer bestimmte Massen zugeteilt sind, verdient derjenige, der die Zuteilung in der Hand hat. Alle Geschäfte bestehen darin, daß ein Umsatz geschaffen wird, denn vom Umsatz bleibt der Gewinn hängen. Am wenigsten ist an den Passagieren der bevorzugten Klassen zu verdienen, am

meisten bei der Menage der Mannschaft, und reich wird der Steward nur, wenn er die Verpflegung der Zwischendecker unter sich hat. Von den Ärmsten am Schiff ist am meisten rauszuholen, wenn man sie nur richtig quetscht. So geht es nun einmal zu, das ist menschlich ... einer lebt vom anderen, ja?

Ja, aber diejenigen, die aus dem Kreislauf herausgeschleudert sind, der Eisenbahner, der durch einen Betriebsunfall zum Krüppel geworden ist, hausieren geht, der Hausierer, der von seiner Kommissionsfirma übers Ohr gehauen wird, der Arbeiter ohne Arbeit, der Kranke und Gestrauchelte auf dem Pfade einer Gesellschaftsordnung, die durch gegenseitigen Betrug der Mitglieder untereinander zusammengehalten wird, gestrauchelt am Ehrgeiz sich vorwärts zu bringen, entnervt in den Gefängnissen und durch Fußtritte der Gesellschaft, Verzweifelte, Besitzgierige in dieser Welt, Diebe und Generaldirektoren, Minister und Betrüger aller Art und Kategorien, Lustmörder meinetwegen, aber was liegt schon daran, die Mittel noch besonders abzustufen, um Hindernisse aus dem Weg zu räumen, wenn man bequemer und schneller vorankommen will, voran? wohin? —

Oben die Wolken treiben wie Ballen und Flocken. Treiben und ziehen dahin, Streifen und Striche.

In Massen ziehen die Vögel instinktgemäß geordnet, schweben und ziehen mit den Jahreszeiten.

Nur der Mensch bleibt vereinzelt und erdgebunden auf seinem Fleck, schlotternd in der Angst aller Kreatur.

ANHANG

ZEITGENÖSSISCHE REZENSIONEN ZU „PROLETARIER" UND „HAUSIERER"

RICHARD A. SCHAEFTER: ÜBER PROLETARISCHE DICHTUNG

Das Proletariat begann „Klasse" zu werden in dem Augenblick, da es den bürgerlichen Individualismus überwand, — da es erkannte, daß der Einzelne nichts, die Masse alles ist, — in dem Augenblick, da es sich organisierte. Der einzelne oder in kleinem Verbande arbeitende zünftlerische Handwerksgeselle konnte dieses Zusammengehörigkeitsgefühl, dieses Kollektivbewußtsein noch nicht haben, das erst geboren wurde im Manufaktur- oder Fabrikbetrieb, der viele gleichstellte, gleichentlohnte, gleichversklavte Arbeiter umfaßte. Dieses Kollektivbewußtsein soll und muß Ausdruck in der proletarischen Dichtung finden. Der Dichter soll nicht *seine* Gefühle oder Erlebnisse schildern, sondern die der *Klasse*, — nicht den *Helden*, sondern das *Kollektivheldentum* der Klasse, das sich in ihren gemeinsamen Leiden, in ihren Kämpfen, ihren Niederlagen äußert. Nicht Selbstentäußerung wird von ihm verlangt, wohl aber Einordnung: er spreche von sich als einem Teil des Ganzen, er fühle sich als Vertreter der Masse und spreche in ihrem Namen.

Diese Auffassung von Kunst bedingt eine neue Darstellungsweise, einen neuen Stil. Die durch den Expressionismus hervorgerufene „Revolution in der Kunst" hat ihn noch nicht gezeitigt. Zwar hat das Erlebnis des Krieges auch viele expressionistische Künstler — jetzt im menschlichen und politischen Sinne — revolutioniert und sie an die Seite des Proletariats geführt, — aber noch fehlt ihnen das Verbundensein mit der Masse, noch sind sie Einzelne, vereinzelte Kämpfer gegen Altes, Hergebrachtes, Bestehendes.

Selbst bei den aus dem Proletariat hervorgewachsenen „Arbeiterdichtern" (von der deutschen Bourgeoisie so genannt in dem unbestimmten Drange, sich selbst ihre politische Toleranz und der Welt die Güte der deutschen Volksschule zu dokumentieren) findet sich noch selten genug dieses Gemeinsamkeitsgefühl. In manchen Gedichten *Max Barthels* blitzt es hier und da auf (...).

Und stärker noch als bei Max Barthels findet sich dies proletarische Gemeinsamkeitsgefühl in der Erzählung *„Proletarier"* von *Franz Jung*, der ein Dichter ist und zugleich ein Kämpfer in den Reihen des

Proletariats. (Seit Monaten hält den Politisch-Inhaftierten die bürgerliche Justiz in Ketten.) Wenngleich der zweite Teil des Bändchens die in nichts von bürgerlicher Kunst sich unterscheidende Erzählung eines Proletarierschicksals enthält, so läßt Jung doch im ersten Teil seiner Erzählung das Proletariat selbst, die Masse reden, handeln, kämpfen und leiden. Damit ist ein Weg gewiesen zu dem, was wir unter „proletarischer Dichtung" begreifen: Ausdruck des Gesamtwillens der Klasse, Verkörperung eines Kollektiverlebens.

Aus: Die Rote Fahne 22.2.1921 (Auszug)

PETER MASLOWSKI: „PROLETARIER", ERZÄHLUNG VON FRANZ JUNG

Schon seit Monaten schmachtet der Dichter Franz Jung im Gefängnis. Die Klassenjustiz versucht ihn zu einem 'gemeinen Verbrecher' zu stempeln, weil er im vergangenen Jahr als Delegierter der K(ommunistischen) A(rbeiter) P(artei) nach Moskau die Matrosen eines deutschen Schiffes bewogen hat, den Kapitän zu zwingen, den Kurs nach Sowjet-Rußland zu nehmen. Im Gefängnis hat der Genosse Jung eine Erzählung „Proletarier", die soeben im Malik-Verlag, Berlin, erscheint, geschrieben. Wie uns der Verleger des Genossen Jung mitteilt, erscheint außerdem in Kürze ein ebenfalls in der Zelle verfaßtes Drama „Wie lange noch?".

Ein Alltagsbild. Keine himmelstürmenden Begebenheiten, keine Ekstase, keine Ruhmrederei, kein Idealisieren. Kurz, knapp, hart werden die Schicksale einiger Proleten im Spiegel der Klassenjustiz vor unsere geistigen Augen gestellt. Ehern wie der Donnerschritt marschierender Massen klingt aus der Erzählung die herbe Seele des Proletariats empor. Keine Heiligen sind's, die Jung uns vorführt, keine Helden, denen man, ergriffen von ihrer Größe, mit angehaltenem Atem Bewunderung zollt, keine Musterrevolutionäre, die so und nicht anders sein dürfen, sondern einfache Proleten, Körnchen aus der großen Masse, im einfachsten Sinne des Wortes, Menschen, die vielleicht nur instinktiv handeln, aber doch Propheten und Beauftragte einer zum Licht emporstürmenden Klasse sind.

Was einen bei Jung so frisch und wahr berührt, das ist eben das völlige Beiseiteschieben idealisierender Dekorationsmalerei, von der gewisse, sich urrevolutionär dünkende Revolutionslyriker und Er-

zähler sich nicht immer frei machen können infolge ihres überintellektuellen Edelkommunismus.
Die Proletarier der Erzählung sind durchweg prächtig gesehen, natürlich, ganz in ihrem instinktiven Handeln und mit ihren Fehlern. Kein Versuch, an ihnen eine zwar stimmungsvolle, aber unwahre Pose anzubringen, stört den Leser.
So schlicht und einfach (wie) die Personen in Jungs Werk, so frei von verzwicktem Romanstoff mit all dem Drum und Dran ist auch die Fabel der Erzählung. Anknüpfend an die Verhaftungen anläßlich einer proletarischen Demonstration, baut Jung auf der Betrachtung einzelner Persönlichkeiten sein Werk auf, das man nicht aus der Hand legen kann, ohne trotz oder gerade wegen des Mangels an Überschwenglichkeit berührt worden zu sein von der Urkraft des Proletariats.
Will man Jungs „Proletarier" irgendwie rubrizieren und ist für eine schöngeistig-literarische Leistung überhaupt dieser Ausdruck angebracht und möglich, so möchte man sagen: Das ist marxistischer Naturalismus.

Aus: Rote Fahne für Oberschlesien 16.3.1921

LUTZ WELTMANN: FRANZ JUNG, PROLETARIER

Die Gestalt Franz Jungs ist von Tragik umwittert. Er weiß um das Weh der Welt, will helfen und kennt nicht den Weg. Er zerstört, ohne aufzubauen. Und doch ist er liebenswert, weil er ein Kerl ist, der keine Kompromisse kennt. Er lebt nach seinen Werten, auch wenn es ihn verdirbt und anderen nicht nützt. Im Gefängnis, wo er die vorliegende Erzählung Herbst 1920 verfaßte, ist ihm, wie kaum einem Dichter zuvor, der Lichthunger des Proletariats zum Erlebnis geworden. Zu einem Erlebnis durchgeistigter Art gesteigert. Hirn wurde Geist, Schrei Gestalt. Schlichte Holzschnitte reflektieren entstofflichtes Geschehen. Wird Jung mit dieser, seiner geläutertsten Dichtung den Weg zu „seinem" Publikum finden, den er mit seinen Revolutionsstücken ob ihrer Verworrenheit nicht fand? Ich glaube es nicht. Wie Tolstoi hat er wider Willen ein Kunstwerk geschaffen, jenseits der Tendenz. Er gleicht jenem Rechtsanwalt, von dem es in den „Proletariern" heißt: „Er fühlte, wie er sich opferte. Glühend vor Eifer sich darbot. Und doch fremd war und bleiben wird. Er lebte zu

ihnen hin, aber in einer Welt, die ihnen verschlossen war, und die sie hassen mußten. Seine Sprache, sein Leben, war so, daß sie es verstanden, aber hassen mußten."

Aus: Berliner Tageblatt 8.1.1922

MAX HERRMANN-NEISSE: FRANZ JUNG, PROLETARIER

Diese Erzählung ist das einzige mir bekannte Werk deutscher Sprache, in dem unbedingt Ernst gemacht ist mit der Bejahung einer klassenhaften Gesamtheit, in dem das kollektive Bewußtsein rhythmisch erfaßt und zum Motor der Gestaltung genommen ist. Wohl kannte naturalistische Dichtung der neunziger Jahre schon etwas von einer ichlosen Sehweise, wurde in den „Webern" zum Beispiel das „Volk" zum Träger der Handlung gewählt. Aber nicht aus einem innerlich erlebten Gefühl der Klasse selbst, sondern von einem Blickpunkt her, der sich eigen über den Geschilderten hielt, von einem, der zwar als großer Dichter sich in den Chorus der Unterdrückten einfühlen konnte, aber nie und nimmer mit dem existenzhaften Gemeinschaftstrieb der Klasse identisch sein. Es schon deshalb nicht konnte, weil die proletarische Klasse selbst damals noch kaum sich als solche Gemeinschaft erlebte, nur Hauptmanns Witterung für Menschenweh wußte etwas von einem breitrückigen Gesamtkörper, auf den die Schläge niedersausten. Jungs Roman nun enthält in den ganz schlicht aber unvergleichlich eindringlich erzählten Vorgängen, die sich um eine politische Demonstration und ihre gerichtlichen Folgen ballen, die Erlebnissphäre der Massen, die Tragödie des erst im Ansatz befindlichen Bewußtwerdens der nivellierenden Einordnung, den Glücksschimmer, der aufgeht vom simplen Zusammenhalt der Klassengenossen mit den Klassengenossen. Es ist eine politische Erzählung, insofern sie im Bilde des aktuellen politischen Ereignisses die Idee der klassenbewußten Kollektivverpflichtung spiegelt, es ist ein Menschheitswerk zugleich, weil es über die politische Gegenwartssituation hinaus das Seelische der proletarischen Existenz zeigt. Nichts von oben herab oder von außen her, sondern aus dem Kern, aus dem magischen Eingehen in die Luft dieser Schicht. Und der Dichter Jung weiß auch Bescheid um das Letzte derer, die an dieser Welt zugrundegehen müssen, um den Menschen, der abgesplittert von der Vertrauens-Solidarität sich ver-

urteilt sieht, und um den Intellektuellen, der vermöge seines gewissenhaften Hirns zur Masse will, aber in einer Welt, die ihr verschlossen und verhaßt sein muß, gefangen bleibt. Und am Ende vermag er in der grandios einfachen Gebärde des Zueinanderstehens eines Arbeiters und der schwangeren Frau des Freundes seine Idee zu konzentrieren zu einem Beispiel, das künstlerisch wie menschlich eindeutig überzeugt. Der Beweis für die Möglichkeit proletarischer Erzählungskunst ist nachahmenswert mit einer Leistung von Rang erbracht.

Aus: Der Neue Merkur 5, 1922, H. 2, S. V (Auszug aus einer umfangreicheren Sammelbesprechung, die Max Herrmann-Neiße u.d.T. „Franz Jungs neues Schaffen" am 22.1.1921 in der „Hamburger Volkszeitung" und, modifiziert, in Franz Pfemferts Zeitschrift „Die Aktion" (Jg 11, 1921, Sp. 136f.) veröffentlichte.)
Vgl. den Nachdruck im Anhang zu Franz Jung: Sprung aus der Welt. Expressionistische Prosa. Hamburg: Ed. Nautilus 1986 (= F. J.: Werke. Bd 8), S. 364-366)

FRANZ JUNG: SELBSTANZEIGE VON „HAUSIERER"

Das Buch trägt den Titel „Hausierer" von dem Grundgedanken, daß es in der heutigen Gesellschaft üblich geworden ist, Überzeugungen, Gedanken und Erlebnisse umzusetzen in der gleichen Weise, wie der uns so gewohnte Typ des Hausierers seine Ware loswerden muß. Der Unterschied zwischen dem kapitalgewaltigen Bankier und dem Invaliden, der mit Schnürsenkeln handelt, ist in der Mechanik des Geschäfts gering, sichtbarer nur im Ziel und in der Atmosphäre der Umwelt, in der die Abnehmer gesucht werden. Das Buch will in einer Reihe von Szenen diese jeweils besondere Umwelt gestalten. In loser Verknüpfung sind über die Erzählung einer Zollschiebung, wie sie heute in der Großwirtschaft nicht gerade selten ist, diese Szenen miteinander verbunden. Insofern ist dieser Roman auch seiner Form nach ein Versuch, im Rahmen der Erzählung wirtschaftliche und soziale Grundlagen der Gesellschaft aufzuzeigen.

Aus: Der Bücherkreis 7, 1931, S. 60

Görlitzer Bahnhof, Berlin, Wartesaal. Um einen großen, runden Tisch biertrinkende Männer und Frauen, eine zusammengewürfelte Gesellschaft, vage Existenzen. Franz Jung versucht sie uns eine nach der andern klarzumachen, auch ihre Wurzeln vor uns aufzudecken. Es ist eine Kolonne Reisender in Versicherungszeitschriften. Arbeiterfrauen sollen diese Blättchen angedreht werden, wenn der Mann bei der Arbeit ist. „Deine Welt" oder „Heim und Herd" oder so ähnlich nennt sich der Gehirnkleister, der dem proletarischen Haushalt im Jahr 30 oder gar 50 Mk. abzapfen soll. Nach Abzug der Geschäftsunkosten wird sich eine stattliche Anzahl parasitärer Existenzen in dem verbleibenden „Rein"verdienst teilen.

Jung packt sein Thema außerordentlich gegenständlich an. Er zeigt die Finanziers dieser Geschäfte in ihrer Verflechtung mit dem übrigen, auch nicht sauberen Handel und Wandel der Privatindustrie. Er zeichnet sie gut, diese Vampyre, die dem Volk seine besten Säfte und Kräfte entziehen, dabei ehrbar tun und sich als hochachtbare Menschen fühlen, obgleich sie vor den schlimmsten Schiebungen nicht zurückschrecken. Dabei kommt Jung auch auf die Entstehungsgeschichte einer Zollschiebung. Dann schildert er, wie sie aufgedeckt wird und was das für Rückwirkungen auf die honetten Beteiligten hat.

Der Kapitalismus, auf seinem Abstiegswege, degradiert alles zur Ware: die an ihn glauben werden Hausierer; Hausierer, einerlei, womit sie handeln, ob das Zündhölzer, Weine, Schnürsenkel, Gesinnungen, Beziehungen, Idealismen sind. „Es gibt keine Romantik der großen Betrüger, nicht den Elan höchster persönlicher Leistung im Aufbau von Kartellen und Trusten, kein Überragendes des genialen Kaufmanns, der das Glück an seine Bilanz sozusagen heftet." „... Schildere ihn ohne Verklärung, ohne Tiefenwirkung auf die Vorstellung einer mystischen höheren Ordnung im Wirtschaftlichen, schreibe seine Umgebung mit umgekehrten Vorzeichen, ohne Haß, aber auch ohne Verherrlichung, und du wirst einen Gott in Unterhosen finden."

Diese Stil- und Inhaltsprobe ist sehr bezeichnend für das Niveau des Jungschen Buches. Es gibt die Realität als Produkt einer dialektischen Verflechtung der wirtschaftlichen Kräfte und bedient sich zu diesem Zwecke knapper Dialoge und gut pointierter Reflexionen. Man muß nur dem sehr kenntnisreichen Buche noch eine gründliche

Durcharbeitung wünschen, bei der auch die dicht gesäten „irgendwie", „irgendwo", „irgendwann" zu präziserer Aussage umgewandelt werden könnten.

Aus: Die Bücherwarte 6, 1931, H. 8/9, S. 115

IWAN HEILBUT: FRANZ JUNG, HAUSIERER

Es ist keinesfalls die Handlung, die in diesem „gesellschaftskritischen Roman" interessiert. Der Leser erlebt — anfangs wahllos fixierte — Augenblicke aus dem Leben von Reisenden, die das Schicksal dazu verdammt hat, mit einer Zeitschrift nebst Versicherung reisen zu müssen. Der Tonfall und das Milieu sind gut getroffen, nur wird nicht recht klar, für wen eigentlich diese Summe von Nebensächlichkeiten mit so peinlichem Fleiß zusammengetragen ist. Der Autor stellt so konsequent des Lebens Unerheblichkeiten und Öde dar, daß er selbst in seinem Buch keine Ausnahme duldet. Später treten die Gestalten plastischer hervor; aber alles, und selbst der unleugbar vorhandene Humor, geht in der Monotonie einer Stilart unter, die die Unwichtigkeit aller Vorkommnisse betont.

Aus: Berliner Tageblatt 24.4.1932 (gezeichnet „Iw. H.t.")

FRITZ BIEBER: FRANZ JUNG, HAUSIERER

Das Hausieren im Großen ist das Thema dieses Buches, das Hausieren mit Waren, Ideen und Gesinnungen, das großangelegte Hausieren, auf das ein Teil unseres Wirtschaftslebens hinausläuft. Aber das Thema ist nicht bewältigt worden. Dutzende von Geschäftsarten, legal und illegal, werden detailliert und doch zu knapp erklärt. Hier liegt der Grundfehler des Buches. Anstatt von *einem* korrupten Geschäftszweig des betreffenden Unternehmers auszugehen, häuft Jung eine derartige Anzahl innerlich gleicher, nur in der Technik von einander verschiedener, Schiebungen auf, daß die jeweiligen Erläuterungen nicht die Sachlage klären, sondern nur den Leser ermüden. Das Buch ist kalt und läßt kalt. Auswüchsen des modernen Wirt-

schaftslebens muß man anders entgegentreten, um auf Erfolg seiner „Gesellschaftskritik" hoffen zu dürfen.

Aus: Die literarische Welt 8, 1932, Nr. 15/16

R.N.: HAUSIERER

Franz Jung, der seinen Roman *„Hausierer"* als gesellschaftskritischen Roman bezeichnet — als ob nicht jede Arbeit von Franz Jung Gesellschaftskritik bedeutete —, ist ein Autor, der in anderthalb Jahrzehnten viele Erzählungen und Dramen geschrieben und veröffentlicht hat und auch als Essayist und nationalökonomischer Schriftsteller einen ganz persönlichen Rang hat, der aber bisher sich nicht hat durchsetzen können. Sein neuer Roman gibt wiederum Anlaß, diesen Umstand zu bedauern. Man kann zwar nicht behaupten, daß sich die Bücher von Franz Jung leicht lesen. Sie erfordern größte Aufmerksamkeit. Dieser Autor hat viel mehr zu geben als einen bloßen Umriß mit Dialogen. Der Roman „Hausierer" besteht aus scheinbar in sich abgeschlossenen, aber jeweils in anderes übergreifenden Szenen, in anspannender Folge. Es ist, wie wenn im Film interessant geschnitten wird: zu Bildern gewordene Gedanken, die Verbindung zu seitab liegenden Vorgängen herstellen. Das Motiv Franz Jungs ist grandios: alle sind Hausierer, von dem Abzahlungskassierer bis hinauf zum Generaldirektor, dessen Unternehmen sich hundertfach verzweigen, eben auch hinab bis zum Schnorrer. Glänzend, stark und dicht in Stimmung und Plastik sind alle Szenen, wo jemand die Hemmungen verliert oder in sein Unglück hineintreibt. Aus Szenen der Dämmerung, des Übergangs, aus dem Gestrüpp der Personen ergeben sich helle, klare Aufschlüsse über ökonomische Tatsachen und die in ihrer Unwirklichkeit höchst märchenhafte, geradezu romantisch verflochtene Welt der Geschäfte und Geschäftemacher. Diese Mischung vermag vielleicht niemand so echt darzustellen wie Franz Jung, und es gehört darum unter die großen Verdienste des Verlages *„Der Bücherkreis" (Berlin),* daß er diesen Roman seiner Buchgemeinschaft zugänglich machte. Nur schade, daß die Korrekturen so wenig sogfältig gelesen wurden, die Saloppheit in diesem Punkte ist am Verlag ebensowenig zu loben wie manche Saloppheiten in der Sprache am Autor.

Aus: Kulturwille 9, 1932, S. 152

Der Roman *Franz Jungs* Hausierer / Berlin, Der Bücherkreis / gibt mit Gefühl und durchaus echter Milieukenntnis einen Ausschnitt vom Dasein ganz niedriger und ewig benachteiligter Klassenkämpfer. Geschildert werden die Provisionsreisenden, die sich mit allerhand Kram durch die Städte und Dörfer durchschmuggeln und Bauernfängerei mit ihren Waren betreiben, obwohl das elende Handwerk ihnen zuwider ist, sie selber von ihrem Ausbeuter bis ins Mark gemartert werden.

Aus: Sozialistische Monatshefte 38, Bd 75, 1932-I, S. 93

MATERIALIEN ZU „ARBEITER THOMAS"

FRANZ JUNG: ZUM THEMA DES ROMANS

Der Arbeiter Thomas als Typ des deutschen Arbeiters wird zufällig in ein revolutionäres Geschehnis hineingezogen. Die Entwicklung übersteigert sich für ihn, insofern er im Laufe der Jahre sowohl als Persönlichkeitsmensch in der Familie als auch als Gesellschaftsmensch der Klasse das richtige Maß für die Dinge verloren hat. Als Anführer eines Streiks, der in Gewalttätigkeiten ausartet, wird Thomas verwundet und ihm später der Prozeß gemacht. Im Gefängnis hat Thomas Zeit, über die einzelnen Phasen seines Lebens nachzudenken und sich eine eigene Stellung zu den verschiedensten Ereignissen zu gewinnen. Nachdem er seine Strafe verbüßt hat, hat Thomas noch mehr als bisher den Zusammenhang zu seinem Beruf und zu den Mitmenschen in- und außerhalb der Klasse verloren. Er kann auch keinen Anschluß mehr finden an die Partei, die inzwischen eine große Organisation geworden ist und die einen derartigen Menschen nicht brauchen kann. Thomas sinkt von Stufe zu Stufe und fällt der Familie zur Last, die sich für ihn aufopfert. Bei einer Demonstration greift der Arbeiter Thomas die begleitenden Polizeibeamten, die den Zug schützen, an und wird in dem sich daraus entspinnenden Handgemenge erschossen.

In der *Behandlungsart* des Themas zeigen sich deutlich drei Abschnitte: der *erste Teil,* der die Geschichte des Streiks schildert und die Rolle behandelt, die Thomas in diesem Streik spielt, ist ganz auf Erzählung abgestellt. Dabei ist Wert darauf gelegt, die Handlung breit zu halten, um den Eindruck eines ganzen und insbesondere Typischen zu vermitteln. Der *zweite Teil,* die Analyse des Arbeiter Thomas in seiner Gefängniszeit, trägt gewissermaßen zusammen, das Unterwertigkeitsgefühl des deutschen Arbeiters, den Ehrgeiz nach Leistung, das Unvermögen, sich dergestalt in der Familie zu behaupten, da beide Merkmale in das Familienleben hineingetragen sind, die Hysterie bis zum peinlichsten Zartgefühl in den Beziehungen zu den Berufskollegen und schließlich auch zum Unternehmertum. Hineinverwoben in diese Darstellung ist auch die Vorgeschichte des Streiks und die wirtschaftliche Atmosphäre, in der die Geschehnisse sich abgespielt haben. Um den Gesamteindruck möglichst wirklichkeitsnahe zu halten, sind in diesen Teil auch allgemeine Erörterungen, die

die Beziehungen zur Gegenwart darstellen sollen, eingestreut. Die Behandlung ist auch in dem Stil völlig verschieden. Die das Associative anstrebende Satzbildung des ersten Teils ist abgelöst durch knappere, mehr referierende Sätze. Der *dritte Teil,* der den Schicksalslauf des Arbeiter Thomas bringt, soll rein darstellerisch wirken. Die Behandlungsart verläuft in kurzen, in sich abgeschlossenen Scenen, die auch im Aufbau die dramatische Spannung vermitteln sollen. Es ist Wert darauf gelegt, im Ton das Gesamtcharakteristikum der Hauptpersonen zu erhalten, d.h. die Vorgänge spiegeln sich auch in der Darstellung und in Zwischenbemerkungen durch das Wesen des Arbeiters Thomas und nicht etwa durch einen neutralen Beobachter, wie es in dem Falle etwa der Autor sein würde.
Damit ist auch zugleich die Tendenz des Romans klargelegt. Das ausschließliche Ziel ist, vielleicht zum ersten Male eine geschlossene Analyse eines Arbeiters zu geben im Ablauf seines Schicksals und seiner Stellungnahme zu den soziologisch gefärbten Geschehnissen in seiner Umwelt.

Aus: Franz Jung: Briefe und Prospekte. Dokumente eines Lebenskonzeptes. Hrsg. Sieglinde und Fritz Mierau. Hamburg: Ed. Nautilus 1988 (= F. J.: Werke. Bd 11), S. 156f (Erstdruck)

FRANZ JUNG: ARBEITER THOMAS PARALLEL NUR VERKNÜPFTE HANDLUNGEN

Der Arbeiter *Thomas* lebt umgeben von der revolutionären Bewegung in der Familie, Frau und Tochter — arbeitslos. Charakterisierung: Arbeiter mit Fachkenntnissen, der seine Arbeit liebt, sich danach sehnt, eigensinnig, der alles besser weiß, unduldsam, im Eifer ungerecht. Hineingezogen in die Bewegung — durch *Römer,* der zu ihm zufällig flüchtet — kämpft er sich, solange gehemmt, schnell an die Spitze, gestützt von Römer, der geistiger Führer ist. Mißerfolge machen ihn ungeduldig, Verbitterung, Fehler, die R. vergeblich bekämpft, Arbeiter folgen zum großen Teil Thomas, der eine neue schwerere Niederlage erleidet.
Vereinsamt — erlebt das Ende Römers, der sich heroisch opfert. Perspektive: Vorstufe, Grundstock, einer der Tönenden auf dem Wege zum Endsieg, Kindergebrechen, geht weiter, alt u. Krüppel — trotzdem, für die Jugend, die Folgenden.

Römer, idealistisch — wird zusehends härter, bewußt, Krise in Ironie, ringt die Verzweiflung nieder — gegen den Widerstand seiner Anhänger sich durchsetzend, das Richtige, von den andern nicht genügend erkannt, heroisches Ende, sich opfernd — versöhnlich, später — ein Mensch, noch auf dem Wege, verwurzelt in der Gegenwart, Idee ganz Zukunft.

*

Frau weich, hart werdend, zwingt Thomas charakterisierend die Lösung
Tochter leicht, ernster sich entwickelnd, zu Römer schwärmerisch — Anziehung, Krise und sich lösend — Ausbruch zu Leidenschaft und Revolution, bindend Frau und Tochter — in der Niederlage hart ausklingend anfeuernd im Ende Römers, überwindend die Krise Thomas

Aus: Franz Jung: Briefe und Prospekte. Dokumente eines Lebenskonzeptes. Hrsg. Sieglinde und Fritz Mierau. Hamburg: Ed. Nautilus 1988 (= F. J.: Werke. Bd 11), S. 155f (Erstdruck)

ALFONS GOLDSCHMIDT: ARBEITER THOMAS

„Heute handelt es sich gar nicht mehr darum, daß einer sich wehrt, weil ihm Unrecht geschieht, daß einem geholfen werden soll, weil er schwach ist, und daß jemand an Gott glaubt, weil er Angst hat. Unwichtig ist das geworden und füllt den einzelnen Menschen nicht sehr aus (...) Den Anschluß suchen gilt es, den Anschluß in der Reihe nach rechts und links, Fühlung nehmen, Vordermann" (182).
Arbeiter Thomas findet den Anschluß nicht. Ein zweiter Franz Biberkopf. Ein Mensch, der lebt, ohne zu wissen, warum. Ein Mensch, der etwas sucht und will und nicht weiß, was er finden will. Ergreift er Initiative, so geschieht das im falschen Augenblick. Beteiligt er sich an Revolten, so sperrt man ihn ein, vergreift er sich an seinem Gefängniswärter, so ist es bestimmt an dem Tage, wo ihm das Gnadengesuch bewilligt werden sollte, begreift er nach langen Jahren, daß seine Frau ihm mehr gewesen ist als er jemals eingesehen, dann ist es bestimmt schon so weit, daß sie von ihm nichts mehr wissen will — es fehlt der Anschluß, und wenn er ihn handgreiflich

sucht, wenn er einen Polizisten in seiner besoffenen Wut, in die ihn das Leben gehetzt, an der Jacke faßt, dann trifft ihn eine Kugel aus dem Revolver und macht dem Dreck ein ganzes Ende.
Döblin ist diesem Roman ein guter Lehrmeister gewesen. Fabel und vor allem die stilistische Formung stammen aus einer Seitengasse, die vom Alexanderplatz ausgeht. Aber was dort originell, genial und gekonnt war, das ist hier nur gewollt und verstimmt. Seitenlange politische Betrachtungen, in Schleifen, Ziehen und Breitwalzen — nirgends zu packen, quallig — ohne volle Plastik — um ehrlich zu sein oft langweilig. Daß aus dieser Sache kein Drama werden konnte, ist eine Selbstverständlichkeit. Der Roman ist kein Erfolg, ein schwesterliches Drama muß bei einem absolut undramatischen Stoff einfach eine Katastrophe sein.

Erstdruck nach dem mit „Go." gezeichneten Typoskript im Jung-Nachlaß; Verfasser ist vermutlich der Publizist A. Goldschmidt (1879—1940), mit dem Jung seit dem 1. Weltkrieg bekannt war. — Wie die Zahlenangabe ausweist, zitiert der Verf. aus dem Romantyposkript.

NACHWORT

Der vorliegende Band der Franz Jung-Werkausgabe vereinigt drei Romane aus den Zwanziger Jahren, einen aus ihrer Anfangs- und zwei aus ihrer Endphase. Am Anfang steht die „Erzählung" *Proletarier,* verfaßt im Herbst 1920 während eines Gefängnisaufenthaltes, erschienen im Februar 1921 im Berliner „Malik-Verlag". Mit dem Abdruck von *Proletarier* wird die Neuausgabe von Prosatexten aus den „roten Jahren", wie Jung die Revolutionsperiode von 1918 bis 1923 in seiner Autobiographie nannte, abgeschlossen (*Joe Frank illustriert die Welt,* 1921; *Die Rote Woche,* 1921; *Arbeitsfriede,* 1922 — alle in Band 2 der Werkausgabe; *Die Eroberung der Maschinen,* 1923 — als Band 4 der Werkausgabe). — Der 1930 beendete Roman *Arbeiter Thomas,* motivisch der Erzählung *Proletarier* verwandt, fand während der Weimarer Republik keinen Verleger und teilte damit das Schicksal der meisten literarischen Arbeiten — Romane und Theaterstücke — von Jung aus dieser Zeit. *Arbeiter Thomas* ist die Romanversion eines ungespielten, gleichnamigen Stückes (Erstdruck in Band 7 der Werkausgabe) und wird hier erstmals aus dem Nachlaß ediert. Er gehört zu jenen Romanen und Stücken, mit denen Jung, der seinerzeit als Expressionist und dann in linken Kreisen als Verfasser revolutionärer Texte ein gewisses Ansehen genoß, seit Mitte der Zwanziger Jahre, seit seiner Rückkehr von einem fast dreijährigen Rußland-Aufenthalt, noch einmal in der Weimarer Literaturszene Fuß zu fassen versuchte. — Am Ende steht ein „gesellschaftskritischer Roman", so der Untertitel, der für drei Jahrzehnte, bis zur Autobiographie *Der Weg nach unten* von 1961, die letzte Buchveröffentlichung von Franz Jung überhaupt bleiben sollte: die 1931 in der sozialdemokratischen Buchgemeinschaft „Der Bücherkreis" erschienenen *Hausierer. Arbeiter Thomas* und *Hausierer* bildeten mit dem ebenfalls erst aus dem Nachlaß herausgegebenen „oberschlesischen Industrieroman" *Gequältes Volk* (1987 als Band 10 der Werkausgabe) und dem noch unveröffentlichten Roman *Samtkragen — Der verlorene Sohn* ein Ensemble von Romanen, in denen Jung nach der gescheiterten Revolution von 1918 kapitalistische Grundstrukturen und proletarische Lebensläufe im Kontext der „Neuen Sachlichkeit" vorführt — so, wie er ein Jahrzehnt

zuvor, um 1920, literarisch ungleich erfolgreicher ein proletarisches, revolutionäres Profil der „roten Jahre" ästhetisch entwarf.
Es ist verlockend, die Titel der hier abgedruckten Werke gleichsam allegorisch zu nehmen und darin markante Figurationen der Weimarer Republik zu sehen: Im Gefolge der Novemberrevolution das Kollektiv der PROLETARIER und das Scheitern ihrer Kämpfe; der dann vereinzelte ARBEITER THOMAS in seinen Politisierungsprozessen, seinen vergeblichen Versuchen einer revolutionären Praxis, seiner Niederlage und seinem elenden Tod; schließlich das Heer der Deklassierten, der HAUSIERER, die, nun schon in der Niedergangsphase der Republik, deren gesellschaftliche Paralyse verkörpern und im Konnex der Machinationen des Kapitals stehen. Am Ende scheint dann, wie in *Arbeiter Thomas* angedeutet, der Faschismus auf. Es wäre wohl auch lohnend, gerade die Gemeinschaftsutopien der Proletarier und des Arbeiter Thomas, wie der linke Intellektuelle Franz Jung sie in der historischen Krisenlage der Weimarer Republik entwirft und scheitern läßt, unter heutigen Bedingungen der gescheiterten Praxis von ‚realem' Sozialismus zu entziffern; mir scheint, daß der immer dissidentische Franz Jung einiges an Reflexion revolutionärer Praxis (und, notabene, auch an eigener Praxis) aufgeboten hat, das die Aktualisierung vertragen könnte. — Aber im folgenden soll es um werkgeschichtliche Hinweise und Informationen gehen.

1. *Proletarier*
Vom 26.10.1920 bis zum 3.2.1921 war Jung in den Untersuchungsgefängnissen Cuxhaven, Hamburg und Fuhlsbüttel inhaftiert. Hier verfaßte er die eingangs erwähnten, 1921 erschienenen Texte, die direkt von der Handschrift aus der Haft in den Satz beim „Malik-Verlag" in Berlin gingen; zu den Erzählungen kamen noch die beiden Stücke *Die Kanaker* und *Wie lange noch?*, die 1921 das „Proletarische Theater" von Erwin Piscator in Berlin spielte (beide in Band 7 der Werkausgabe). Über seine Haft-Situation berichtete Jung später in seiner Autobiographie: „Ich schrieb in diesen Monaten die erste Serie von Büchern, die im Malik-Verlag später erschienen sind; durchweg als Fortsetzungsromane für das Feuilleton

in der kommunistischen Tagespresse bestimmt. In allen drei Gewahrsamen waren Wärter, die entweder Parteimitglieder waren oder sympathisierten. Ich stand ständig mit der Außenwelt in Kontakt, besonders mit der Hamburger Volkszeitung, zu jener Zeit von Wilhelm Herzog geleitet. Ich hatte nicht nur die täglichen Roman-Fortsetzungen zu liefern, sondern schrieb auch aktuelle Berichte, sogar eine Art Gefängnis-Bulletin, Vorgänge aus den Haftanstalten, skizzierte die Neu-Eingelieferten, meist nicht eben erfreuliche Persönlichkeiten."[1]

Eingesperrt war Franz Jung wegen „Schiffsraub auf hoher See" — dieser Aspekt einer Karriere vom expressionistischen Dichter und Dadaisten zum prominenten Schiffsräuber ist mittlerweile hinlänglich bekannt[2]; auch seine politischen Aktivitäten in Sowjetrußland, wohin er 1920 im Auftrage der linkskommunistischen, von der KPD sezessionierten KAPD die „Senator Schröder" entführt hatte, sind gut dokumentiert[3]. Bleibt festzuhalten, daß das alles mehr war als eine gelungene Dada-Inszenierung; zwar wurde Jung gegen eine von der Sowjetregierung gestellte Kaution von 30.000 RM freigelassen, aber mit der Auflage, sich bei der Hauptverhandlung zu stellen. Jung tauchte unter, lebte und arbeitete zeitweilig, von 1921–1923, in Sowjetrußland und war dann in der Weimarer Republik einige Jahre ein ‚Illegaler'. Erst die Hindenburg-Amnestie von 1928 führte zur Einstellung seines Verfahrens.

Vor diesem biographischen Hintergrund wird die Thematisie-

1 Franz Jung: Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit. Hamburg o.J., S. 176

2 Vgl. Arnold Imhof: Franz Jung. Leben, Werk, Wirkung, Bonn 1974; Walter Fähnders/Martin Rector: Linksradikalismus und Literatur. Untersuchungen zur sozialistischen Literatur in der Weimarer Republik. Reinbek 1974. 2 Bde. Bd 1, S. 160–220; Fritz Mierau: Leben und Schriften des Franz Jung. Eine Chronik. In: F.J.: Feinde Ringsum. Hamburg 1981 (= Werke. Bd 1/1), S. 9–65; Wolfgang Rieger: Glückstechnik und Lebensnot. Leben und Werk Franz Jungs. Freiburg/Br. 1987; Jennifer E. Michaels: Franz Jung. Expressionist, Dadaist, Revolutionary and Outsider. New York, Bern, Frankfurt/M., Paris 1989. — Vgl. „Meuterei auf der Senator Schröder" in: Der Torpedokäfer. Hommage à Franz Jung. Hrsg. Lutz Schulenburg. Hamburg 1988, S. 25–35

3 Zum Rußland-Komplex insgesamt vgl. den reichhaltig kommentierten Band 5 der Werkausgabe *Nach Rußland!* (Hamburg 1991)

rung von ‚Gefangenschaft' und ‚Gefängnis', wie sie in *Proletarier* (und später, mutatis mutandis, auch in *Arbeiter Thomas*) geschieht, nicht verwundern. Es ist allerdings mehr als die extreme Schreibsituation und ein exorbitantes literarisches Sujet, das der hochkarätige politische Gefangene Franz Jung hier be- und verarbeitet. Es ist ein ganz eigenständiger und ganz eigentümlicher Beitrag zum Komplex ‚Gefängnis'- und ‚Gefangenenliteratur', in den weitreichende Vorstellungen von der Emanzipation des Proletariats und der Gesellschaft insgesamt eingehen — dargeboten in neuartigen, ‚kollektivistischen' Erzählweisen.

Gerade der Gefangene, der hier nicht nur als Einzelperson begegnet, sondern auch sinnbildlich fürs Proletariat steht, ist offenbar, so jedenfalls Jung, schon dazu befähigt, in seiner extremen Lage bestimmte Strukturen nicht nur der alten, sondern auch der kommenden Gesellschaft zu spüren. Das macht schon der furiose Erzähleingang zu *Proletarier* deutlich: Gegen Zuschreibungen, die den Gefangenen in „ewiger Einsamkeit", und, wie es heißt, im „Gefühl der Ratlosigkeit" und „Ohnmacht" sehen, setzt der Erzähler sein lakonisches „Ich bestreite das". Er nimmt dagegen den Schrei des Gefangenen ganz produktiv „als eine glückliche Hoffnung, als etwas, das allen gemeinschaftlich lebt und sein wird, ein dunkles Ungewisses, neues Glückhaftes, Jauchzendes – Luft und Sonne des neues Lebens".

Das ist kein vordergründiger Optimismus im Sinne eines ‚Trotzalledem', das den Menschen als frei geschaffen ortet, und würd' er in Ketten geboren. Es ist vielmehr, quer dazu, ein Hinweis auf Grunddispositionen des Proletariats, wie Jung sie erkennen zu können glaubt und mit Blick auf sein Konzept von „Gemeinschaft", von „Gemeinschaftlichkeit" und „Gemeinschaftsrhythmus" entfaltet.

Wenn als Hemmnis und Defizit der deutschen Revolution die mangelnde „Selbstbewußtseinsentwicklung des Proletariats", wie es in der oppositionellen linkskommunistischen Programmatik heißt[4], erkannt und von hier aus auf die Spontaneität der

4 Vgl. Walter Fähnders: „Was soll der Proletarier lesen? Franz Jung". In: F.J.: Chronik einer Revolution in Deutschland (1). Hamburg 1984 (= Werke. Bd 2), S. 211–232, bes. S. 224

Massen gesetzt wird (darin sind Auffassungen von Rosa Luxemburg eingegangen), so hat das ganz entschiedene Konsequenzen für ein politisches Konzept von Klassenkampf[5], das nun primär der Aktion, der Tat verpflichtet ist. Entwicklung von proletarischem Selbstbewußtsein, von Gemeinschaftsgefühl erscheinen in den literarischen Werken von Franz Jung nicht im Sinne rationalen Begreifens oder in der Rationalität theoretischer Erkenntnisprozesse, sondern zunächst als Erlebnisakte. Das meint nicht dumpfen Irrationalismus oder Anbetung der schwieligen Faust, sondern nimmt die ‚subjektiven Faktoren' der Revolution ebenso ernst wie die Kollektivität als die (jedenfalls idealiter) authentische Lebensform des Proletariats. So rückt Jung nicht die Rationalität des ‚Begreifens', sondern die Kategorie des ‚Erlebens' ins Zentrum seiner Vorstellungen vom Klassenkampf — Klassenkampf „als eine Probe auf den Lebenswillen, das Training für die kommende Gemeinschaft", wie es 1921 in der *Technik des Glücks* heißt[6]. So erklärt sich, daß Jung in *Proletarier* wie auch in der *Roten Woche* oder in *Arbeitsfriede* auf zeitliche oder räumliche Konkretisierungen und auch auf Individualisierungen der Protagonisten weitgehend verzichtet. „Zum Schluß eine Frage. Bitte — wo war das", heißt es gegen Ende von *Die Rote Woche*, und der Erzähler fährt fort: „Das ist schwer zu sagen. Weil es in Deutschland kaum einen Ort gibt, wo Ähnliches nicht war. Aber die Frauen, die andren Kameraden, wie leben die weiter, überhaupt alle Menschen, die Henker, die einfachen Soldatenjungens, die Leser — die Seele des Menschen erträgt vielleicht mehr, was die Kraft nur eines Menschen ausmacht."[7]
Gelingen oder auch Scheitern der proletarischen Aktion dient gleichsam als Katalysator für die Entwicklung proletarischen Selbstbewußtseins und von Gemeinschaftsbewußtsein bzw. sind im „Rhythmus von Gemeinschaftlichkeit" aufgehoben (oder darin wenigstens geborgen). So ergibt sich eine „rhythmische

5 Vgl. Franz Jung: Zweck und Mittel im Klassenkampf (1919). In: F.J.: Feinde Ringsum. Hamburg 1981 (= Werke. Bd 1/1), S. 223–240
6 Franz Jung: Die Technik des Glücks. Mehr Tempo! Mehr Glück! Mehr Macht! Hamburg 1987 (= Werke. Bd 6), S. 43
7 Franz Jung: Die Rote Woche. In: F.J.: Werke 2 (Anm. 4), S. 102

Zirkularität" auf Kosten von „linearer Teleologie"[8], und insofern sind Jungs Erzählungen und Romane aus den „roten Jahren" auch keine agitatorisch-didaktischen Texte im Sinne fortschrittlicher Tendenz-Kunst (wie es Einzelstücke von *Joe Frank illustriert die Welt* in ganz avancierter Weise, die unmittelbar politische Nutzanwendung nämlich dem Leser und der Leserin überlassend, noch sind). Es geht bei Jung um kollektive Erlebnisprozesse und Erfahrungsbereiche, die Bewußtseinsprozesse in der Rezeption auslösen möchten, nicht um politische Zielvorgaben. Diese Art von Parteilichkeit erschließt — gut ein Jahrzehnt, bevor ‚Parteilichkeit' in Richtung auf die „echt epische" Gestaltung von „gesellschaftlicher Totalität" im Gefolge des bürgerlichen Erzählens wie im Roman des 19. Jahrhunderts festgeschrieben wurde — diese bei Jung ästhetisch und politisch erprobte Parteilichkeit also erschließt erzählerische Möglichkeiten, die mit ihrem subversiven politischen Anspruch zusammenfallen. Übrigens verleugnen sie in keiner Weise ihre Herkunft aus der Avantgarde des beginnenden 20. Jahrhunderts, an der Jung selbst nicht unwesentlichen Anteil hatte. Die Demontage von individualisierten, psychologisch entwickelten und ausgereiften Heldenfiguren mit ihren Identifikationsangeboten ist literarhistorisch Gegenbewegung zum bürgerlichen Realismus; sie erfährt hier eine avancierte und innovative Politisierung: die anonymen Handlungsträger oder auch die proletarischen Kleinporträts wie in *Proletarier* — der Titel ist ja Programm — verweigern sich einer Indienstnahme als individuelle Vereinzelte, und sie unterbinden auch eine rezeptiv-passive Einfühlung in sie. Zumindest ist das der Anspruch dieser kollektivistischen Ästhetik. So hat in *Proletarier* ein im Ansatz individuelles Profil am ehesten Friedrich Küter — und er ist es, der sich als Karrierist und Funktionär von seiner Klasse am weitesten entfernt hat.

Jung hat sich gelegentlich um theoretische Fundierungen seiner Schreibkonzeptionen bemüht. In der *Technik des Glücks* von

8 So in seinem lesenswerten Aufsatz Hans-Joachim Schulz: Utopie des Herzens: Franz Jung zwischen Expressionismus und proletarischer Literatur. In: Autoren damals und heute. Hrsg. Gerhard P. Knapp. Amsterdam/Atlanta 1991. S. 599–638, hier S. 628

1921 lassen sich Hinweise auf sein Verfahren erkennen, wenn er schreibt: „Die psycho-analytische Technik verwirft das ‚Lernen', sie bekämpft die ‚Erziehung'. Sie setzt dafür die Bewußtmachung der Technik, der Erlebensmittel, der Gemeinschaftsverständigung, sofern sie vom Lebendigkeitsrhythmus in der Gemeinschaft getragen ist"[9]. Und in einem wegweisenden Aufsatz über *Proletarische Erzählungskunst* heißt es 1920, daß der „Gemeinschaftsrhythmus im Widerstreit mit der herrschenden Ideologie, mit der sozialen Umwelt schlechthin" Gegenstand des Erzählens werden solle: „Es ist der Rhythmus des gemeinsamen, gemeinschaftlichen Erlebens, gemeinsamer Empfindung von Freude und Schmerz, gemeinschaftlicher Hoffnungen und Enttäuschungen. Das individuelle Schicksal verschwindet. Statt Mittelpunkt wird es zur Nuance bunter Erzählung"[10].

Proletarische Erzählungskunst als „Ausdruck des Gesamtwillens der Klasse", wie es heißt[11]: die sozialistische Literatur ging in ihrer Majorität bekanntlich andere Wege, als Franz Jung sie versucht und vorgeschlagen hatte; Jungs Resümee von 1920, daß immer noch die bloße „Darstellung des Proletariats mit proletarischer Kunst"[12] verwechselt werde, liest sich wie eine Prognose über den späteren dogmatisierten ‚Sozialistischen Realismus', über den noch zu sprechen sein wird. Während der „roten Jahre" wurden seine Exempel einer Klassen– und Kollektivkunst allerdings durchaus wahrgenommen und akzeptiert. So weist die Bibliographie seiner Schriften eine Vielzahl von Vorab- und Nachdrucken, zum Teil auch in den von Jung erwähnten Fortsetzungen, in der Linkspresse unterschiedlichster Couleur auf. *Proletarier* beispielsweise wurde in 16 Folgen in der *Roten Fahne des Ostens* (Königsberg) nachgedruckt, Auszüge erschienen im *Klassenkampf* (Halle), in der *Jungen Garde* (Berlin), in der *Kommunistischen Montags-Zeitung (KAZ)* der KAPD (Berlin), in der *Neuen Jugend* (Basel) und wurden ins Norwegische, Russische und

9 Franz Jung: Die Technik des Glücks (Anm. 6), S. 83

10 Franz Jung: Proletarische Erzählungskunst (1920). In: F.J.: Feinde Ringsum (Anm. 2), S. 241–244, hier S. 243

11 So Richard A. Schaefter in seiner oben (S. 415) abgedruckten Rezension

12 Jung: Proletarische Erzählungskunst (Anm. 10), S. 241

Tschechische übersetzt[13]. Mit der am 1.2.1921 ausgelieferten Buchausgabe schließlich startete der von Wieland Herzfelde geleitete „Malik-Verlag" seine „Rote Roman-Serie", der bis 1924 neben den genannten Jung-Romanen noch Werke von Upton Sinclair (u.a. *Hundert Prozent* und *Der Sumpf*), Oskar Maria Graf *(Frühzeit)*, Anna Meyenberg *(Von Stufe zu Stufe)* sowie *Drei Soldaten* von John Dos Passos erschienen sind. Mit der „Sammlung revolutionärer Bühnenwerke" (mit Stücken von Jung, Erich Mühsam, Karl August Wittfogel, Upton Sinclair und Felix Gasbarra), den „Märchen der Armen" (u.a. von Hermynia zur Mühlen), „Unten und Oben" (Oskar Maria Graf und Peter Schur) sowie der „Kleinen revolutionären Bibliothek" (u.a. *Das Gesicht der herrschenden Klasse* von George Grosz und *Geschichte und Klassenbewußtsein* von Georg Lukács) bot das Malik-Programm gerade während der revolutionären Nachkriegsjahre ein publizistisch-literarisch-künstlerisch ausgefeiltes Programm parteilicher Offenheit und politästhetischer Experimentierfreudigkeit und -fähigkeit, das ihresgleichen suchte. Daß Jungs Revolutionsprosa darin eine exzeptionelle Stellung einnahm, verwundert nicht. In diesem Kontext sind auch die oben abgedruckten Pressestimmen über *Proletarier* zu lesen. Peter Maslowski schreibt so bündig wie mißverständlich: „marxistischer Naturalismus", und es heißt in der weit ausholenden Besprechung der *Roten Fahne* begeistert: „Damit ist ein Weg gewiesen zu dem, was wir unter ‚proletarischer Dichtung' begreifen: Ausdruck des Gesamtwillens der Klasse, Verkörperung eines Kollektiverlebens", ein Urteil, dem sich auch Franz Jungs Jugendfreund, der Schriftsteller Max Herrmann-Neiße mit seinem Lob der „klassenhaften Gesamtheit, in dem das kollektive Bewußtsein rhythmisch erfaßt und zum Motor der Gestaltung genommen ist", anschließt.

13 Vgl. Walter Fähnders: Franz Jung-Bibliographie. In: Rieger: Glückstechnik und Lebensnot (Anm. 2), S. 252–268, hier Nr 99, 103, 115, 116 sowie 309 und 316; als Nr 308a wäre die norwegische Übersetzung nachzutragen (Franz Jung: Proletarer. Fortaelling fra revolutiones tyksland. Übers. Rulle Nilsen, Kristiania 1923), als Nr 308b eine weitere russische Übersetzung (Franz Jung.: Proletarii. Rasskaz. Moskva/Petrograd 1923).

2. *Arbeiter Thomas*

Auf paradoxe Weise schien die gesellschaftlich zugespitzte Situation zu Beginn der Weimarer Republik den politischen und auch künstlerischen Vorstellungen von Franz Jung günstig; wenn auch nicht eingebunden ins Kollektiv der ‚Proletarier', vermochte Jung in einer Phase der ‚historischen Kollision' doch Momente revolutionärer Politik, auch von Parteipolitik (im Sinne der KAPD), der damit verbundenen und sie zugleich transzendierenden politischen Praxis (Sowjet-Rußland) und schließlich Versuche einer proletarisch-kollektivistisch angelegten Kunstproduktion miteinander zu vermitteln. Insofern begegnen Jungs „rote Jahre" am Anfang der Zwanziger Jahre als ein so ungemein produktives Experimentierfeld, und insofern konnte ein anonym gebliebener Kritiker 1922 in der „Roten Fahne" den Arbeitern nicht nur dringlich die Jung-Lektüre anempfehlen, sondern auch mit einigem Recht behaupten: „Was Franz Jung schreibt (...) sind keine Agitationsbücher oder Anklageschriften, man könnte sie Versuche zum revolutionären Leben nennen"[14]. Max Herrmann-Neißes oben abgedruckte *Proletarier*-Besprechung zielt, von der Kluft zwischen Intellektuellen und Arbeitern ausgehend, eigentlich in dieselbe Richtung.

Jung hat dafür einen nicht geringen Preis zahlen müssen, neben der Haft in Hamburg und wenig später, 1921, in Holland und dem Leben in der Illegalität vollzog er, als die Verhältnisse in Deutschland am Umkippen waren und die Zustände in den revolutionären Linksparteien für ihn unerträglich wurden, einen letzten Schritt souveräner Radikalität und ging nach Sowjet-Rußland, wo er vor allem seine Kenntnisse der Nationalökonomie (die er studiert hatte) für die praktische Aufbauarbeit an der „Arbeitsfront" — *An die Arbeitsfront nach Sowjetrußland. Zum Produktionskampf der Klassen* lautete 1922 einer seiner Rußlandberichte (Werkausgabe Band 5) — einbrachte. Der immer noch nicht ganz aufgehellte Abbruch dieser Weise von ‚Produktion' führten ihn nach knapp drei Jahren, im November 1923, wieder nach Deutschland zurück,

14 Was soll der Proletarier lesen? Franz Jung. In: Die Rote Fahne 23.7.1922; zit. n. dem Neudruck in: Literatur im Klassenkampf. Hrsg. W. Fähnders/M. Rector. München 1971, S. 95–98, hier S. 97

wo er illegal mit Namen und Paß eines Franz Larsz lebte.
Jung startete den Versuch einer „Rückkehr in die Literatur", wie er das einschlägige Kapitel in seiner Autobiographie nennt; dieser Versuch, dieses Bemühen um eine Reaktivierung von „Lebensreserve" ist an anderer Stelle beschrieben und analysiert worden[15]. Wenn überhaupt, so gelang es Jung allenfalls auf publizistischem Gebiet und im Theaterbereich (hier u.a. in seiner Kooperation mit dem Theater Erwin Piscators), gewisse Aufmerksamkeit zu wecken. Als Romancier blieben ihm Erfolge weithin versagt — trotz der 1927 beendeten, ungemein dichten, autobiographischen Erzählung *Das Erbe*, die 1929 im *Vier-Männer-Buch* des sozialdemokratischen „Bücherkreises" erscheinen konnte. Seine Publikationsbemühungen gleichen einer Odyssee im Dschungel der linken und linksbürgerlichen Verlage. Das gilt für die ergebnislosen Bemühungen um seinen Roman *Gequältes Volk* (1927), der immerhin schon frühzeitig zwei erst gegen Ende der Weimarer Republik in der Literatur geläufige Themen — Oberschlesien und die Große Industrie — bündelte, und es gilt auch für *Arbeiter Thomas* (sowie für das etwas spätere *Samtkragen*-Manuskript). Dabei sei hier durchaus in Rechnung gestellt, daß allen diesen Romanen, *Hausierer* eingerechnet, eine Durcharbeitung sicher gefehlt hat (sie war, wie ein Blick in die Manuskripte, die jeweils nur wenige Korrekturen aufweisen, belegt, nicht Jungs Sache): Nicht, um die auf Widerspruch und ‚Versachlichung' zielenden Stilzüge zu glätten oder falsch zu harmonisieren, sondern um, wie ein Kritiker zum Erstdruck von *Gequältes Volk* bemerkte, die in der Tat häufig „gänzlich spröde, farb- und kunstlose, vielfach auch nachlässige Sprache"[16] zu kultivieren.
Wie angedeutet, war das Stück *Arbeiter Thomas* bereits 1928, zwei Jahre vor der Romanfassung, fertiggestellt; es wäre sicher erhellend, die jeweiligen Theater- und Erzählfassungen von *Arbeiter Thomas*, aber auch von *Samtkragen — Der verlorene Sohn* und von *Der Fall Gross* miteinander zu vergleichen —

15 Vgl. meine Hinweise im Nachwort zu Franz Jung: Gequältes Volk. Ein oberschlesischer Industrieroman. Hamburg 1987 (= Werke. Bd 10), S. 157–184
16 So Theo Meier-Ewert in einer Kurzrezension zu *Gequältes Volk* in: Germanistik 29, 1988, S. 229

offenbar lotet Jung jeweils die extremen Möglichkeiten der Gattungen aus. — Jung bot den Roman Mitte 1930 u.a. der „Deutschen Verlags-Anstalt", Stuttgart, dem „Societäts-Verlag" und „Rütten & Loening", beide Frankfurt/Main, sowie dem Paul List Verlag, der gewerkschaftseigenen „Büchergilde Gutenberg" und zuletzt, Ende 1932, dem Verlag Bruno Cassirer an. Die Absagen ähneln den Negativ-Urteilen über *Gequältes Volk;* so schreibt die „Deutsche Verlags-Anstalt" am 18.6.1930: „Als Roman scheint uns die Form nicht geglückt; die Gestaltung ist zu sehr Bericht. Es ist schade, daß Sie den handlungsreichen Stoff nicht in lebhafte Szenenfolge aufgelöst haben. Wir (...) wünschen Ihnen aufrichtig, daß Sie den Versuch machen wollten, Ihr nächstes Buch in einer romanhafteren Form zu schreiben. Diese nüchterne Berichterstattung wie bei Ihrem ‚Arbeiter Thomas' ist wohl eine Folge der zahlreichen Dokumenten-Literatur und wir hoffen, daß Sie zu der echten Romanform, die den Leser viel stärker fesselt, zurückfinden werden"[17].

Reizworte der zeitgenössischen Literatur-Debatte sind damit benannt: Bericht und nüchterne Berichterstattung, Dokumenten-Literatur. Sie charakterisieren das neusachliche Faible für den ‚Boden der Tatsachen', fürs ‚Nüchterne' (und nicht mehr das expressionistisch Aufgeladene der ‚Menschheitsdämmerung'). Auf recht eigene Weise orientiert sich Jung um 1930 an dem seiner Zeit geläufigen epischen Ziel, „Tatsächliches aus dem täglichen Leben wiederzugeben und in einer erklärenden Form der Beschreibung den Versuch zu machen, die näheren Umstände, Umgebung und andere Möglichkeiten (...) auf eine allgemeine Plattform zu heben" — so Jung 1928 in seiner Erzählung *Zwei unterm Torbogen*[18]. Der Verlagswunsch nach der „echten Romanform" mußte angesichts derartiger Be-

17 Nach einer Kopie des Briefes vom 18.6.1930; am 31.1.1931 heißt es in einem Brief der DVA an Jung, daß das neue Roman-Manuskript *Samtkragen — Der verlorene Sohn* „im Vergleich zu Ihrem ersten Buch ‚ARBEITER THOMAS' tatsächlich einen Fortschritt bedeutet. Hier haben Sie verstanden, Handlung hereinzubringen und einige Figuren prächtig zu gestalten." — Der Verlag lehnte einen Druck von *Samtkragen* dann mit Bedauern ab, weil er es in die „gegenwärtige Produktion nicht gut unterbringen" könne.

18 Wieder in: Franz Jung: Feinde Ringsum. Hamburg 1991 (= Werke. Bd 1/1), S. 292–297, hier S. 297

schreibungs-Konzepte schon wieder erfrischend altbacken erscheinen. — Nun bedürften Jungs Berührungen mit der Neuen Sachlichkeit noch der genaueren Klärung; sicher nutzte er die neuen, innovatorischen Möglichkeiten, die die Eroberung des Faktischen und Dokumentarischen gegenüber der „echten Romanform" bot. „Die Konstruktion des Lebens liegt im Augenblick weit mehr in der Gewalt von Fakten als von Überzeugungen", bemerkte Walter Benjamin 1928 kritisch in der *Einbahnstraße;* Jungs Versuche einer „erklärenden Form der Beschreibung" (die „Versuche zum revolutionären Leben" nun nicht mehr sein konnten) zielen auf derartige ästhetische Reflexionen der neuen Fakten-Gewalt. So wird in seiner Prosa — in Fortschreibung seiner früheren teils polemischen, teils solidarisch intendierten Leseranreden — das Erzählproblem sporadisch doch immer wieder zur Sprache gebracht. Zu Beginn von *Arbeiter Thomas* ist die Rede davon, „das Alltägliche der damit verknüpften Gleichgültigkeit zu entkleiden", aber auch davon, dies Alltägliche „auf die jeder Wesenheit zugesprochenene Einmaligkeit zu untersuchen, anzukämpfen gegen Sättigung und Bequemlichkeit der Auffassung, daß ein Tatsächliches im Geschehen bereits begrenzt ist im Bericht und jeweils schon zurück liegt hinter der möglichen Meinung eines Zuhörers oder Lesers". Das ist einigermaßen undeutlich, weist aber über das Prinzip der Faktizität wohl hinaus und sucht einen authentischen Anspruch des Erzählens nun doch eher in der „Gesamtatmosphäre des Geschehens"[19] als im Oberflächenmaterial. Insofern folgt Jung der neusachlichen Stoffjagd und mißtraut ihr zugleich; im *Samtkragen*-Roman schreibt er: „Die Geschehnisse, die hier in der Folge dargestellt werden, sind keineswegs freie Erfindung eines Schriftstellers. In allen Einzelheiten haben sie sich in Wirklichkeit so zugetragen (...) An sich wäre also kaum besonderer Anlaß vorhanden, diese Geschehnisse aufzuzeichnen, wenn der Schriftsteller nicht heutzutage endlich in der Lage wäre, in der peinlich genauen Nachbildung der Vorgänge Verflechtungen aufzuhellen, Aufschlüsse sozusagen aus dem Geschehnis selbst entwickeln zu lassen, über die der Tagesbericht der Zeitung hinweggleitet". Insofern

19 Franz Jung: Vorbemerkung zu ‚Legende'. In: Stücke der Zwanziger Jahre. Hrsg. Wolfgang Storch. Frankfurt/M. 1977, S. 272

mißtraut der Autor dem Dokumentarischen, „denn", heißt es weiter, „die Tatsachen-Berichterstattung ist bereits schon zu sehr Dichtung geworden, so daß neuerdings der Schriftsteller, dem es um die inneren Zusammenhänge geht, unter Verzicht auf das Mittel psychologischer Erklärungen durch die Bestimmtheit seiner Darstellung den für die flüchtige Gegenwart bestimmten Bericht in die Wirklichkeit erst wieder zurückführen muß"[20].

Arbeiter Thomas reicht übers Stromlinienförmige neusachlicher Provenienz sicher hinaus. Die Aufstands- und Revolutionsthematik, der sich die Weimarer Literatur ein Jahrzehnt nach Kriegsende, nach dem November 1918 und nach Versailles in wachsendem Maße annimmt — von rechts bis links —, greift Jung mit dem hochgesteckten Ziel auf, „eine geschlossene Analyse eines Arbeiters zu geben im Ablauf seines Schicksals und seiner Stellungnahme zu den soziologisch gefärbten Geschehnissen in seiner Umwelt" (so Jung *Zum Thema des Romans*). Inwieweit ihm das gelungen ist, soll hier nicht entschieden werden. Immerhin sucht der Roman Einblicke in Bewußtseinslagen und Bewußtwerdungsprozesse unterschiedlicher, auch unterschiedlich sozialisierter proletarischer Existenzen, und in der Konfrontation zwischen dem anpolitisierten und radikalisierten, dabei im Grunde seines Herzens zutiefst unpolitischen Arbeiter Thomas und Bork, dem Mann der Organisation und des Apparates, scheint auch die Konfrontation zwischen proletarischem (Klassen-)Bewußtsein und politischer Organisation auf, die nicht nur Jung auf den Nägeln brannte. Daß der Roman dabei nicht die konkrete Historie eines proletarischen Aufstandes präsentiert, sondern auf Verhaltensdispositionen aus ist, verbindet ihn sicher mit den früheren Revolutionstexten. Aber die Hoffnung, daß in der solidarischen Aktion noch ein „Tempo der Veränderungen" (Jung) erkennbar werden könnte, bietet der Roman wohl nicht mehr. Und insofern ist auch das Bild vom Gefangenen hier anders geraten als in *Proletarier*, dessen Vergleich es herausfordert. Der Gefangene namens Arbeiter Thomas wird jetzt zum Einzelfall, seine elende Deklassierung, der Verlust von Arbeit, Frau, Familie, Politik, sein schmähliches Ende gestatten keinen produktiven

20 Aus dem Anfang des Romans *Samtkragen*, ebenda S. 234

Ausblick mehr, wie die *Proletarier* ihn noch anpeilten. „Das brauchte nicht sein", lauten verzweifelt die letzten Worte im Stück, und der Roman-Ausgang zeugt (auch erzählerisch) von recht hilflos scheinendem Trotz. So erscheint *Arbeiter Thomas* „gewissermaßen (als) ein umgekehrter Toller", wie Georg Fuchs, Redakteur der „Leipziger Volkszeitung", nach der Lektüre des Stückes an Jung schreibt[21]. Toller hatte im Jahr zuvor, 1927, in seinem Revolutions-Stück *Hoppla, wir leben!* eine proletarisch-sozialdemokratische Karriere mit dem Untergang eines seinen revolutionären Zielen — in einer nun nicht mehr revolutionären Umwelt — treu bleibenden Arbeiters namens Karl Thomas konfrontiert; Tollers Arbeiter Thomas attackiert die schmähliche Liquidierung revolutionärer Ideale zugunsten von Ministersesseln. Sein Namensvetter bei Jung kehrt diese Botschaft Tollers in der Tat um; am Ende ist er zu kaputt, um für revolutionäre Traditionen — deretwegen Tollers Held sich schließlich umbringt — noch einzustehen, und daß gerade der Arbeiter Thomas in dieser Verfassung von der Polizei erschossen wird, markiert eine doppelte ‚Umkehr' gegenüber dem Tollerschen Stück. — Von anderer Warte aus gibt das hier im Anhang publizierte Statement von Alfons Goldschmidt den bedenkenswerten Hinweis, der *Arbeiter Thomas* stamme „aus einer Seitengasse, die vom Alexanderplatz ausgeht", auch wenn er das Format der Figur eines Franz Biberkopf sicher nicht erreicht (und sich anders als Döblin stärker aufs Proletariat bezieht).

3. *Hausierer*

„Mit Trotzki außerhalb der offiziellen Partei" — so charakterisiert sich Jung 1929 in einer autobiographischen Notiz[22]. Ob ihm diese organisatorische Unabhängigkeit bei seinen Publikationsvorhaben (wie er selbst gelegentlich unterstellte) geschadet hat, läßt sich nur schwer ausmachen. Daß sein Roman *Hausierer* 1931 in der Buchgemeinschaft der SPD erscheinen konnte, hat allerdings nichts mit etwaigen Sympathien Jungs für die Weimarer Sozialdemokratie zu tun, sondern eher mit dem

21 Zit. n. Mierau: Leben und Schriften des Franz Jung (Anm. 2), S. 39

22 In: Franz Jung: Briefe und Prospekte. Hrsg. Sieglinde und Fritz Mierau. Hamburg 1988 (= Werke. Bd 11), S. 155

Literaturprogramm des „Bücherkreises". (Zur Erinnerung: mit seinen rund 30.000 Mitgliedern konkurrierte der „Bücherkreis" als der SPD verpflichteter Buchclub mit der zahlenmäßig stärkeren, von der Druckergewerkschaft getragenen „Büchergilde Gutenberg" und der kleineren kommunistischen „Universum-Bücherei für Alle", die von Willy Münzenbergs Verlags-Politik geprägt wurde; minoritär war die anarchosyndikalistische „Gilde freiheitlicher Bücherfreunde".)

Der „Bücherkreis" bemühte sich vor allem seit Ende der Zwanziger Jahre unter den Lektoraten Hermann Wendels, Erich Knaufs und Karl Schröders — dessen Roman *Jan Beek* (1929) übrigens einen entfernten Verwandten des Arbeiter Thomas vorführt — um ein experimentierfreudiges Profil, das auch nicht arrivierten Autoren gewisse Chancen bot. So lektorierte Karl Schröder Werke seines ehemaligen KAPistischen Weggefährten Adam Scharrer, und das Interesse am Œuvre des alten KAPD-Genossen Franz Jung bezeugt die Aufnahme seiner Novelle *Das Erbe* 1929 ins *Vier-Männer-Buch.* Hatte der „Bücherkreis" allerdings (wie auch die „Büchergilde Gutenberg") den Druck von *Gequältes Volk* abgelehnt, so konnte man sich für die *Hausierer,* an denen Jung 1929 schrieb und die er bereits im Februar 1930 dem Verlag übersandte, erwärmen. Zur Ankündigung des dann im Juni 1931 mit einer Auflage von 8.000 Exemplaren ausgelieferten Romanes schreibt die Mitglieder-Zeitschrift des „Bücherkreises": „Die Fabel des Romans ist eine Zollschiebung, wie sie in der heutigen Großwirtschaft nicht gerade selten vorkommt. In einer Reihe von Szenen wird mit sachlicher Spannung dargestellt, wie in der heutigen Gesellschaft alles zur Ware erniedrigt ist, wie die Menschen des Kapitalismus ‚Hausierer' werden, ‚Hausierer' nicht nur mit Kleidern und Büchern, ‚Hausierer' auch mit Idealen, Überzeugungen und Erlebnissen. Im bewegten Auf und Ab, in den verschiedensten Gesellschaftsschichten zeigt sich die gleiche Mechanik des Geschäfts. — Wie der Autor selber uns schreibt, will er den Versuch machen, in Inhalt und Form im Rahmen einer Erzählung bestimmte wirtschaftliche und soziale Grundlagen der Gesellschaft aufzuzeichnen."[23]

In der Selbstanzeige seines Romans pointiert Jung noch den

23 Der Bücherkreis 7, 1931, S. 122

„Typ des Hausierers", der seine Waren verkaufen muß: als Hausierer erscheinen der kapitalistische Bankier und der mit Schnürsenkel handelnde Kriegsinvalide gleichermaßen. Das ist von einem klassenanalytischen Ausgangspunkt her sicher Unfug. Aber nimmt man ihn als eine Art Sozialcharakter, als eine allegorisch scheinende Figur, dann steckt im Hausierer sicher viel von der „Mechanik des Geschäfts", das sich den Menschen kapitalistisch unterwirft, ihn depraviert und „aus dem Kreislauf herausschleudert", wie es im Schlußabsatz des Romans noch einmal eruptiv heißt. Walter Benjamin hat eine verwandte Figur, den Sammler/Lumpensammler, untersucht und ihr in bestimmter Konstellation noch produktive Züge zumessen können. Ausweglos dagegen scheint bei Jung die Hausierer-Existenz, ohne Möglichkeit, jener Mechanik zu entkommen. Bei einem solchen Entwurf vom Hausierer bezieht Jung konsequent nicht nur die Schnürsenkel-Verkäufer, Drücker und fliegenden Händler ein, sondern auch aktuelle Entwicklungen des Kapitals, Trustbildungen, Pleiten, Aufstieg und Niedergang von Firmen und Scheinfirmen, kleinen und mittleren Kapitaleignern, Abstürze abhängiger Unternehmungen und anderes mehr.

Ein derartiges Konzept erforderte vermutlich zwangsläufig einen hohen Anteil an Beschreibungsprosa und Diskursivität, und was der Verlag als „sachliche Spannung" offerierte, erschien der „Literarischen Welt" als ästhetisch ganz und gar unbewältigt: „Das Buch ist kalt und läßt kalt". So blieb der Erfolg von Jungs letztem Roman mäßig, die Kritik, wie die kargen hier abgedruckten Rezensionen belegen, war gespalten. Die bis zur Machtübernahme 1933 verbleibende Zeit nutzte Jung nunmehr vorrangig zu publizistischen Aktivitäten, so im Kreis seiner Zeitschrift „Gegner".

Hausierer ist ein wohl „sorgfältig komponierter Wirtschaftsroman"[24], dem man allerdings eine ebenso sorgfältige Ausführung gewünscht hätte; er ist eines der nicht gerade häufigen Beispiele für die Abarbeitung eines Autors an einem Sujet, das im Zeichen von Wirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit auf der Tagesordnung stand. Dabei beschritt er Wege, die in ihrem

24 Heinz Hug im Franz Jung-Heft von: orte. Schweizer Literaturzeitschrift 13, 1988, H. 65, S. 40

gesellschaftskritischen Anspruch, zu dem schon der Untertitel sich bekannte, Erzählweisen erprobten, deren eigentümliche ‚Sachlichkeit' mit dem Sensationellen des neusachlichen Tempos ebensowenig kongruierten wie mit dem eher traditionalistischen Erzählen, das sich im Umkreis des ‚Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller' und der KPD herauszubilden begann. Gerade hier allerdings kreisten die Kontroversen um (vermeintliche) Alternativen wie ‚Erzählen' oder ‚Beschreiben', um ‚Offenheit' der epischen Form oder ihre auf Abbildung von gesellschaftlicher Totalität bedachte ‚Geschlossenheit' (wofür der Name Georg Lukács steht), eine epische ‚Totalität', die Erzählbrüche, Montagen und verwandte Erzählmöglichkeiten der Avantgarde ausschließen wollte. Um so kurioser, daß in jüngster Zeit der Versuch gemacht worden ist, ausgerechnet den Roman *Hausierer* zum Vorläufer einer derart katastrophal verengten und eingeschränkten Realismus-Auffassung, Jung selbst zum Ahnherrn dieser stalinistischen Version von sozialistischem Realismus zu deklarieren. In unangenehm voreingenommenem Ton („... erfordert ein Genie. Franz Jung war keines.") nimmt Günter Kunert die den *Hausierer* kennzeichnende „reine Schilderung wirtschaftlicher Verhältnisse anhand von Figuren" zum Anlaß eines Vorwurfs, der hier wörtlich zitiert sei: „Das tatsächliche Ergebnis solcher Schreibweisen war ja nicht Einsicht in die vielförmigen Zwänge der Gesellschaft, sondern nur die Favorisierung schlechter Literatur — jedenfalls in der Sowjetunion. (...) erhob der Chefideologe Shdanow die ideologische Schreibweise 1936 zur einzig genehmen (...) Jungs Roman ist ein Vorläufer. Mit Büchern wie dem ‚Hausierer' kündigt sich außerhalb der Sowjetunion der dort später zur Doktrin erhobene ‚sozialistische Realismus' an"[25].

Solche Kritik zeigt sich über die Geschichte des ‚Sozialistischen Realismus' (und über Jungs Werk) erstaunlich schlecht informiert. Als ‚Sozialistischer Realismus' wurde bekanntlich 1934 (nicht 1936) verbindlich festgeschrieben, was bis dahin als *eine* von sozialistischer ‚Parteilichkeit' inspirierte Weise des Erzählens, aber beileibe nicht als die einzige, galt: die, wie es

25 Günter Kunert: Geld regiert die Welt. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 25.2.1988, Nr 47, S. 27

hieß, „wahrheitsgetreue, historisch konkrete Darstellung der Wirklichkeit in ihrer revolutionären Entwicklung“[26]. Rundum positive Heldenfiguren, massenhaft Identifikationsangebote, ‚bewährte‘ Erzählweisen des 19. Jahrhunderts als Vorbild entsprangen solcher Reduktion und Verbiegung von ‚Realismus‘ — und für anonyme oder kollektive Helden, für Diskontinuitäten im epischen Fluß, für Dokumenten-Experimente oder auch für die Sachlichkeit von Beschreibung gab es da keinerlei Chance, also für alle jene Erzählversuche, für die während der Zwanziger Jahre auch der Name Franz Jung stand.

Jung als „Vorläufer“? In der (noch) experimentierfreudigen sowjetischen Literaturszene der frühen Zwanziger Jahre (und nicht nach 1934!) wird man gewußt haben, weshalb man Jungs Prosa ins Russische übersetzte[27], und, andersherum, es ist auch kein Zufall, daß in der DDR bis 1981 keines seiner Werke erscheinen konnte[28]. Jung war Vorläufer ganz anderer Art, seine Literatur war — um ein frühes Lieblingswort von ihm aufzugreifen — „Vorarbeit“ für künftige Aufgaben, für die Arbeit eines ‚Torpedokäfers‘: so herum entschlüsseln sich auch seine Proletarier, sein Arbeiter Thomas und die Hausierer.

Walter Fähnders

26 Sozialistische Realismuskonzeptionen. Dokumente zum 1. Allunionskongreß der Sowjetschriftsteller. Hrsg. Hans-Jürgen Schmitt/Godehard Schramm. Frankfurt/M. 1974 (= es. Bd 701), S. 390

27 Ins Russische wurden übersetzt: *Hunger an der Wolga, Proletarier* (in zwei verschiedenen Ausgaben), *Die Rote Woche, Arbeitsfriede, Die Eroberung der Maschinen* (in zwei verschiedenen Ausgaben), *Geschichte einer Fabrik, Jack London als Dichter der Arbeiterklasse* (Nachweise bei Fähnders: Franz Jung-Bibliographie (Anm. 13), Nr 307ff.). — Cläre Jungs Vermutung, *Arbeiter Thomas* sei in „einer russischen Ausgabe“ herausgekommen, läßt sich nicht verifizieren (Cläre M. Jung: Paradiesvögel. Erinnerungen. Hamburg 1987, S. 137). — Nach einer schönen Formulierung von Cläre Jung ist der *Arbeiter Thomas* „die Geschichte von der Lebensunfähigkeit der deutschen Revolution“ (ebenda S. 133).

28 Franz Jung: Der tolle Nikolaus. Prosa, Briefe. Hrsg. Cläre M. Jung/Fritz Mierau. Leipzig 1981 (= Reclams Universal-Bibliothek Bd 811)

INHALT

Proletarier / Erzählung 7

Arbeiter Thomas / Roman 69

ERSTER TEIL 71

ZWEITER TEIL 149

DRITTER TEIL 205

Hausierer / Gesellschaftskritischer Roman 245

ERSTER TEIL
Die Kolonne wird angesetzt 247
Alles auf Stottern 257
Schlechte Geschäfte 269
Zu Hause bei Glasmacher Nitsche 280
Ein Major als Freier 285
Das Papier wird teurer 292
Ein Verehrer im Schatten 297

ZWEITER TEIL 300
Schnürsenkel! Bitte kaufen Sie Blumen!
Zündhölzer gefällig? 309
Die Geschäfte gehen voran 316
Nichts zu holen, der Mann ist schwach 322
Wochenende, ein bittrer Tropfen 327
Ein Mann erzählt aus seinem Leben 340
Eine Blütenlese der letzten Nachrichten 345
Eine Konferenz zu dritt und böse Folgen 348
Im laufenden Geschäftsgang abgeschoben 354
Die letzten Splitter 357

DRITTER TEIL
Niemand kann aus seiner Haut 361
Was du nicht willst, das man dir tu ... 372
Rückzug auf der ganzen Linie 384
Nur ein wenig Blut ... 396
Zwischen-Bilanz 407
Menschlich sein 408

Anhang

Zeitgenössische Rezensionen zu „Proletarier" und „Hausierer" 414

Richard A. Schaefter 414 / *Peter Maslowski* 415 / *Lutz Weltmann* 416 / *Max Herrmann-Neiße* 417 / *Franz Jung* 418 / *Georg Schwarz* 419 / *Iwan Heilbut* 420 / *Fritz Bieber* 420 / *r.n.* 421 / *Max Hochdorf* 422

Materialien zu „Arbeiter Thomas" 423

Franz Jung: Zum Thema des Romans 423 / *Franz Jung:* Arbeiter Thomas 424 / *Alfons Goldschmidt:* Arbeiter Thomas 425

Walter Fähnders: Nachwort 427